Ida Boy-Ed

Ein Augenblick im Paradies

Ein Augenblick im Paradies
von Ida Boy-Ed

Ein Augenblick im Paradies

1912
11–20 Tausend

Ullstein & Co Berlin-Wien

Ein Augenblick im Paradies

von Ida Boy-Ed

1912

11.–20. Tausend

P.S.T.

Ullstein & Co. Berlin-Wien

Ja," sagte die Mutter, „das hielten wir damals für schön und für was Künstlerisches. Auf steifer weißer Pappe lag ein Oval oder ein quergestrecktes Viereck, das irgendwie mit einer gipsigen oder kalkigen Masse präpariert und in den Farben eines Sonnenunterganges oder sonstwie als Hintergrund von Himmel und Erde getönt war. Das nannte man, wenn ich mich recht erinnere, papier billé. Mit dem Bleistift oder der Feder zeichnete man Landschaften und Genrebildchen darauf. Aber nicht nach der Natur, sondern nach Vorlagen. Natur war in meiner Jugend nicht Mode."

Niemand antwortete ihr. Sie nahm das Schweigen so hin und rührte sich gar nicht. Nach dem ersten und zweiten Versuch, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, hatte sie noch kleine Gesten gehabt, die Unbefangenheit dartun sollten: ihr schwarzes Wolltuch fester um die Schulter gezogen,

ihr zusammengerolltes Strickzeug unnötigerweise vom Tisch aufgenommen und wieder hingelegt.

Man gab ihr keine Auskunft, als sie die Frage aufwarf, ob Mariechen Selwitz schon aufgeboten sei. Und es war ihr auch so völlig, ach, so völlig gleichgültig, ob und wann und wen diese Nachbarstochter heiratete.

Danach erörterte sie eine Minute mit leerem Eifer die finanziellen Vorteile, die Baron Langemak haben würde, wenn die geplante Kleinbahn über seine Ländereien geführt werden mußte. Vor einigen Wochen konnte ihr Mann nicht davon reden hören, ohne sich in einen allgemeinen, adressenlosen Zorn hineinzusteigern. Jetzt schien es, als sei dies Thema ihm das fernste. Er lehnte es nicht einmal mit einer Handbewegung oder einem knurrigen Ton ab. Es ging an seinem Ohr vorbei.

Auf die Erinnerung an die törichten Zeichenstunden in der Schule war sie nun durch den Ausblick auf den Abendhimmel gekommen.

Zu dritt saßen sie in der Veranda, von ihrem Glasdach beschützt, auf dem ein dicker, grünroter Pelz von Laub lag. Die Ranken des wilden Weins hingen vom Rand des Daches herab. Der Rittmeister hatte in der letzten Zeit vergessen, sie abzuschneiden.

Die Veranda, an der Hinterwand des Hauses gelegen, thronte ein bißchen wie ein Hochsitz über dem stark abschüssigen Garten. Der bestand zumeist aus einem geräumigen Rasen, dessen Kante hier und da Blumenbeete fleckten. Im Abenddämmer erkannte man kaum die Farben; still und verschattet war das Blumengedränge, und es schien traurig, als sei die lachende Blütenjugend ihm vergangen. Hinter dem Rasen gab es Baumpartien. Sie standen merkwürdig aufgereiht, in deutlichster Klarheit ihrer Umrisse, wie mit der Schere ausgeschnitten, als Silhouetten vor dem Himmel. Der glühte am Horizont rot, höher hinauf glänzte er orangenfarbig, und aus dieser gelben Leuchtkraft heraus bekam er rasch, doch in feinsten Uebergängen, sein tiefes Perlgrau, das das Gewölbe geheimnisvoll und unendlich erscheinen ließ.

Noch einen letzten Versuch machte die Mutter.

Als ihr deuchte, es müsse eine endlose, unabwägbare Zeit verflossen sein, seit sie zuletzt den Klang der eigenen Stimme gehört habe, sagte sie vor sich hin:

„So warm der Abend — und doch schon Ende September.“ Dann versank ihr der Mut zum Sprechen. Oder sie vergaß es, daß es noch andere Angelegenheiten in der Welt gab, außer der einen, die ihre und der Ihren Stimmung zerdrückte.

Dunkler wurde der Abend. Der Goldglanz zwischen der grauen Höhe und dem düsterroten Horizont losch hin. Der metallische Purpur über dem Rand des Geländes stand noch und ganz schwarz vor ihm die Bäume als scharfumrissene Flachformen. Die mächtige Ulme hatte keinen runden Wipfel mehr und keine ringsum breit sich ausreckenden Arme; die drei Pappeln unfern von ihr verloren ihren runden Körper. Sie waren wie Theaterbäume, sie hatten nur Front und keinen Umfang, keine Tiefe.

Die Natur schwieg vollkommen. Kein Wind stieß die Büsche an, um sie zum Rauschen und Flüstern zu bringen, kein Tier rührte sich mehr. Es war, als sei alle Arbeit getan, nicht nur die des Tages, auch die des Jahres. Und nun kam die Stille und das gelassene Warten auf sie im Abendfrieden.

Drinnen im Haus, im Zimmer, aus dem die Tür in die Veranda führte, war es gewiß nächtig dunkel. Aber da begann nun ein leidenschaftliches Spiel — im rasenden Zeitmaß ließ jemand das Presto aus der F-moll-Sonate aus den Tasten auftrotzen.

Die Mutter schrak zusammen und duckte sich beinahe, wie eine, die sich in einer großen Angst oder einem großen Schmerz befindet. Der Rittmeister blieb unbeweglich. Aber seine Schwester schluckte einen Seufzer hinunter und legte die Hand über die

Augen, als wollten da Tränen quellen und sollten nicht. — —

Sie horchten alle drei. Das Spiel gab ihrem Gemüt einen Inhalt, eine Frist gab es ihnen, füllte unerträglich stumpfes Warten aus, wurde deshalb so etwas wie ein Trost. Schien ihnen zu sagen, daß die Spielerin doch noch Mut habe und Teilnahme an andern Dingen . . . Denn sie wußten ja von ihr: ihre Seele war musikalischer als ihre Finger, und sie mußte sich alles in mühsamer, strenger Uebung erzwingen . . .

In diesen letzten Tagen hatte sie sich immer wieder mit diesem Presto beschäftigt.

Als sei der zornige Schmerz, die trotzige Bitterkeit darin gerade alles das, was sie selbst hätte herausschreien mögen . . .

Als sei der linde, zärtliche Zwischensatz die Wehmut und das Flehen ihres eigenen Herzens . . .

Sie schloß, mit den kraftvoll und herbe sich von der Höhe zur Tiefe hinabstürzenden Triolen . . . dann eine knappe Pause, und das gleiche Spiel begann von neuem — wie in einem unersättlichen Gefallen gerade an diesen Tonfolgen.

Dann aber brach die Spielerin ab. Man hätte meinen können, das Gedächtnis gehe ihr aus — die Finger suchten scheinbar den verlorenen Zusammen-

hang — fanden ihn nicht — ein schriller Mißton gellte auf, und dann wurde es still.

Die drei alten Leute im Abenddunkel wußten wohl, daß da kein Gedächtnis versagte — daß etwas anderes das Spiel zerriß. Die Mutter sah es mit den Augen ihrer erregten und geängstigten Phantasie: Malene hatte wohl die Ellbogen auf die Tasten gestemmt und die Stirn hart gegen die erhobenen, gefalteten Hände gepreßt. Und darüber — von dieser Vorstellung wie von etwas sehr Jammervollem ergriffen — weinte sie auf.

Dies trockne Aufschluchzen überraschte sie ja selbst, zerbrach so plötzlich ihre Fassung, daß sie es nicht unterdrücken konnte.

Der Rittmeister hörte den Ton, und schmerzlich davon gereizt, schlug er so hart mit der Faust auf den Tisch, daß die Frauen vor Schreck ihren Herzschlag jagen fühlten.

Dann war wieder alles still, drinnen und draußen.

Minuten gingen in Beklommenheit.

Mit einem Male dachte das alte Fräulein:

Es muß doch gleich Essenszeit sein. Aber so etwas Prosaisches mochte sie nicht sagen. Deshalb bemerkte sie, mit etwas zögernder, unfreier Stimme:

„Es wird sehr kalt und feucht.“

„Ja, und kriegen wir denn überhaupt noch etwas zu essen?“ fragte derb der Rittmeister.

Sie standen auf.

„Ich dachte, wir wollten Tammsen abwarten,“ brachte die Mutter entschuldigend vor.

„Ach was, der . . .“

Jetzt wurden auf einmal die beiden Fenster neben der Veranda hell. Man sah den Lichtschein, der in zwei gelben breiten Strahlenströmen herauskam und auf den Rasen helle Stellen hinmalte. Die Hängelampe über dem Eßtisch war angezündet worden.

Sie gingen hinein. Der große schlanke Mann etwas schwerfällig und sperrbeinig, mit verschobener Gestalt und im Schreiten sich förmlich erst wieder zurechtreckend. Die Mutter merkwürdig unscheinbar und sacht, wie Menschen sich bewegen, die immer bestrebt sind, leise und sanft zwischen Geräuschvollen zu bleiben. Das alte Fräulein hatte eine entschlossene Haltung zurückgewonnen. Sie dachte:

Wie auch alles ist: man muß nicht herunterkommen!

Ja, wenn man auch noch so viel Kummer hat — man muß essen und trinken, um sich bei Gesundheit zu erhalten! Wenn sie — Line — sich seinerzeit so

von ihrem Gram hätte unterkriegen lassen! Von ihr war immer Tapferkeit gefordert worden, ihre Herzensangelegenheiten hatte kein Mensch wichtig genommen. Da hatte es immer geheißen: Steigere dich nicht 'rein . . . Und weil ihr diese Gedanken so kamen, fand sie in der gegenwärtigen Situation etwas, das sie plötzlich ärgerte.

Als der größte Raum im Hause hatte das Eßzimmer zur Hauptwand die südliche Mauer; die beiden Fenster der westlichen Schmalseite gingen in den Garten, die der östlichen vorn auf den Hof. In der andern Längswand öffneten sich zwei Türen, eine in das nebenan gelegene Wohnzimmer, eine in den Flur. Es sah sehr solide aus in diesem gestreckten Raum, der etwas breiter hätte sein dürfen, um völlig behaglich zu wirken. Da waren Möbel, die man schön gefunden hatte, als sie gekauft wurden, die man dann lange Jahre entschuldigt hatte, die aber nun wieder zu Ansehen kamen, gleich Menschen, die als Greise, nachdem sie immer häßlich gewesen, noch zu anziehenden Charakterköpfen werden. Auf dem Tisch und auf einer Säule zwischen den Fenstern zum Garten standen Sträuße, in deren phantastischer Zusammenstellung sich ein ungewöhnlicher Geschmack und eine große Blumenliebhaberei ausdrückten. Zweige von Herbstlaub schwankten weit und hoch

über den Vasenrand hinaus, halbgefüllte Kaktus-dahlien mit ihren spitzen, roten Blütenblättern ragten an steilen Stengeln, und die anmutigen Trauben des wilden Hopfens hingen dazwischen.

Den Vater störte der „unordentliche" Riesen-strauß auf dem Tisch eigentlich immer ein wenig. Aber da es Malene war, die die Blumen ordnete, mochte er nichts dagegen sagen.

Ach Gott, dachte das alte Fräulein von Brohla, roher Schinken!

Sie konnte ihn nicht recht beißen und vertragen, und sie wußte auch gewiß, daß es Kartoffeln und Bohnen, vom Mittag her, zusammen aufgebraten, dazu geben werde. Sonst bat sie in solchen Fällen, falls sie herzlich gestimmt war, um ein Spiegelei für sich, und wenn sie in beleidigter Verfassung sich befand, aß sie mit demonstrativer Bescheidenheit nur ein Scheibchen Brot mit Butter.

Aber jetzt natürlich, jetzt mochte sie gar nicht einmal zeigen, daß sie an ihren Magen denke. Es war so unwichtig — ihr natürlich nicht, aber sicher dem Bruder und der Schwägerin.

Der Rittmeister sah auf die Tür. Wo blieb denn Malene?

Herr von Brohla hatte zwar schon vor fünfund-zwanzig Jahren seinen Abschied genommen. Aber

er war und blieb für alle Welt „der Rittmeister". Sein weißer Schnurrbart im rötlich-bräunlichen Gesicht, die stolze Nase, der scharfe Sprechton gaben ihm etwas wohlfeil Typisches; alles drückte eine forsche und doch joviale Rauheit aus.

Und wenn er seine Leute mit seinen hellblauen Augen zornig anblitzte, standen sie stramm, als trügen er und sie das blaue Dragonertuch.

Seine Ungeduld — und die brodelte stets rasch und stark auf — las man ihm auch jetzt vom Gesicht ab.

Anna trug eine dampfende Schüssel auf — die vom alten Fräulein gemutmaßten zusammengebratenen Bohnen und Kartoffeln. Flaschenbier für den Herrn, Milch für die Damen stand auf dem Tisch. Man hätte essen können, wenn Malene . . .

Aber nun öffnete sich die Tür, und sie kam herein.

Alle drei sahen ihr mit Sorge entgegen, die bei dem alten Fräulein freilich einen starken Zusatz unbewußter, vivisektorischer Neugier hatte. Frau von Brohlas Gesicht verklärte sich förmlich vor Zärtlichkeit und kummervoller Angst. Der scharfe Blick des Rittmeisters schien das junge Mädchen durchbohren zu wollen.

Malene empfand all diese ihr entgegengebrachte Aufmerksamkeit wie ein peinvolles Hemmnis. Aber

sie wußte ja, es war Liebe. Und sie bewahrte, wie jeden Tag und bei jeder Begegnung, eine aufrechte Haltung. Nur vermied sie den Blick der Mutter! Denn sie wußte vielleicht: wenn ihr Auge sich mit diesem Auge traf, zerbrach die Fassung . . .

Donnerwetter, dachte der Vater voll bitterm Ingrimm, solch Mädchen! Das könnt' er haben! Und er . . .

Aber vielleicht war alles nur Episode. Klatsch. Aufgebauscht. Man weiß ja, wie das geht! 'ne Fliege wird totgeschlagen am Eingang der Straße. Und am andern Ende heißt's dann: Wißt ihr schon? Ein Mord . . . Wenn nur der verfluchte Tammsen erst da wäre. Na, den Kerl wollte er zusammendonnern . . .

Wie schön sie ist! dachte voll inniger Bewunderung auch die Mutter. Ganz und gar war sie von Malene eingenommen. Seit zwei Jahren jubelte sie innerlich dem Augenblick entgegen, wo sie Malene als Schwiegertochter in ihre Arme würde schließen dürfen. Welche Gestalt! Weder zu groß noch zu klein und von so viel Harmonie in den Linien und Bewegungen. Und das ausdrucksvolle Gesicht mit den grauen Augen darin, die einen merkwürdig klugen, großen Blick hatten. Ihr dunkles Haar setzte an den Schläfen und im Nacken hinterm Ohr

in so feinem Wuchs an. Nun war sie sehr blaß — die Klarheit ihrer immer hellen, weißen Haut schien wie getrübt.

Malene, im lichtblauen Leinenkleid von modischem Schnitt, erschien trotz aller Einfachheit doch wie ein Wesen aus einer andern Welt oder einem andern Zeitalter zwischen diesen drei alten Leuten. Die waren angezogen, wie sich sparsame und praktische Menschen jenseit allen Jugendglanzes auf dem Land anzuziehen pflegen. Irgendwie, ganz unscheinbar, in unverwüstliche, schwarzgraue Stoffe. Und der Rittmeister trug zum gestreiften Beinkleid eine weißgetupfte braune Weste und einen dunkeln Rock, der klein und eng wirkte und stramm über dem Magen zugeknöpft war, was, im Verein mit der geraden Haltung, ihm etwas Wachsames gab und die noch wohlerhaltene Schlankheit seiner großen Gestalt erkennen ließ.

Man aß schweigend. Sie dachten alle mehr oder minder zusammengefaßt an Tammsen, und wo er denn bliebe.

Er trödelte immer. Das war ja eine alte Geschichte. Wenn er Dienstags und Freitags nachmittag in die Stadt fuhr, um bei dem Butter- und Delikatessenwarenhändler Lübbers die Produkte abzuliefern, und bei der Gelegenheit nochmal auf der

Post vorsprach, eilte es ihm in keiner Hinsicht. Wie sollte er denn auch ahnen, daß seine Herrschaft die Minuten zählte.

Die Kargheit der Postbestellung hatte viele Jahre lang zu dem Idyll von Wernsdorf durchaus gestimmt.

Der Rittmeister war zufrieden, wenn er, vormittags um zehn Uhr vom Felde kommend, neben seinem Käsebutterbrot und seinem Nordhäuser nur das Kreisblatt und keine Briefe oder Rechnungen fand; die Damen freuten sich, wenn Wittig nachmittags um fünf Uhr nochmals vorsprach und eine Ansichtskarte von Elard in seiner Mappe hatte oder ein Briefchen von einer guten Freundin draußen in der Welt; denn so zufrieden man auch in der Stille war, es machte doch Spaß, ab und zu vom Ergehen derjenigen zu hören, mit denen man einst im lebhafteren Dasein zusammen Dienst und Geselligkeit geteilt; man fühlte sich auch angenehm berührt, wenn die übrigen Brohlas und Halderns sich an die Wernsdorfer Verwandten erinnerten. Diese zweimalige Postbestellung war als etwas Freundliches, aber gänzlich Unaufregendes dem Tageslauf fest eingegliedert gewesen. Es kam eigentlich nie vor, daß ein Hausbewohner ungeduldig fragte: War Wittig noch nicht da?

Nun aber, seit einigen Wochen, empfand man es als quälende Vorstellung, daß vielleicht mit dem Nachmittagszuge noch ein wichtiger Brief in der Stadt angekommen sein könnte, der dann erst am andern Morgen um zehn Uhr in ihre Hände gelangte. Denn einmal, endlich einmal mußte Elard doch wieder schreiben. . . .

Und um dieser Möglichkeit willen mußte Tammsen Dienstags und Freitags nachmittag auf der Post nachfragen. Die Frauen hätten ihn zu solcher Nachfrage gern jeden Tag hineingeschickt. Aber sie wußten: das war unmöglich, das Gespann konnte nicht allnachmittäglich für Gemütszwecke den Arbeitszwecken entzogen werden.

Sie rechneten, während sie aßen, jeder für sich im stillen Tammsen die Fahrzeit und die Gänge in der Stadt nach. Dabei kam man natürlich zu erheblich andern Resultaten, als sie Tammsens eigene Zeiteinteilung ergab. Wenn er in unerhörter Gelassenheit auf den Hof einfuhr, schwor er, daß er vor acht mit dem allerbesten Willen nicht hätte hier sein können. Und er verwarf die Unterstellung, daß seine Rückkehr schon um halb sieben oder mindestens um sieben möglich gewesen wäre, mit einem fast despektierlichen, leise von Hohn getränkten Auflachen. Alles war auf das unvermeidlichste zugegangen:

Lübbers, der ja immer großartiger wurde, hatte ihn schrecklich langsam abgefertigt, und die Tauben waren nicht fett und die Butter nicht gelb genug gewesen; der Schuster hatte natürlich die Reitstiefel vom Herrn Rittmeister nicht fertig gehabt, und durfte er — Tammsen — wohl ohne die Frischversohlten nach Hause kommen? Ja, da mußte man warten.

Und dann die Post! Wenn man aus Tammsens Beschreibung der Zustände Schlüsse ziehen wollte, war das abendliche Gedränge an den Schaltern so groß und die Bedienung so langsam, daß der Staatssekretär eigentlich beim Reichstag einen sofortigen Postneubau nebst starker Vermehrung des Personals beantragen mußte, sollte das Städtchen nicht in seiner wirtschaftlichen Vorwärtsentwicklung aufgehalten werden. Auch für den ihn umschwebenden Alkoholgeruch hatte Tammsen immer Erklärungen: es schien eben, als ob die wichtigsten Leute in der Stadt sich stets beeilten, den Wernsdorfer Kutscher zu einem Schnaps einzuladen. Und Tammsen kriegte mit seinem Mundwerk den befehlshaberischen und heftigen Herrn immer unter. Der Rittmeister war einer von den nobeln Cholerikern, die man bezwingt durch das bloße Wagnis, sie bezwingen zu wollen.

An dieses alles dachten nun die vier Menschen um den freundlichen Tisch, der durch den ins großartige gestalteten Blumenstrauß sein bescheiden-bürgerliches Ansehen verlor.

So peinigend dies Abhängige von Tammsens dickfälliger Eigenmächtigkeit auch war — dennoch ertrug man die Dienstage und Freitage besser als die andern Wochentage. Da fielen alle Türen der Hoffnung um fünf Uhr zu. Wenn Wittig dann den erwarteten Brief nicht gebracht hatte, wußte man: vor morgen früh kann keine Nachricht kommen.

Und sie waren alle schon überreizt und krank vom Warten.

Besonders die Mutter und Malene.

Sie sprachen sich nicht darüber aus, sie verglichen nicht die Qual ihres Wartens, die auch unvergleichbar war — in jedem Herzen eine Welt voll Not von anderer Art. Die über alle Vergangenheit und alle Zukunft hinaus verbreiteten Gedanken der Mutter umfaßten ja das ganze Leben des Sohnes, wie es gewesen war und noch werden konnte.

Das junge Weib hatte nur einen einzigen Gedanken — den einen, der von der furchtbarsten Einfachheit ist:

Liebt er mich nicht?

Nein, das war gewiß nicht zu vergleichen, so wenig, wie eine schleichende Krankheit einem jähen Sturz von Bergeshöhen. Nur, daß beides Tod bedeuten kann. . . .

Vor vier Wochen hatte es angefangen. Gleich nachdem Malene von ihrer viermonatigen Reise mit Haldernschen Verwandten zurückgekommen war. Malene hatte ja im kleinen Wernsdorfer Gutshause oben ihre beiden Zimmer und all ihre Sachen. Sie empfand diese Stätte als ihr „Zuhause“.

Frau von Brohla war eine geborene Haldern; Maria-Magdalenens Vater stand zwar in einem sehr fernen Verwandtschaftsverhältnis zu ihr, aber Jugendfreundschaft stellte einst eine nahe Beziehung zwischen beiden her. Dieser Freundschaft erinnerte sich Malenens Vormund, als er für die Sechzehnjährige ein Unterkommen suchte. Der sanfte und würdige Charakter der Frau von Brohla hatte einen förmlichen Sagenkreis um sich in der weiteren Familie. So kam der Vormund darauf, das Praktische mit dem Herzlichen auf das glücklichste zu vereinen, und indem er Malene als Hausgenossin in Wernsdorf unterbrachte, wendete er den finanziell beengten Brohlas einen Vorteil zu und gab der Waise eine wahre und mütterliche Freundin. Malene kam damals aus französischen und englischen

Pensionen, und nach all diesen lauten und leeren und programmäßigen Erziehungsmühen genoß sie die Wärme und Stille des Wernsdorfer Lebens zwei Jahre wie eine Ueberraschung und etwas Offenbarendes.

Der Vormund rief die Achtzehnjährige dann wieder fort, bestimmte sie zu gemeinsamen Aufenthalten mit seiner eigenen Familie — er hatte zwei heiratslustige Söhne, die Malenens Person und Geld anziehend fanden —, veranlaßte, daß sie einen Winter in Berlin ausging und gestattete doch gern, daß sie zu Wernsdorf eine Art Heimatsverhältnis unterhielt. Denn er dachte nicht von fern daran, Schicksal für ein Leben spielen zu wollen, das ihm vom Vertrauen eines sterbenden Freundes in die Hand gegeben worden war.

Nun war Malene längst mündig, näherte sich ihrem dreiundzwanzigsten Jahr und konnte sich ihr Dasein einrichten, wie sie wollte.

Seit zwei Jahren wußte sie, daß es nur einen Inhalt, ein Ziel haben konnte . . .

Am liebsten wäre sie immer still in Wernsdorf geblieben, denn, neben „seinen" Eltern lebend, schien es ihr, als sei sie dem Ziel ihres Daseins näher . . .

Aber vielerlei und zum Teil nicht ganz deutlich bestimmbare Gründe veranlaßten sie, in einer ge-

wissen Beweglichkeit zu bleiben. Sie wollte höfliche und pietätvolle Beziehungen zu den nächsten Angehörigen ihrer früh verstorbenen Eltern unterhalten, ihr schien, als ehre sie die Entschlafenen damit. Eine Art von Vorsicht war in ihr: Niemand sollte durch ihren ununterbrochenen Aufenthalt in Wernsdorf auf die Frage kommen: „Was hält Malene da fest?" Jene Keuschheit trieb sie fort, die flieht, während das Herz danach lechzt, bleiben zu dürfen.

So reiste sie jedes Jahr einige Wintermonate und einen Teil des Sommers, schloß sich Verwandten an, lebte in ausländischen Pensionaten und zählte doch die Tage bis zu dem, der sie wieder nach Wernsdorf brachte.

Damals, als sie von ihrem sechzehnten bis zu ihrem achtzehnten Jahr bei den Brohlas lebte, war der Sohn des Hauses gerade dann auf Urlaub nach Wernsdorf gekommen, wenn Malene Festtage in der Familie ihres Vormunds zuzubringen hatte. So lernte sie um jene Zeit Elard nicht anders kennen als aus seinen Bildern und den Darstellungen der Mutter, die ihr in keiner Hinsicht den jungen Mann zu einer greifbaren Persönlichkeit machen konnten. Denn Mütter geben keine Wirklichkeitsbilder von ihren Kindern. Immer setzt ihre Liebe den Farben

schillernde Lichtpünktchen auf, Goldtupfen, die selbst die dunkeln Töne leuchten und strahlen lassen. Später, als sie ihn sah und während seines Osterurlaubs acht Tage lang von früh bis spät mit ihm zusammen sein konnte, war ihr Eindruck zunächst der eines beunruhigten Erstaunens. Ihr schien, er sei ein Mensch, dessen Wesen allerlei Rätsel aufgäbe, der an Schwierigkeiten seines Charakters trage, und mit dem umzugehen nicht eben leicht sei. Als er abgereist war, fühlte sie sich aber gezwungen, fortwährend über ihn nachzudenken, seine Art sich von der Mutter erklären zu lassen, zu versuchen, sein Bild in zusammenhängenden Linien sich nachzuzeichnen. Das war nun ein Mühen, bei dem sie kein Resultat erreichen konnte, und aus dem nur der Wunsch emporwuchs, Elard möge so bald wie möglich wiederkommen. Sie hatte das Gefühl, als könne nichts auf der Welt so interessant sein wie gerade dieser Charakter in seiner herben Verschlossenheit.

Und Elard kam wieder.

Von seiner westpreußischen Garnison aus war die Reise nach Hause immer ein bißchen zu belastend für sein schmales Budget gewesen, das er in sorgsamster Balance zu halten wußte. Aber gerade um jene Zeit wurde er nach Hamburg versetzt. Von dort her war es keine kostspielige Fahrt mehr nach

dem holsteinischen Städtchen, in dessen Nähe die väterliche Klitsche lag. —

Wie ist es mit jener Liebe bestellt, die in Blitz und Schlag zwei Seelen zugleich entzündet? Wie sind jene weitgeöffneten Herzen beschaffen, die durch einen Blick schon in Aufruhr geraten? Wie kann ein Wesen so viel Beweglichkeit haben, daß es rasch in ein anderes Wesen hinüberströmt? Welche elektrischen Kräfte heben alle Hemmungen auf und bewirken, daß zwei Leben sich widerstandslos einander entgegenwerfen?

Das dachte Malene oft. Ohne solche Möglichkeiten zu verstehen . . .

Denn ihre Liebe war nicht unter so blendendem Licht und nicht mit so brausendem Flügelschlag zu ihr gekommen.

Sie war in ihr emporgewachsen, wie das Leben selbst wächst: still, langsam, unaufhaltsam. Unter sorgenvoller Unruhe und kritischer Helle. Kein seliger Rausch — das starke Wissen von einem Schicksal war es. Ganz unverblendet sah sie den Mann und mußte ihn dennoch lieben. Die Schwierigkeiten seines Umgangs marterten sie, aber ihr Herz zitterte vor Glück, wenn sie dachte, daß es ihr bestimmt sein könne, ihm das Wesen leichter zu machen — es dahin zu bringen, daß er sich glatter und schmiegsamer andern Menschen

anpasse. Denn es war, wie Goldbarren sind: lauter und wertvoll, aber ungefüge. —

Ihr Persönlichkeitsgefühl, ihr Freiheitsdrang hatten immer von neuem Widerspruch erhoben; ihr Herz wehrte sich und wollte nicht lieben und wurde allmählich dennoch ganz bezwungen.

Und nun zweigte diese Liebe in tausend feinen Verästelungen durch ihr ganzes Leben hin, wie Nerven durch einen Körper — sie sind ein ganzes System und untereinander verbunden, und wo man sie berührt, reflektieren sie die erregte Empfindung nach den fernsten Stellen.

Ihr ganzes Dasein befand sich in einer beständigen Verbindung mit dem geliebten Mann, in einer unaufhörlichen Beziehung mit ihm . . . Ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Sehnsucht stellten das her. —

Die drei alten Menschen, die sie mit einer Art von andächtiger Aufmerksamkeit umgaben, denen sie der freudegebende Mittelpunkt des bescheidenen Stilllebens war, die wußten alle drei ganz deutlich, wie es um ihr Herz bestellt war.

Denn in dem strengen und großartigen Zwang dieser Liebe dachte Malene gar nicht daran, sie vor denen zu verbergen, die sie von Zärtlichkeit für den geliebten Mann erfüllt wußte.

Vielleicht verbarg sie ihre Empfindungen auch nicht vor ihm selbst. Sie dachte nicht darüber nach und beobachtete und bezwang sich nicht.

Ihre Liebe blühte. Aus lang verschlossener Knospe hatte sie sich endlich entfaltet. Und solche Blüte prangt und ist sichtbar . . .

Die Mutter war glückselig über diese Liebe. Der Vater schmunzelte in sich hinein und dachte, als habe er immerhin einen Anspruch auf den Gewinn des Großen Loses gehabt und brauche deshalb nicht allzu überwältigt zu sein: na ja . . . Line, das alte Fräulein, lebte ihren eigenen Liebesroman wieder einmal durch, sie sprach mehr als je von ihrem unvergessenen Verlobten, der vor Paris gefallen war, und dem sie Treue bewahrt habe bis auf den heutigen Tag. Es drängte sie immer, zu betonen, daß man nicht etwa denken solle, sie sei nie geliebt und begehrt worden.

Eins war gewiß: Malenens Wert als Mensch und Malenens Geld wurden das Glück der Familie und wendeten mühsame Lebensgänge ins Breite und Bequeme und Sonnige.

Elard schien zögernd vor so viel Glück zu stehen.

Aber das war ja seine Art: sich langsam entschließen, sich schwer besinnen.

Der Vater sagte es oft: „Weiß Gott, wo der Junge all die Bleigewichte her hat.“

Seine Mutter, wie sie hier nun am Abendtisch saß und ihr Essen hinabwürgte, damit ihr Mann nicht heftig werde, wenn sie nichts äße, seine Mutter dachte daran, wie sie das eine und andere Mal an seiner Schulter geweint hatte.

„Elard, wenn Du daran vorübergingest, es wäre fast Verbrechen . . . Du siehst doch . . .“

Und in seiner verschlossenen, gequälten Weise antwortete er einmal:

„Wenn nicht Geldinteressen dabei wären . . .“

„Mein Gott, Junge, Du weißt doch, daß Du darauf sehen mußt. Und Du hast manchmal gesagt: es ist wohl nötig, daß ich reich heirate.“

„Ja, Mutter. Man muß ja rechnen. Aber gerade Malenens Geld, und wie alles so liegt . . .“

Und wieder ein andermal antwortete er zerstreut, zögernd: „Mir ist immer, als wäre sie zu selbständig — ich, Mutter, ich kann mich keiner Frau unterordnen . . .“

„Sie? Sie! Ach, Elard — das sieht nur so aus — vater- und mutterlos — und früh voll Nachdenken über alles — und die Notwendigkeit, sich viel allein mit den Dingen abzufinden . . . sie ist so weiblich, gerade sie. Glaub' mir das doch . . .“

„Ich will versuchen, mir klar zu werden — vielleicht, daß im Herbst . . ."

Und er schob die Mutter sachte von sich. Denn ihre Tränen und ihr Drängen verstimmten ihn tief. Er fand das unter der Haltung, die er von seiner Mutter forderte. Sie spürte es wohl. Sie ahnte: er erhob an sie den Anspruch von Vollkommenheit . . . in jenem rührenden und grausamen Idealismus, den Söhne haben können. Jenem Idealismus, der der Mutter kein ausruhendes Sich-gehenlassen gestattet, der sie zur seelischen Anspannung, zum steten Sichzusammenraffen zwingt.

Aber nach Frauenart klammerte sie sich doch an das hingeworfene Wort vom Herbst. Und sie hing ein ganzes Gespinst von Hoffnungen daran und umwob auch ihre Angehörigen damit, ließ Andeutungen fallen, hielt bald gar nicht mehr auseinander, was denn Elard eigentlich gesagt habe, und was ihre eigenen Vorstellungen waren. Ihr Wunsch war so stark, der heiße Glaube, daß die Erfüllung das Glück des Sohnes bedeute, so feurig, daß ihr unversehens aus Wunsch und Glaube schon vorweg Gewißheit wurde. Und so stand es bei ihr und auch bei ihrem Mann und seiner Schwester fest: im Herbst, gleich nach dem Manöver, kommt Elard und verlobt sich mit Malene.

Malene natürlich hörte kein deutliches Wort darüber. Nicht einmal eine leise Anspielung. Und wußte es dennoch, daß im Herbst das Glück käme ... Dies Wissen übertrug sich ihr — man hätte nicht sagen können, wie. Aus dem Lächeln der Mutter vielleicht und dem Glanz ihrer Augen.

Es war, als rauschten es die Bäume in den Wind hinein, als atmeten es die Blumen mit ihrem Duft aus, als formten sich abends am Himmel die Sterne zu einer Schrift, die es verkündeten: das Glück kommt!

Und Malene konnte oft plötzlich erblassen, wenn sie sich, inmitten der verzehrenden Ungeduld des Wartens, bewußt wurde: das Glück kommt.

Sie lebten alle in einer sehr gesteigerten Empfindung dahin, und ihr von so engen Schranken umzogenes Landleben bekam in seiner Stille etwas Verzaubertes . . . die Umwandlung zum Glänzenden war ja im Werk . . . Das Märchenwort wurde bald gesprochen, das Erlösung brachte . . .

Da kam vor vier Wochen eine kurze Mitteilung von Elard. Sie sagte nur, daß er zu seinem Leidwesen verhindert sei, gleich nach dem Manöver, wie er eigentlich vorgehabt, für drei Wochen nach Wernsdorf zu kommen.

Das stand auf der ersten Seite des Briefes. Die übrigen drei Seiten des Bogens waren leer.

Wie furchtbar und bedrohlich leere Briefseiten wirken können . . . Sie reden. Sie geben Ansätze, machen Türen auf zu allerlei Wegen, die ins Dunkle führen können, in Schrecknisse, vielleicht nur eingebildete, hinein . . .

Man war ja an Kargheit bei Elards schriftlichen Aussprachen gewöhnt.

Jetzt wirkte sie als Härte. Die Enttäuschung war wie ein Hammerschlag. Aber wenn man doch wenigstens erfahren hätte, warum er nicht kam! Gründe sind für hungrige Seelen wie Brosamen, und Brosamen sind doch immer besser als gar nichts. Frauen vor allem, Frauen wollen und müssen Gründe hören . . . sich ohne Fragen stumm in einen Mannesentschluß fügen, auch wenn sie des Mannes feste Ueberlegtheit kennen — das ist ihnen zu schwer. Und gar für eine Mutter! Im geheimsten Untergrund des Mutterherzens bleibt ja doch immer ein kleines Autoritätsgefühl lebendig und nimmt gelegentlich strenge Mienen an, auch dem selbständigen Sohn gegenüber.

Und so setzte sich die Mutter hin und breitete auf acht Seiten leidenschaftlich ihre eigene Enttäuschung und ihren schweren Kummer sowie des Vaters

polternden Unwillen aus. Sie bestand darauf, den Grund wissen zu wollen. Konnte und mußte man nicht bei Elard darauf gefaßt sein, daß er Krankheiten und Aergernisse verschwieg? O, die Mutter erinnerte sich noch genau ihrer Angst, als er damals so lange nicht schrieb, und nachher kam es heraus, daß er den Arm gebrochen hatte und es erst zu erzählen wünschte, nachdem die Heilung fast vollendet war. Und ob er denke, sie habe vergessen, wie völlig er sein fatales Renkontre mit seinem Hauptmann verschwieg, bis alle Folgen abgewendet waren und er ehrenvoll versetzt wurde, während der Hauptmann den Abschied nehmen mußte. Im Laufe der acht Seiten verdüsterte sich die Phantasie der Mutter immer schwerer. Und wenn Elard nur ein bißchen Verständnis und ein wenig Mitleid für ein geängstigtes Mutterherz habe, so müsse er sofort antworten. Mit aufrichtiger Darlegung der Gründe ...

Und dieser Brief war noch bis heute nicht beantwortet worden.

Aber ein Gerücht kam zu ihnen . . . Eigentlich nur zum Vater — ganz unbestimmt — ein hingeworfenes Wort — Und in der Abgeschlossenheit des ehelichen Schlafgemaches, fern von Lines Neugier, Moral und Erinnerungen (sie spielte immer die Tugenden ihres einstigen Verlobten aus, die niemand

mehr kontrollieren konnte, denn er war seit vierzig Jahren tot), fern auch von den ernsten Augen und dem bleichen Gesicht Malenens, hatte er seine Unruhe mit seiner Frau besprochen . . .

Das Gerücht kam dem Rittmeister von Brohla durch den Baron Langemak und wurde ihm mit einem kleinen, nachsichtigen, wo nicht gar zufriedenen Lächeln beigebracht. . . .

Natürlich von Langemak! grollte der Rittmeister ganz unlogisch. —

In jedes Menschen Umwelt ist irgendein Dorn gepflanzt. Meist ein anderer Mensch, der als Musterbeispiel des Wohlergehens und Wohlverhaltens wirkt, wenn einem selbst gerade die Unannehmlichkeiten über den Kopf wachsen, oder wenn man sich selbst mit seinem Temperament oder in seinem Gerechtigkeitsgefühl verpaßt hat.

Der Dorn im Lebensgarten des Rittmeisters a. D. von Brohla — ach, es war ein so kleines und kümmerliches Fruchtgärtlein — hieß Alfred Freiherr von Langemak auf Bottenborg.

Für einen kleinen Mann ist ein großer Nachbar nie sehr erfreulich. Zumal wenn, wie hier, in den auf- und absteigenden Schalen des Schicksals die Familie des einen einst tief unter der des andern gesessen. Da die altadligen Brohlas schon vornehme

Leute gewesen waren, als der Großvater des Freiherrn noch auf guten Wind für seine Kornmühle sehen mußte, und da die Brohlas sich recht wenig auf vorteilhafte Finanzwirtschaft verstanden, während die Langemaks sehr reich wurden, so sahen die beiden alten Herren natürlich aufeinander herab.

Außerdem waren die Langemaks Glückspilze — was man neuerdings wieder aus der für sie so günstigen Trassierung der Kleinbahn sah — während Brohla sich unter die Pechvögel rechnen mußte. Vielleicht faßten die Langemaks alles mit mehr Gelassenheit an. Die Gedeihlichkeit der äußeren Lebensumstände ist oft Temperamentssache. . . . Brohla hatte manchmal ein dumpfes Gefühl dafür.

Ohne sich jemals zu erzürnen, lebten die beiden Herren in einer ständigen kleinen Fehde, die vom alten Langemak wahrscheinlich als Pläsier und Würze, vom alten Brohla aber als Ersatz für sonst fehlende geistige Anregung empfunden wurde.

Nun saß der alte Langemak, sich den Siebzigern nähernd, gelähmt im Stuhl, und sein Sohn war der Herr auf Bottenborg.

Seitdem sagte der Rittmeister wohl: „Der Alte ging ja noch . . .“

Worauf dann die Mutter lindernd fragte:

„Was hast Du gegen den Sohn? Er ist ein kluger und höflicher Mann.“

Aber seit Line, deren Phantasie ausschließlich nach einer Seite des Lebens hin sich beschäftigte, einmal ihrer Schwägerin gegenüber äußerte:

„Ich glaube, Langemak interessiert sich für Malene,“ seitdem hatte auch die Mutter eine kleine Verstimmung gegen Alfred Langemak junior im Herzen.

Diesen Baron Langemak hatte der Rittmeister vor vierzehn Tagen im Städtchen getroffen. Der Einladung zu einem Glas Wein im „Augustenburger Hof“ konnte er nicht ohne Unfreundlichkeit ausweichen. Und wie sie so hinter dem bunten Glasfenster der „altdeutschen“ Weinstube zusammen saßen, während der Portwein wie Rauchtopas in den Gläsern funkelte und ein Lichtband von Sonnenstrahlen, durch die vielfarbigen Butzenscheiben kommend, Regenbogenflecke auf den Eichentisch malte, sagte Langemak plötzlich:

„Ich habe Ihren Sohn gesehen.“

Das war ja nun weiter keine auffallende Sache, besonders, weil doch Langemak gerade aus Hamburg kam, wo Elard in Garnison stand. Auch nicht, daß er es mitten heraus aus einem Gespräch über die schlechten Aussichten der diesjährigen Hühnerjagd —

natürlich, nach dem nassen Frühjahr — ganz plötzlich sagte.

Aber der Ton! Und das leise Lächeln!

Man kann ja sagen: es ist heiß heute, und sich die Stirn wischen, als empfände man die Hitze nur wie eine Angelegenheit des eigenen Körpers. Und dennoch dem Zuhörer sogleich eine vorbereitende, ängstliche Empfindung erwecken: in der Hitze braut sich ein Gewitter zusammen, das sich über meinem Kopf entladen wird, ja, über meinem!

Dem Rittmeister wurde augenblicklich der Mund trocken.

Er nahm einen Schluck Portwein und fragte mit betontem Gleichmut:

„Auch gesprochen?"

„Ich mochte nicht stören."

„Na nu — wieso denn nicht?"

„Es war am Abend. Elard war in Zivil. Er saß mit einer Dame vorm Alsterpavillon."

„So, so — ja, ja — da kann man stören — aber nee, Unsinn — so was ist ja nich Elard!" lachte der Rittmeister gezwungen auf.

„Warum nicht? Ein Oberleutnant ist doch kein Trappist," sagte Alfred Langemak. Er kniff die hellbraunen Augen ein wenig zusammen und hob seinen etwas zu aristokratischen Kopf ein bißchen höher. —

Der Kerl hat Rasse, als hätt' er sechzehn Ahnen vom reinsten Blaublut, dachte der Rittmeister gereizt. Und dann sprach Langemak sehr vorsichtig, ohne daß das duldsame Lächeln sich aus seinem Mundwinkel verlor:

„Ich war mit Erlinghaus zusammen; der sagte mir, daß Elard jetzt sehr viel mit dieser Dame gesehen werde. Die Kameraden seien ein wenig besorgt. Aber bei der verschlossenen und abweisenden Art Elards hätte noch niemand den Mut gehabt, mit ihm darüber zu reden."

„Würde auch niemand dazu raten. Könnte sich höchstens den Mund verbrennen. . . . Elard ist viel zu besonnen, um dumm's Zeug zu machen," sprach der Rittmeister hochfahrend.

„Gott — das . . ." Alfred Langemak schien nachzudenken und schluckte offenbar irgendeinen Erfahrungssatz herunter.

Das war das Gespräch gewesen. Der Rittmeister, während er nun mit einem gewissen zornigen und hastigen Appetit aß, als sei er dem Essen böse, erinnerte sich genau. Und verwünschte immerfort seinen Treppenwitz! Nachher fiel es ihm erst ein, daß er hätte fragen sollen: Weiß man denn, wer die Dame ist?

Aber er hätte sich um die Welt nicht so viel vergeben, nach Bottenborg zu gehen und mit Langemak nochmals darüber zu sprechen. Nein, das durfte er seinem stolzen Jungen nicht antun, der seine Angelegenheiten und Empfindungen nicht auf den Markt geschleppt sehen mochte. . . .

So blieb das dunkle, unbestimmte, drohende Wort: „die Kameraden sind besorgt“.

Anna kam und trug die Schüsseln und Teller ab und setzte eine Schale mit Birnen auf. Man gab sich nicht einmal Mühe, vor dem bedienenden Mädchen so etwas wie eine behagliche Feierabendstimmung zu markieren.

Sie saßen stumm, in jenem schweren Schweigen, das die Glieder bleiern macht und den Mund eisern schließt.

Sie waren wie gebändigt von der Wucht des einen, ausschließlichen Gedankens . . . Malene fühlte, da waren noch Besorgnisse, die man ihr verschwieg. Und das Unbestimmte machte ihre Seele matt vor Furcht.

Der Rittmeister schälte Birne auf Birne, und die grüngelben Schalenstreifen, die wie weißgefütterte Bänder aussahen, sanken in Schlangenwindungen auf seinen Teller. Es war, als wolle er aus der

Kunst, die Frucht ununterbrochen ihrer Form nach herauszuschälen, ein Meisterstück machen.

Seine Frau sah ihm zu, mit fast andächtigen Augen, ohne in der Tat wirklich etwas zu sehen.

Da fuhren alle aus ihrem bohrenden, stumpfen Grübeln auf und waren völlig wach.

Sie hörten . . .

Ja, ein nicht zu verkennendes Rattern und Poltern — nun schon auf dem groben Pflaster des Hofes . . . „Tammsen!“ sagte der Rittmeister und erhob sich; „woll'n doch mal sehen . . .“

Aber er schien doch keine Eile zu haben — jenes Zögern kam über ihn, das auch Mutige befällt, ehe sie eine Tür öffnen, hinter der ein Unglück, wartend auf Einlaß, stehen könnte. Er zündete sich erst seine Abendzigarre an. . . .

Die Frauen saßen atemlos.

Malene wußte nun, was Warten ist! Ihre Tage waren wie Wanderungen durch öde und mühselige Wegesstrecken gewesen, an deren inhaltsloser Länge sich Körper und Geist erschöpften. Und an jedem

Tage gab es zweimal eine Station, die sie mit zitternden Knien, trockenem Mund und unerträglichem Herzklopfen erreichte: die Poststunde! Diese mußte doch endlich einmal etwas bringen, das dem vergehenden Mut neues Leben zurückgäbe. Und wenn sie wieder und wieder nichts brachte, wenn die Ferne stumm blieb und der eine Mensch, in dem sich das ganze Weltall verkörperte, um dessentwillen allein es wert zu sein schien, zu atmen, zu denken, zu hoffen, wenn er fortfuhr zu schweigen, dann sank ihre Erregung wieder in sich zusammen, und ihr schien, als sei in ihrem Kopf nur noch eine dumpfe Leere. Diese Rückschläge, die der immer neu sich aufraffenden Erwartung folgten, empfand sie allmählich wie ein körperliches Elend. Sie dachte jeden Tag: ich kann nicht mehr! und jeden Tag fand doch das geängstigte Gemüt aus irgendeiner es überraschenden Stimmung heraus ein wenig Hoffnung, die erquickt wie Tautropfen einen Verdurstenden: nicht stillend, aber hinhaltend. Diese kurzen, grundlosen Hoffnungen waren ihre Arznei, fristeten ihre Kräfte. Sie wallten aus der Unfähigkeit empor, sich das Versagen der Gegenliebe vorzustellen. Sie waren ein Ausbruch der Naturgewalt, die eben, weil sie Gewalt ist, zuletzt doch nicht daran zweifelt, daß sie das andere Herz auch bezwingen muß.

Ihre Seele lebte von Torheiten und sättigte sich an Spielereien. . . Wenn die Zeitung aus Hamburg kam, nahm sie sie mit fast zärtlich-scheuen, liebkosenden Bewegungen. Irgendwie, in einem verborgen bleibenden, aber doch möglichen Zusammenhange konnte das, was in der Zeitung stand, ihn mitbetreffen. Vielleicht hatte er die Oper besucht, die besprochen wurde. Vielleicht war er einer von den „jungen Offizieren unseres Regiments", die als bei einer offiziellen Gelegenheit mitanwesend erwähnt wurden. Vielleicht hatte er unter den Zuschauern am Ufer gestanden bei der abendlichen Regatta, die beschrieben wurde. Und als sie einmal las, daß er bei der Kompagnie gewesen sei, die zu Ehren eines die große Hansestadt besuchenden Monarchen auf dem Bahnhof aufgezogen war, konnte sie sich an seinem Namen nicht satt sehen — als sei er ihr, gedruckt in der Menge von tausend gleichgültigen Worten, etwas Offenbarendes. Ja, auch der bloße Name der Stadt, in der er lebte, schien ihr wie etwas, das Nähe zu ihm bedeutete. Kein Ort auf der ganzen Welt war so wichtig wie dieser eine, durch dessen Straßen er schritt. — So spielte ihre Seele mit Torheiten, wie es nur die einer liebenden Frau kann. Sie liebte und haßte sein Bild — es war ihr nicht sein rechtes Bild, weil es den etwas harten, ver-

schlossenen Ausdruck um den Mund zeigte, und sie betete es an, weil doch seine Augen darauf waren, die schönen, schwimmenden Augen, die von der verborgenen Güte und Weichheit sprachen, die er voll männlicher Herbheit immer zu verbergen trachtete.

So zitterte sie durch die Tage, im Fieber einer Leidenschaft, die aus der vollkommensten Liebe emporgewachsen war.

Und nun kam der Augenblick, wo sich all die Not des Wartens in seliges Lachen auflösen sollte. Oder wo es in Schrecken endete . . .

Sie wagten nicht, miteinander zu sprechen, während der Mann hinausgegangen war.

Malene und die Mutter sahen sich an — der Blick der einen fragte das Auge der andern:

Was glaubst du? Ist Nachricht da?

Das alte Fräulein horchte von ihrem Platz am Tisch aus hinaus. Ach Gott, ihr Bruder war wieder mal heftig. Er schrie beinahe. Man hörte seine zornige Stimme ganz deutlich. Aber dann verstummte sie plötzlich. Tammsen hatte gewiß eine unverschämte Antwort gegeben. Und der cholerische Mann konnte wohl donnern, aber sich mit Untergebenen zu streiten, war ihm unmöglich.

Nun hörte man seine Schritte. Er betrat das Zimmer. Er hatte einen Brief in der Hand.

Malene bekam ein fades Gefühl von Leere, oben, über der Nasenwurzel, zwischen den Brauen . . . ihr Herz klopfte, als säße es im Halse. „Gottlob," sagte das alte Fräulein, „ein Brief."

Denn diesen grauen Briefumschlag erkannte auch sie. Das Papier hatte Elard doch von ihr geschenkt bekommen.

Und sie dachte gleich: nun ist die ganze Angst umsonst gewesen. Und: warum haben wir uns überhaupt geängstigt?

„Wieso ‚gottlob'," sprach der Rittmeister, „erst mal sehen, was drin steht . . ."

Er sah an Malene und an seiner Frau vorbei. Er war beinahe böse, daß sie im Zimmer saßen. Und ganz böse war er auf sich selbst, daß ihm nicht eine halbe Minute früher der Gedanke gekommen sei, erst einmal den Brief in seiner eigenen Stube zu lesen.

Aber das war immer sein Malheur: der Treppenwitz! War wohl das Herkömmliche der zu schnellen Menschen. . . . Na, aber was denn nun auch schließlich drin stand in dem Brief: himmelblau oder schwarzgrau — verstecken konnte man doch nichts davon. Man lebte ja wie auf einem Suppenteller beisammen. Auf so engem Raum hab' mal einer Heimlichkeiten . . . Er räusperte sich — mit welchem

Ton er sich gewissermaßen seine falsche Strategie verzieh.

Die Mutter faltete ihre eiskalten Hände auf dem Tischtuch. Sie wartete auf den Beginn der lauten Vorlesung. Denn das war hier so Brauch: wenn Elard schrieb, las der Empfänger die Karte oder den Brief vor. Sie hatten doch alle ihre freudige Wichtigkeit mit den Nachrichten, die von ihm kamen. Und besonders war es ja auch die unauffälligste Form, in der man Malene teilnehmen lassen konnte an dem Inhalt von Elards Briefen.

Aber der Vater las schweigend. Vielmehr, er begann zu lesen — stockte — sah auf wie einer, dem wirr und angst wird vor Schreck . . . sein Blick suchte die Gefährtin seines Lebens, auf die er alles abzuladen gewöhnt war . . . Dann las er wieder . . . und endlich warf er den Brief auf den Tisch und schlug mit der Faust darauf — schwer blieb sie liegen auf dem Papier, das flach und grau, unter diesem wuchtigen Druck, sich vom weißen Tischtuch abzeichnete.

„Nein," sagte er vor sich hin, „nein — das ist ja nun Wahnsinn. — — Das ist ja nun — nein, das kann nicht sein — da hat man ja noch ein Vaterwort mitzusprechen."

„Was ist denn?" fragte zitternd die Mutter.

„O Gott!“ schrie das alte Fräulein aufjammernd.

Der Rittmeister sah Malene an. In seinem ganz heißen, verstörten Gesicht stand mit fast naiver Deutlichkeit, daß Malenens Gegenwart ihn störe — ihm den Mund verschloß.

Sie fühlte es auf der Stelle. Sie erhob sich, scheinbar voll Haltung, obgleich ihre Knie flogen. Sie dachte: ich muß gehen! In diesem Brief steht etwas, das vielleicht nur Vater und Mutter allein angeht. Und was hätte sie nicht darum gegeben, bleiben zu dürfen. — Es zog sie zu der lieben alten Frau — neben ihr kniend, den Kopf an ihrer Brust, hätte sie den Schlag erwarten mögen. . . .

Sie schritt zur Tür.

Da rief eine zitternde Stimme:

„Malene!“

Und sie wandte sich und kniete schon neben der Mutter und legte ihr Gesicht fest in die Stoffalten, die die eingesunkene Brust bauschig bedeckten. Ganz fest schloß die Mutter den Arm um sie.

„Malene gehört doch zu uns,“ sagte sie in ihrer milden Bestimmtheit, „sie wird auch ein Unglück mit uns tragen wollen.“

Der Rittmeister biß sich auf die Unterlippe. Das war nun ganz seine Frau. Sie, die kleine, schwache Person — immer von einer plötzlichen, sachten

Gefaßtheit, wenn's darauf ankam . . . darüber war er so unwirsch gerührt, daß er nicht gleich lesen konnte. Seine alte Schwester Line vermochte ihre Neugier kaum noch zu bändigen. Es war ihr schrecklich, daß offenbar etwas Schlimmes passiert sei, aber sie genoß es doch auch sehr, wenn nur überhaupt mal etwas passierte.

„Bitte . . .," mahnte sie drängend.

Und nun nahm er das graue Blatt auf, das mit des Sohnes klaren, ziemlich großen Schriftzügen in ebenmäßigen Zeilen bedeckt war. Er drückte seinen Zorn und seine Verachtung des Inhalts dadurch aus, daß er sehr laut und mit so starker Betonung las, wie sie Elard selbst, wenn er dies alles mündlich hätte sagen können, nie angewandt hätte. Dadurch bekam die Mitteilung nahezu etwas Brutales.

„Lieber Vater!

Lange habe ich nichts von mir hören lassen. Aber es war für mich notwendig, zu schweigen. Ich kann nicht lügen. Und ein unbefangener Brief wäre Unwahrheit gewesen. Ich kämpfte mit Entschlüssen, die erst ganz klar und unumstößlich sein mußten, ehe ich sie Dir und Mutter mitteilte. Nun sind sie gefaßt, und niemand und nichts wird mich dahin bringen, von ihnen abzustehen.

Ich nehme meinen Abschied und habe bereits die nötigen Schritte getan. Da ich meinen Beruf sehr gern hatte, war es mir nicht leicht. Aber ich liebe ein Mädchen, das ich als Offizier nicht heiraten dürfte. Von ihr lassen kann und will ich nicht.

Nun heißt es also, den Kampf ums Dasein aufnehmen. Allerlei Pläne habe ich. Bis ich, in den nächsten Tagen, zu Euch komme, steht einer von diesen Plänen vielleicht auf fester Basis.

Meine Braut ist Bühnenkünstlerin. Keine von den großen Sternen. Eine Anfängerin noch, die sich erst seit drei Jahren in kleinen Aufgaben versucht. Aber vielleicht stand ihr doch eine große Zukunft bevor. Sie ist bereit, sie meinetwegen zu opfern. Sie liebt mich.

Der Enttäuschung, die ich Euch bereite, bin ich mir schmerzlich bewußt. Aber ich hoffe, daß sie Euch nicht in Eurer Haltung gegen meine Braut beeinflussen wird. Ich denke sie Euch in den nächsten Tagen zu bringen. Im voraus bin ich überzeugt, daß alle Eure Vorurteile, die Ihr natürlich habt, rasch verschwinden werden vor Hansis Heiterkeit, Herzlichkeit und Anmut. Ich grüße Euch als Euer treuer und dankbarer Sohn

Elard."

Das war nun gelesen. Und unmittelbar nach dem letzten Wort geschah etwas Merkwürdiges — als hätten die Wände eines zum Zerspringen vollen Dampfkessels gerade nur noch so lange gehalten, bis der Name Elard ausgesprochen war. Der Rittmeister wurde von einem Jähzornsanfall gepackt.

Er schrie die Frauen, das Zimmer, den Brief, die Welt an — er wußte selbst nicht, gegen wen er tobte:

„Nicht ins Haus — nicht ins Haus — nicht ins Haus —“

Ihm gab sein Zorn keine in breiten Wogen hinflutende Beredsamkeit; im Gegenteil war der von jener Art, der die Gedanken beengt und wie hypnotisiert um einen Punkt kreisen läßt.

„Nicht ins Haus — nicht ins Haus — nicht ins Haus —“

Mit einem Male schlug ihm was auf den schäumenden Mund. Der Schreck war's — der legte ihm kalte Finger auf die Lippen . . . Er sah, daß seine Frau mit beiden Armen sich mühte, den sinkenden Körper Malenens zu halten, er sah seine Schwester aufspringen und zur Hilfe hinzustürzen.

Malene war ohnmächtig geworden.

Da wandelte sich der Zorn des alten Mannes in jammervolles Elend um.

Er bückte sich, half mit Ungeschick — so etwas wie ein unterdrücktes Aechzen kam aus seiner Brust . . . über die arme, leichenblasse, bewußtlose Malene hinweg traf sein Blick zufällig mit dem seiner Frau zusammen — da schoß es ihm naß in die Augen . . . und gleich danach schmeckte er im Mundwinkel was bitter Salziges . . .

Man trug Malene nach nebenan — da war im Wohnzimmer ein altes geräumiges Sofa, dessen Sitz noch nicht einmal von ihrer langausgestreckten Gestalt ganz ausgefüllt wurde, so daß der alte Mann noch zu ihren Füßen hinhocken konnte auf den Polsterrand. Und er streichelte immerfort ihre braunen Lederschuhe, als könne er ihr damit helfen.

An der Wand stand das Klavier — da hatte Malene vorhin das Presto gespielt — im Halblicht, das vom Eßzimmer kam, zeigte das Klavier seine Zähne, wie ein riesiges Maul, im Hohn geöffnet . . .

Line weinte laut . . .

Dann kam Malene langsam zu sich. Und die Mutter, in wunderbarer Fassung, tat allerlei Vernünftiges und nahm die Sache in die Hand. Sie brachte Malene hinauf und ins Bett, und es war, als habe sie sonst gar keinen Kummer, nicht den allergeringsten. Sie konnte mütterlich lächeln, ein wenig verzeihend, halb und halb scheltend, wie

eben Mütter tun, wenn geliebte Kinder ein bißchen töricht sind.

Und von Elard wurde nicht gesprochen. Gar nicht.

In der unbeschreiblichen Feinheit ihrer Liebe fühlte die Mutter gleich dies eine: Malenens Leid mußte beschwiegen werden. Das mußte man keusch zudecken. Sonst ertrug Malene nicht mehr dies Haus und dies Stück Leben.

Man mußte tun, als sei man blind gegen Zusammenhänge.

Und sie plauderte über die zerschlagen in den Kissen Liegende allerlei freundliche Lügen und Ausreden hin, und während sie mit zärtlichen Händen das dunkle Haar streichelte, gab sie einem zu langen Spaziergang und der unnatürlichen Schwüle des Tages die Schuld an der Ohnmacht.

Wenn Malene zuhörte — die Mutter war dessen nicht ganz sicher —, dann konnte sie im voraus fühlen, daß ihre Wunden geschont werden würden.

Und endlich schloß Malene die Augen. Das war der Mutter ein Zeichen: die Einsamkeit ist ihr am liebsten . . . .

Sie küßte ihr noch sacht die Stirn und ging hinaus.

Unten natürlich wurde von Elard gesprochen. Aber auch da durfte die Mutter selbst gar keinen Kummer haben. Sie mußte den heftigen Mann hüten und leise wieder aus dem Irrgarten herausholen, in den er sich hineintobte: er verschwor im Zorn alle Zukunftsmöglichkeiten und saß dann fest und fand keine Ausgänge und Rückwege. Das kannte sie von geringeren Anlässen her. Wie sollte er bei diesem Unerhörten sich und seine Art bezwungen haben!

Und natürlich: er hatte den Sohn schon verstoßen und von der Braut alles Schlechte vermutet, was seine Phantasie nur aus den kargen Tatsachen herausholen konnte.

Line saß und weinte ins Unbestimmte. Ihr Gemüt war noch zu keinem Entschluß gekommen, ob sie für oder gegen die Liebenden Partei nehmen wollte. Sie saß auf dem Sofa, wo vorhin Malene gelegen hatte, und ihr Bruder rannte auf und ab. Von nebenan her kam ein breiter, milder Lichtstrom und gab dem Zimmer eine helle Mitte und zwei dunkle Seiten.

„Wie ist es mit Malene?“ herrschte er seine Frau an.

„Ich weiß es nicht. Sie hat kein Wort gesprochen und keine Träne geweint. Ich weiß aber, daß sie

nur bei uns und unter uns bleiben kann, wenn wir blind für ihren Gram scheinen," sagte sie sehr eindringlich. Denn sie wollte die mitleidigen Blicke und Seufzer der alten Jungfer von Malenens Seele fernhalten. Auch vielleicht die durchsichtige Verlegenheit ihres Mannes.

„Der Junge ist wahnwitzig, und die Person hat ihn verführt," stellte der Rittmeister fest. „Wenn so'n Mensch wie Elard von seiner Selbstbeherrschung verlassen wird — Gott mag wissen, wie es zusammenhängt — mit reinlichen Fäden nich — da kannst Du Gift drauf nehmen."

„Wir wissen ja noch gar nichts. Weder von ihr, noch wie alles sich entwickelt hat. Gerade weil Elard nicht leichtsinnig ist, gerade weil er langsam von Entschlüssen und von einem schwierigen Ernst ist, gerade weil er uns bis auf diesen Tag nur Freude machte und ein ehrenfester Mann war, darf er beanspruchen, daß wir ihn hören."

Das Lob des Sohnes strich doch wie Sonnenschein über die verwüstete Fassung des Vaters.

„Wie ist es möglich," klagte er vor sich hin, „so'n Mädchen hätt' er haben können! Und so'n prachtvoller Kerl, wie er ist . . ."

„Vielleicht waren wir verblendet und haben ihn überschätzt," meinte Fräulein Line, „der heutigen

Jugend fehlt es an Gediegenheit. Wenn ich dagegen an meinen sel'gen Bräutigam denke . . . Nun, ich habe ihm auch Treue bewahrt . . ."

„Einfach, weil kein anderer gekommen ist," sagte ihr Bruder grob.

Da wußte seine Frau, daß er Lines Kritik nicht an seinen Jungen heranließ, und daß man nun mit ihm sprechen könne.

Aber was war da schließlich viel zu besprechen? Von welcher Seite her man es auch ansah, wie günstig man auch über den Werdegang der Liebe und über die Eigenschaften des Mädchens, gewissermaßen den Fall setzend, denken wollte: es blieb immer wahr, daß Elard das Gebäude seiner Zukunft zusammengerissen hatte.

Er war mittellos. Die Braut war es gleichfalls — das schien sicher. Er mußte also, welchen Beruf er auch immer zu erfassen dachte, ganz bescheiden von unten anfangen. Er, ein Mann von dreißig Jahren. Das hieß zunächst: sich deklassieren! Und wie wenige kommen danach wieder in die Höhe. Zumal wenn sie mit dem Bleigewicht einer riskanten Heirat belastet sind.

Das Herz der Mutter weinte, wenn sie an die Demütigungen und die Sorgen dachte, denen ihr Junge sich nun entgegenwarf. Sie sah deutlich sein

schönes, edles Gesicht vor sich, wie es lichtlos war in all der ernsten Entschlossenheit.

Und der Stolz des Vaters bäumte sich auf. In all den Schmerz, der ihn zerfleischte, mengte sich ihm noch der nebensächlichste, kleinlichste Gedanke: was die Langemaks sagten. Ja, die Kritik dieser beiden schien beinahe die erbitterndste Hauptsache. Und daneben erinnerte er sich der Grobheit, in der er manches Mal Agenten fast zur Tür hinausgeworfen hatte, mit Unbehagen, ja mit Scham. Wer wußte, ob sein Junge fortan nicht mit der Ledermappe umherlief und den Leuten lästig fiel mit dem zähen Ansinnen, sich doch bei einer „Germania“ oder „Viktoria“ oder „Polyhymnia“ das Leben zu versichern.

„Polyhymnia?!“ bemerkte Line kritisch zwischendurch, worüber ihr Bruder sie wütend anblitzte.

Und die Mutter sagte, eigentlich im Sinn eines letzten Wortes für heute: „Man muß mit ihm sprechen. Er ist unser einziges Kind. Er soll herkommen. Das wollen wir ihm nicht verwehren. An dem wichtigsten Wendepunkt seines Lebens soll er nicht allein stehen.“

„Ja. Aber ohne die Person. Die soll mir nicht über die Schwelle. Das sch . . .“

Seine Hand, die sich heben wollte, wurde von einer zarten kleinen andern Hand aufgegriffen und ganz leise gedrückt.

„Ich meine," sprach seine Frau ganz ruhig, „wir wollen uns würdig benehmen, wenn wir auch nicht freudig sein können."

Er riß sich los und rannte wieder auf und ab. Gott, ja, sie hatte immer recht. So was gab's ja nicht mehr auf der Welt wie d i e Frau — — Nur — sie konnte nicht ganz, was denn: nicht ganz? Nicht von f e r n konnte sie ermessen, w i e es ihn traf! Nicht bloß in seinem Vaterstolz . . .

Plötzlich klappte er den Klavierdeckel zu. Diese weißen Zähne bleckten ihn an — das reizte ihn . . .

„Wenn man bedenkt, wie er's hätte haben können! Wo Malene ihn liebt. Und wo sie fünfzigtausend Mark Rente hat. Unfaßlich. Außerdem: Wernsdorf wär's auch zustatten gekommen . . . Elard hätte es vielleicht übernommen und hätte was 'reinstecken können — was Du ja leider nicht kannst," erwog Line.

„Nein, weiß Gott, das kann ich nicht," sagte der Rittmeister erbittert, „und die Füchse futtern schon längst Preußische Konsols . . ."

„Doch nicht meine — doch nicht meine?" rief Line geängstigt aus.

Sein Temperament hatte ihn wieder mal hingerissen. Aber nun nahm er sich zusammen.

„N—nein — ih wo — keine Spur," sagte er im Ton großsprecherischer Sorglosigkeit, „wieso denn Deine? Verrechne ich Dir nicht immer pünktlich die Zinsen? Aber drei Jahre Mißernte — das schlägt 'n kleinen Betrieb härter als 'n großen. Man setzt mal zu — das kommt ja aber in andern Jahren wieder 'rein."

Er fühlte das klare Auge seiner Frau auf sich gerichtet. Sonst war ihre Art ihn anzusehen sein Trost . . .

Er vermied ihren Blick.

Fast eifrig, mit einer sorgsamen Krämerrechnerei setzte er hinzu:

„Wenn Elard sich mit Malene verheiratet hätte, wäre doch seine Zulage in Fortfall gekommen. Es war ja so wenig — er ist ja ein Genie im Sparen und Haushalten — aber immerhin, bei so kleinem Etat wie dem unsern machen fünfzig Mark im Monat schon was aus."

Sie schwiegen alle drei. Sie fühlten sich so beschämt und gedrückt in der Kleinheit ihrer Lebensumstände . . . Und in der Frau erwachte eine neue Angst . . . ahnungsvoll und schwer.

Line dachte an all das Pech im Leben ihres Bruders. Immer riß ihn seine Heftigkeit von den sicheren Fundamenten herunter. Er stürzte vorwärts, nicht um des Zieles willen, sondern um von etwas wegzukommen, was seinen Zorn erweckt hatte. Davon hatte seine Schwester ein ganz deutliches Erkennen. Sie wußte noch, wie er als Rittmeister plötzlich seinen Abschied genommen, weil in der Persönlichkeit seines damaligen Obersten ein gewisses Etwas lag, das ihn, gleich einem roten Tuch, beständig reizte. Ebenso hatte er ganz übereilt und viel zu teuer das kleine Gut gekauft. Es eilte ihm, zu zeigen, daß er auch als Landwirt voranzukommen verstehe.

Aber auf Wernsdorf hätte auch der tüchtigste Landwirt wohl nur vorankommen können, wenn er ein rundes Stück Kapital hineinzustecken vermochte. Dazu aber war ihr Bruder nicht imstande.

Der Ausspruch, daß die Füchse schon lange Preußische Konsols fräßen, war ihr doch schwer aufs Herz gefallen. Sie dachte: darauf muß ich mal unter vier Augen mit ihm zurückkommen.

Für jetzt war es überhaupt am besten, man ginge zu Bett. Alles Hin- und Herreden war unnütz.

„Ja," sagte der Rittmeister, „im Grunde genommen stehen wir dumm und hilflos da. Ehe wir

den Jungen nicht hier haben, können wir nichts machen. Wenn er nur erst da wäre! Er wird ja Vernunft annehmen, den vereinten Vorstellungen von Vater und Mutter Gehör geben."

„Ach nein!" sprach seine Frau ganz leise vor sich hin.

Sie kannte ihren Sohn.

Sie sagten einander gute Nacht. Line war dabei zerstreut, fast unfreundlich. All ihr ihre Phantasie schaurigschön unterhaltendes Interesse an so vielerlei Liebessachen war untergegangen in der großen Unruhe um die Vierzigtausend, die sie auf Wernsdorf stehen hatte, und die ihr gesamtes Vermögen darstellten.

Während Fräulein Line unten schlief, das Hausmädchen in einem winzigen Stübchen daneben zum Schutz, lag das Schlafzimmer des Ehepaares oben, im Giebel nach dem Hof zu. Den andern Giebel nach dem Garten nahmen die beiden Räume ein, die man seit mehreren Jahren an Malene abgegeben hatte.

Das Dachgeschoß bestand sonst nur aus Kammern und Bodenräumen unter schrägem Gebälk. Bretterwände, grau bemalt, schlossen diese Gelasse ab; ein Korridor, auf den alle Türen mündeten, kam vom Treppenkopf her und endete, gleich einer Sackgasse, am Eingang zum Wäscheboden.

Frau von Brohla stand in diesem Korridor einige Augenblicke und horchte an Malenens Tür, die der zu ihrem eigenen Schlafzimmer gerade gegenüberlag.

Es herrschte ein vollkommenes Schweigen drinnen . . .

Wie sollte man es deuten?

Wenn es doch Fassung bedeutete! Aber wie kann ein Herz sich fassen, das alle seine Hoffnungen mit einem Schlag verloren hat. —

Still ging sie nun in ihr Schlafzimmer. Es war groß und kühl und wirkte beinahe, als sei es zu karg möbliert. Gerade zog ihr Mann die Kalikovorhänge zu. Eine einzige Kerze brannte, und diese spärliche Beleuchtung erhöhte den Eindruck des Kahlen.

So müde war die Mutter. Sie setzte sich auf den Rand ihres Bettes. Es war ihr Vorsatz, eine ernste, offene, eine furchtbare Frage an ihren Mann zu richten.

Nun sah sie, wie er sich mit einer scheuen Hast entkleidete und gar nicht tat, als sei sie im Zimmer. Sie kannte ihn ja so genau: sie wußte, nun war ihm nicht gut zumute, voll Unsicherheit war er und fürchtete sich vor jedem Wort aus eigenem oder ihrem Mund.

Da mochte sie die böse Frage nicht laut werden lassen. Das Mitleid machte sie schwach. Und sie

fragte zärtlich im Ton, schon im voraus auch die schrofffste Abweisung verzeihend:

„Hast Du Sorgen? Du sagtest so, daß die Füchse . . .“

Er antwortete ganz schnell:

„Die letzten Jahre waren nicht günstig. Wir haben ein bißchen viel verbraucht. Das ist alles.“

Wozu soll ich sie ängstigen, dachte er zugleich, Elard — ja, dem werde ich die volle Wahrheit sagen. Und dann wird er seinen verrückten Vorsatz aufgeben, und alles kann noch gut werden.

Die Mutter dachte benommen: Zu viel verbraucht? . . .

Und ihre bescheidenen Tage zogen an ihr vorüber, die sie voll Zufriedenheit durchlebte — man reiste niemals; man bot den Nachbarn keine Geselligkeit, außer einer Vesper, wenn sie ungeladen zum Besuch kamen; man hütete mit ängstlicher Sorgfalt Hausrat und Kleider . . .

Ein ungeheurer Druck legte sich auf das Gemüt der Frau — eine Mutlosigkeit ohnegleichen . . .

Auch sie ging zu Bett. In einer völligen Verwirrung, die ihr zerschlagenes Herz nicht zur Ruhe kommen ließ und ihrem müden Körper den Schlaf fernhielt.

Auf einmal hörte sie einen schrecklichen Ton, wie ein Aufheulen, das jäh unterdrückt wurde — und dann ein Schluchzen und Schlucken . . .

Sie begriff: ihr Mann weinte!

Allem Ungemach seines Lebens setzte er immer zornigen Trotz entgegen, vielleicht weil er dumpf fühlte, daß seine eigene Unbedachtsamkeit ihn hineingerissen . . .

Aber dieser Schlag traf ihn unverschuldet . . . Und er weinte . . .

Das war furchtbar . . . furchtbar . . .

Es schien der Frau, als sei dies der härteste Augenblick ihrer Ehe . . .

Ganz leise streckte sie ihre Hand aus — legte sie auf seine Decke — sie fühlte seine zuckende Schulter.

Und sie fürchtete sich vor dem andern Tag . . .

Vor ihrem Mann, der diese Tränen vor sich selbst in Heftigkeiten ausgleichen würde, vor Linens unersättlichen Erörterungen und am meisten vor Malenens Augen. Aber der andere Tag war so überraschend nüchtern, so erschreckend geräuschlos . . .

Es war beinahe, als ob sich gar nichts begeben, und als ob man keinen Sarg im Haus habe —

Der Rittmeister schien vor Arbeit umzukommen, und man hörte ihn oft auf dem Hof schelten oder sah ihn mit hastigen Schritten aufs Feld hinausgehen.

Line sagte, daß sie Kopfweh habe, und nahm dabei Mienen an, als sei dies ihrer Schwägerin Verschulden.

Und Malene, sehr bleich zwar, schien eine beherrschte Haltung bewahren zu können. Die Mutter aber spürte es: das war Schein. Dieses schwere Verstummtsein war sonst nicht Malenens Art. Das haben nur Menschen, die völlig, aber auch völlig von einem einzigen Gedanken wie gelähmt sind . . . die nichts hören und sehen und an nichts teilnehmen, weil sie unfähig sind, sich von dem loszureißen, was ihre Seele beschäftigt.

Und an diesem unglücklichen Tag kam nachmittags der kleine Jagdwagen von Bottenborg auf den Hof gefahren.

Man sah vom Eßzimmer her, wo man in unfrohem, gequältem Schweigen um den Kaffeetisch saß, daß Alfred Langemak auf dem Wagen saß, den hochnäsigen Lurich hinter sich, der nun gleich absteigen würde, um anzufragen, ob die Herrschaft daheim sei.

„Natürlich, ausgerechnet Langemak. Als wenn er wüßte . . . wenn ich bloß die glatte Visage von dem Lurich sehe und die braune Livree, ärger' ich mich . . . Ich kann Langemak nicht sprechen," sagte der Rittmeister, „empfang' Du ihn."

Auch Malene stand auf. „Verzeih' mir . . ."

„Verzeih' mir . . ."

Nein, höflich, unbefangen sein — vielleicht gar von Elard sprechen müssen . . . Es war unmöglich.

Sie ging hinaus . . .

Line dachte: das geht ja nun nicht, daß man sie allein dem standhalten läßt . . . Und sie hatte das Gefühl, ein Opfer zu bringen, während sie bei der Schwägerin blieb, was sie auch nachher ausdrücklich zu verstehen gab. In der Tat war ihr jeder Besuch jederzeit eine angenehme Abwechslung, und heute zumal . . . Gerade auch Alfred Langemak hatte ihr Interesse. Sie fand ihn so „elegant", so „unbegreiflich vornehm".

Und so geschah es, daß Alfred Freiherr von Langemak eine ihm etwas mühsame Kaffeestunde mit den beiden alten Damen verbringen mußte. Für Frau von Brohla hatte er eine herzliche Verehrung. Er fand sie heute aber so alt, in ihrem feinen Gesicht waren solche Spuren von Erschöpfung. Und er dachte: nun ja! . . . Denn sein Vetter Erlinghaus hatte ihm schon aus Hamburg geschrieben . . . Und er war recht eigentlich deshalb gekommen — sozusagen vor Torschluß — um noch gerade in aller Unbefangenheit als Nachbar mal vorgesprochen zu

haben, ehe es bekannt wurde . . . Und um Malene zu sehen . . . gerade in diesem Augenblick . . .

Aber sie war nicht da . . .

Alfred Langemak fragte nicht nach ihr und zeigte in keiner Weise, daß ihre und des Hausherrn Abwesenheit vom Kaffeetisch ihm erstaunlich sei.

Sein kluges, beinahe etwas zu regelmäßiges Gesicht bewahrte den verbindlichen und undurchdringlichen Ausdruck, der ihm eigen war. Seine hellbraunen Augen waren in achtungsvoller Aufmerksamkeit auf Frau von Brohla bald und bald auf Fräulein von Brohla gerichtet. Die Sorgfalt seiner der Gelegenheit durchaus angemessenen Kleidung, der Glanz der köstlichen Perle, die er, als einzigen Schmuck, auf seiner graulila Krawatte trug, bezauberten Fräulein Line, sie fand seine Stirn so wunderhübsch und das dunkle Haar, wie es darüber lag. Und mit einem Male dachte sie: wenn ich Malene wäre, nähme ich ihn, schon allein, um Elard zu ärgern. Obzwar sie gar keinen Beweis dafür hatte, daß Langemak sich ernsthaft mit Malene beschäftigte . . .

Unterdessen ging Malene in die Natur hinaus. Lachende Herbstsonne überglühte das Gelände.

Es war von so lieblicher Offenheit; ein Flachlandidyll, trotz der sachten Welle, in der da und dort

eine Koppel anstieg, während sich ein stillglänzendes Wasserband, ein Nebenflüßchen der Stör, zwischen Wiesen hinzog, die sich leise zu ihm hinabsenkten. Die Ferne verdämmerte im bräunlichen Ton schon gepflügter Felder und in den blaugrünen Streifen von Waldungen. Hinter dem Garten zog sich nach rechts eine gerade abgeerntete Haferkoppel ein wenig hinauf. Und auf ihrer bescheidenen Höhe stand, als schwere dunkle Farbennote, inmitten des bleichen Teppichs des Stoppelfeldes, ein uralter Apfelbaum. Der Fußpfad, der sich über die Koppel hinzog, führte an ihm vorbei. Eine höchst einfache Bank stand vor seinem Stamm. Die hatte der Rittmeister selbst mit dem Knecht dort angelegt, weil Malene einmal sagte, es würde ein hübscher Platz zum Sitzen sein. Man sah von da aus den nahen Bottenborger Wald, der in der Fülle und Macht uralter Buchen eine prachtvolle Majestät hatte.

Hier saß nun Malene. Sie dachte kaum an Elard, kaum deutlich an ihr Leid. Wie ein Körper, der zum Tod entkräftet ist, keine Schmerzen mehr zu empfinden vermag, so war ihre Seele zu ermattet, um sich gegen das Unglück zu wehren . . .

Aber sie sann mühsam nach, wie nun wohl alles werden würde . . . „Vielleicht muß ich fortgehen." Und sie wußte doch gleich, daß sie diese Stätte nicht

verlassen könne. Sie war der Schauplatz all ihrer zärtlichen Hoffnungen gewesen, der des Werdens ihrer Liebe. Tausend Erinnerungen banden sie an diesen Platz . . .

Malene schloß die Augen . . .

Sie hatte den Ellbogen auf die Rückenlehne der Bank gestützt und saß so fast seitwärts, denn der blendende Sonnenschein floß über sie und ihr Gesicht sonst zu blendend hin. Und hinter ihr lag der Schatten des Wipfels langgestreckt und blau auf dem Stoppelgrund.

Malene glich einer Schlafenden.

Aber ihre Gedanken wurden allmählich lebhafter, schweiften hin und her. Sie versuchte plötzlich, sich aus dem Leben der Menschen hier wegzudenken. Es war unmöglich. Da waren Verknüpfungen, die sich nicht mehr zerreißen ließen. Sie hing mit Ergebenheit an der anspruchslosen Frau, deren stille Würde ihr Herz immer von neuem ergriff. Was blieb denn an Schönheit und Bequemlichkeit und Freude in den Tagen „seiner“ Mutter, wenn Malene sie verließ?

Sie war hellsehend genug, um die Zustände fast richtig zu beurteilen. Sie ahnte, vielmehr sie gestand es sich durchaus, daß die stattlichen Zuschüsse, die sie dem Haus als Miete und Pension zahlte, die Wirtschaft erleichterten. Sie sah ja, daß ihre Bücher, ihre

Journale, ihr Musizieren die geistige Nahrung für das Haus bedeuteten. Wie sehr würde das Dasein der Mutter verarmen, wenn sich das alles änderte.

Aber ich muß doch fort, dachte sie matt.

Ihr Geld fiel ihr ein. Sie war beinahe reich. Es hatte sie vorweg mit Freude erfüllt, es dem Haus des Geliebten zubringen zu dürfen, seinem und der Seinen Leben eine angenehme Unabhängigkeit zu sichern.

Nun war es zwecklos, Geld und Gut zu haben . . .

Zwecklos alles, alles . . .

Und da zuckte eine Erkenntnis durch sie hin . . . sie wurde rot und öffnete weit ihre Augen und starrte ins Unbestimmte . . . Sie fühlte, der geliebte Mann war ihr herzlich gesinnt, hatte ganz gewiß Freundschaft für sie . . . Einem berechnenden Mann hätte das genügt, um sich ihrer und ihres Geldes zu versichern — dieses Geldes, das dem Haus gewiß nötig war . . . Er aber vermochte es nicht, sich zu verkaufen . . .

Und sie liebte ihn noch viel mehr — weil er sich nicht einmal an sie hatte verkaufen wollen . . .

Da kamen ihr Tränen . . . Sie wollte nicht weinen . . . rang mit der Weichheit.

Plötzlich fühlte sie die Nähe eines Menschen und schreckte auf.

Alfred Langemak war schon fast neben der Bank.

Er kam wie ein harmloser Spaziergänger, der durch den schönen Nachmittag flaniert. Das alte Fräulein hatte ein Wort davon fallen lassen, daß Malene durch den Garten aufs Feld hinausgegangen sei.

Er küßte Malene die Hand und glaubte ihr sein Auftauchen erklären zu müssen.

„Ich war bei Ihren Verwandten, fand aber nur die beiden alten Damen beim Kaffee. Der Tag ist ja köstlich. Ich bin gerade kein leidenschaftlicher Fußgänger. Aber heute lockte mich's doch. Ich hab' Lurich mit dem Wagen heimgeschickt."

Malene dachte immerfort, ob er wohl sähe, daß sie geweint habe.

Er setzte sich zu ihr.

„Es ist wirklich ein netter Platz," sagte er.

„Ja, sehr nett."

Sie schwiegen.

Dann begann er, wie in plötzlicher Entschlossenheit: „Gnädiges Fräulein, da ich Sie nun zufällig traf — lassen Sie mich sagen: wie freue ich mich, daß Sie hier sind, gerade jetzt hier bei Brohlas sind."

Er hatte seine grauen Handschuhe in der Rechten und schlug ein paarmal spielend in die Fläche der Linken.

„Warum gerade jetzt?“ fragte Malene.

„Sie müssen wissen, ich halte was von den Brohlas. Der Rittmeister zeigt zwar Vater und mir immer seine stachlichten Seiten. Er würde wohl erstaunt sein, eine Liebeserklärung von meiner Seite zu hören. Aber es ist schon so: er ist eine von den Figuren meiner Kindheit. Und eine so charakteristische Figur — nicht wahr? Mit allen, die durch unsere Jugend gingen und in solcher Nähe, fühlt man sich verknüpft. Nicht wahr? Brohla dauert mich oft. Er leidet an sich. Das haben Vater und Sohn gemeinsam, wenn auch in ganz verschiedener Art. Ein Prachtmensch ist er doch. Und dann Frau von Brohla! Man müßte roh sein, um in ihrer Gegenwart nicht zu begreifen, was Weiblichkeit ist.“

„Das sind in der Tat Liebeserklärungen,“ versuchte Malene zu scherzen, während ihr diese ganze Unterhaltung eine Last war. Jeder Mensch war ihr zur Last. Jede Störung ein Verbrechen gegen ihre Begierde, still nachdenken zu dürfen . . .

„Und ich weiß, Sie lieben das Paar — sonst hätten Sie nicht Ihr Zelt unterm simpeln Wernsdorfer Dach aufgeschlagen. Nicht wahr? Und die zwei Alten lieben Sie. Und deshalb tröstet es mich vorweg, daß Sie jetzt da sind,“ sagte er mit einer gewissen offenen Herzlichkeit.

„Vorweg? Jetzt? . . . Das klingt — wie —,“ begann Malene unsicher.

Sie fühlte auf der Stelle: er weiß! — — Und wußte nicht, ob sie zeigen dürfe, daß auch sie schon wisse.

Vielleicht dachte er: sie ahnt noch nichts. Vielleicht hatte er die Tränenspuren auf ihrem Gesicht gesehen . . . Seine Haltung ließ nicht erkennen, welche Berechnungen ihn leiteten.

Er sagte mit dem Ausdruck einer aufrichtigen, aber keineswegs übertriebenen Teilnahme:

„Ich fürchte, die alten Herrschaften werden nächstens eine schwere Enttäuschung an ihrem Sohn erleben.“

„Wie das?“ fragte Malene klanglos.

Sie saß ergeben. Sie wußte: nun sprach gleich ein fremder Mund das Ungeheure aus.

„Elard ist im Begriff, sich schauderhaft zu verplempern. Er nimmt seinen Abschied, um eine unmögliche Heirat zu schließen. Ich mag nicht daran denken, wie das seine Eltern trifft. Darum ist es gut, daß Sie da sind, gnädiges Fräulein.“

Malene brachte nur ein leises: „O mein Gott!“ über die Lippen.

„Ja, es ist in mehr als einer Hinsicht eine höchst unglückliche Wendung für die Wernsdorfer,“ sagte

er gedankenvoll. Nach einer Pause, die ganz seltsam bedeutungsschwer schien, fuhr er dann fort:

„Es gibt Momente, wo man nicht weiß, ob es taktlos oder freundschaftlich ist, zu sprechen. Ich war beinahe im Zweifel, ob ich Ihnen diese vorbereitenden Mitteilungen machen sollte. Ich weiß es von Erlinghaus, es ist also gewiß. Nun kenne ich ja den Rittmeister. Elard, obschon einige Jahre jünger als ich, ist so ein wenig mein Kindheitsfreund gewesen. Ich wollte Ihnen nur sagen, liebes Fräulein, wenn in der allernächsten Zeit wegen irgendwelcher Umstände Ihnen für die Wernsdorfer der Rat und das Eingreifen eines freundschaftlich Gesinnten erwünscht sein sollten, so schenken Sie mir alles Vertrauen."

„Danke," sagte Malene, „danke." Und sie dachte: Erzählt er das alles mir, weil er weiß, daß ich Elard liebe, oder weil er nicht weiß, daß ich ihn liebe — —

Aber Alfred Langemak schien es in keiner Hinsicht auffallend zu finden, daß sie so wortkarg saß — blaß — seinen Blick vermeidend. Er suchte auch keineswegs den ihren.

Nun stand er auf. Er wollte sich verabschieden.

Da sah er zufällig auf den rauhen alten Stamm, dessen Borke fast orangengoldig und warm vom Sonnenschein beleuchtet war.

„Gott,“ sagte er, „wie das Herz im Lauf der Jahre groß geworden ist und wie zerrissen die Kontur. Als ich noch ein kleiner Junge war, löste dies Herz eine Art Neugier in mir aus, die vielleicht ungefähr so etwas wie eine erste poetische Empfindung war.“

Und dann ging er wirklich, nicht ohne noch einmal zu betonen, daß er jederzeit mit Rat und Tat für die Wernsdorfer zu haben sei.

Malene sah ihm lange nach.

Nun weiß es alle Welt, dachte sie.

Und damit schien das Unglück erst ganz sicher ...

Dann sah sie sich nach dem Herzen um.

In der rauhen Rinde des Baumes stand es, die grauen, uralten Schnitte hatten aufgeworfene Ränder . . .

Die, die es hier eingegraben, sei es im seligen Uebermut der Liebe, sei es in der Sehnsucht der Verlassenheit, waren gewiß lange tot. —

Und immer noch stand dies Herz am Wege . . .

So stand meines an seinem Weg, und er ging daran vorüber, dachte Malene aufweinend.

Alle Kämpfe hatte Elard mit sich allein ausgefochten, ohne Vertrauten, ohne Aussprache, als ein Einsamer unter andern Menschen. In den gewohnten verbindlichen Formen nahm er am kameradschaftlichen Zusammenleben teil; in unverminderter Aufmerksamkeit und Genauigkeit tat er den Dienst. Aber die Kameraden fühlten es doch: die Verbindung mit ihnen und mit der Pflicht war ganz äußerlich. Sie kannten ihn ja alle als einen Menschen, der sich selten mitteilte; vielleicht erlebte er auch nichts, oder die alltäglichen Dutzendgeschehnisse, wie sie jedes Mannes Jugend hie und da bunt gestalten, waren ihm nicht der Rede wert.

Da sein Mangel an Mitteilsamkeit niemals verletzend wirkte, sondern vielmehr als eine unüberwindliche Eigenschaft seines Charakters erschien, so achtete und schonte man sie.

Von dem Augenblick an, wo er in Beziehungen zu Hansi Weseke trat, war die Verschlossenheit so merkwürdig gesteigert, trug so sehr das Zeichen seelischer Qual, daß vielleicht der eine oder andere Kamerad doch erwogen haben mochte, ob nicht eine vertrauliche Aussprache zu versuchen sei. Aber schließlich wagte niemand den Versuch, weil die fernste Annäherung an dies Thema schon einen stolzabweisenden Blick in Elards Auge treten ließ.

Als Elard dann mit sich im reinen war, mußte er ja dem Obersten vortragen, daß er den Abschied zu nehmen gewillt sei. Dieser Unterredung ging er mit dem Wissen entgegen, daß er ernste, auf einen väterlichen Ton gestimmte Vorstellungen anzuhören haben werde, daß ihm glänzende Dinge über seine Qualifikation und seine Aussichten gesagt werden würden, daß man ihm das Verlassen des Dienstes als Mangel an Patriotismus vorwerfen könne.

Und all diese Noten klangen in dem entscheidenden Gespräch denn auch an. Elard spürte den Unwillen des Vorgesetzten, dann seine wahrhaft väterliche Sorge und eine echte, ganz starke Gemütsbewegung. Auch weckte der Oberst seinen Vetter aus dem Grabe wieder auf und stellte ihn als Schreckensbeispiel hin. Denn dieser, der ein hochbegabter und zukunftsreicher junger Offizier gewesen sei, hatte sein Dasein in einer übereilten und unwürdigen Ehe zerbrochen und sein verfehltes Leben mit einem Schuß geendet. Vielleicht war gerade diese lehrreiche Geschichte das Zuviel in den rednerischen Bemühungen des wohlmeinenden und aufrichtig betrübten Mannes.

Elard hob das Haupt und sah mit flammenden Blicken den Obersten fest an, als das Wort von der „unwürdigen Ehe“ gesprochen war.

Und er blieb dabei, knapp und fest war, was und wie er es sagte: daß seine Braut jung und arm und in einer schwierigen Position sei, aber nicht unwürdig, — und wenn es einmal heiße: zu den Waffen, werde er zur Stelle sein; im Falle der Not werde man wohl nicht darauf sehen, ob ein Offizier unstandesgemäß verheiratet sei, sondern nur fragen, ob seine Faust noch den Degen zu führen verstehe . . .

Schließlich ermüdete der Oberst, und da er einer von den Herrischen war, die an ihre überzeugende Beredsamkeit glauben, so war ihm die Niederlage vor diesem Eisenkopf peinlich, und seine redliche Bekümmernis schlug nahezu in Aerger um.

Elard bekam bis zur Erledigung seines Abschiedsgesuches Urlaub, der ihm nach dem Manöver ohne Schwierigkeit bewilligt werden konnte.

Und von dieser Unterredung an trat alles das, was Elard bis jetzt nur als sein eigenstes, geheimes Erleben empfunden, in eine gewisse Oeffentlichkeit.

Er mußte an seinen Vater schreiben. Die Kameraden erfuhren davon, daß es Ernst sei, und daß er seiner Zukunft diese große Umgestaltung geben wolle.

Die Frage, ob er zuerst an den Vater schreiben oder zuerst mit dem Obersten sprechen solle, hatte ihn sehr beschäftigt. Er entschied sich dahin, zunächst die dienstliche Angelegenheit zu regeln. Dann konnte

der Vater in seiner aufbrausenden Art keine bevormundenden Schritte mehr tun, sich nicht an den Obersten wenden, um sich gewissermaßen mit diesem gegen den Sohn zu verbinden. Es gab für das Gemüt des Vaters den unumstößlichen Eindruck, wenn er zugleich mit der Nachricht von Elards Liebe auch die des Abschieds aus der Armee bekam.

Die Antwort ds Vaters war kurz und stark:

„Mein lieber Elard, mein einziger Junge, was Du da geschrieben hast, hat uns vor den Kopf und ins Herz getroffen. Komm nur bald, damit wir alles besprechen. Schreiberei über so ungeheure Entschlüsse ist Unsinn. Du denkst nur an Deine Verliebtheit, wie Jugend tut. Dein Vater aber bedenkt all die Umstände, die gegen solche Verbindung sprechen, und er hat die Pflicht, sie Dir klarzumachen.

Es grüßt Dich

Dein treuer Vater."

Die Kameraden vereinigten sich um ihn zum Abschiedsmahl.

An diesem Abend zeigte sich Elard von einer ganz überraschenden Fröhlichkeit. Alles, was er an seinem Beruf liebgehabt hatte, stand in tausend Zaubern

vor ihm. Die verborgene Zuneigung, die er still für diesen oder jenen Kameraden gehegt, trat in herzlichste Erscheinung. Es war nicht, als sei dies ein Abschied, sondern vielmehr ein endliches Sichoffen-hingeben an die gewohnte Umwelt. Mit starkem Willen zwang er jede Wehmut in sich nieder.

Von seiner Braut aber und seiner Zukunft sprach er kein Wort.

Das war ein Stück Leben für sich, das hatte mit seinen Kameraden und seinem bisherigen Beruf nichts zu tun.

Und gerade, weil er das so vollkommen von ihnen schied, kostete es sie keine Mühe, unbefangen zu sein, um so weniger, da er selbst ganz unbefangen schien.

Alle diese Stunden: das Gespräch mit dem Obersten, der Brief an den Vater und die Antwort, das festliche Mahl voll hochgestimmter Daseinsfreude — alles hatte doch im tiefsten Grunde beinahe etwas Unwirkliches.

Die Wirklichkeit fing an in jenem Augenblick, da Elard mit seiner Braut die Reise nach Wernsdorf antrat.

Es war am sechsundzwanzigsten September, als Elard sich am noch nächtlichen Morgen aufmachte, um Hansi abzuholen. Am Abend zuvor hatte er seinen Burschen entlassen müssen. Das

Dienstverhältnis war zu Ende. Es war ein intelligenter Kerl gewesen mit viel heimlichem, neugierigem Interesse an den sich verändernden Lebensumständen seines Herrn, welche Neugier sich in erhöhter Beflissenheit ausgedrückt hatte. Auch wünschte er sich noch besonders beliebt zu machen, für den Fall, daß es bei der Auflösung zum Verschenken von abgelegten Uniformstücken und Zivilsachen käme — Absichten, die Elard unschwer aus dem Benehmen erriet.

Hab und Gut ließ sich in zwei Kisten unterbringen, die seine bisherige Wirtin einstweilen auf ihrem Hausboden zu bewahren bereit war. Den großen Handkoffer mit den Sachen für einen vielleicht zweiwöchigen Aufenthalt in Wernsdorf brachte der Bursche schon abends nach dem Bahnhof ins Gepäckdepot.

Das war dann ein kahler Auszug am andern Morgen. Mit einer Handtasche, die die noch in der letzten Nacht nötig gewesenen Dinge enthielt, stand Elard im Korridor. Unwillkürlich war ihm, als müsse er nach dem Burschen rufen und ihm Verhaltungsmaßregeln geben — wie sonst, wenn er verreiste. Aber da war kein Bursche mehr . . . Eine kurze, sonderbare Empfindung durchzuckte ihn . . . Als müßte ihm das nun fortan doch fehlen.

Nie mehr würde er so einen famosen, ergebenen Soldaten als Diener um sich haben, dem er befehlen konnte, und für den er zugleich gewissermaßen väterlich sorgte . . . Ihm fiel Treitschkes Wort ein: „Bedienung ist Kultur“.

Und er ärgerte sich, daß solche Nebensächlichkeiten ihm überhaupt durch die Gedanken huschen konnten.

Im Korridor war die Wirtin, Schlafschwere hatte sie in den Gliedern und Kummer in der Seele. Unfrisiert war sie noch und trug zu einem alten Kleiderrock eine Nachtjacke. Sie klagte, daß sie einen so ordentlichen Herrn, der ihre Sachen so geschont und seine stets aufgekramt habe, nie wieder bekäme, entschuldigte sich zwischendurch wegen ihres mangelhaften Aufzuges und versuchte, ihren Abschiedsschmerz bis zu feuchten Augen emporzusteigern.

Draußen war der Morgen noch grau und kalt. Die ersten Herbstnebel standen in den Straßen und füllten sie zwischen den Häuserlinien, so daß die noch nicht erloschenen Laternen darin wie lauter trübgelbe kleine Kugeln wirkten. Elard hatte am Schlump, drei Treppen hoch, gewohnt. Vom Bahnhof an der „Sternschanze“ wollten sie abreisen, um halb sechs ging der Zug. Dieser Bahnhof lag fast halbwegs zwischen seiner Wohnung und der Hansis. Aber er wollte nicht, daß zu so früher Morgenstunde

das junge Mädchen allein von der Marienstraße in Sankt Pauli her zum Bahnhof gehe. Gerade in dieser Gegend war für manchen die Stunde nicht Tagesbeginn, sondern erst Nachtbeschluß. Hansl konnte zudringlichen Begegnungen ausgesetzt sein.

So ging denn Elard nach der Marienstraße, um seine Braut abzuholen. Sie wohnte dort bei einem ordentlichen jungen Ehepaar, dessen weibliche Hälfte Friseuse war, während der Mann als subalterner Beamter der Hafenbehörde ein festes kleines Einkommen hatte. Beide waren also aus Berufsgründen gewohnt, ihren Tag früh zu beginnen. Und auch sonst war das Hinterhaus von Bewohnern bevölkert, die ihrem Brote schon im Morgengrauen nachgehen mußten. Deshalb stand das Tor, das nachts den Eingang zum Hof schloß, schon weit geöffnet, als Elard vor dem Hause anlangte.

Er betrat den Hof, in dessen Schacht die Nebelluft wie gefangen war und förmlich klebrig und mit widrigen Gerüchen durchsetzt in die Nase drang und sich auf die Zunge legte.

Sie hatten verabredet, daß er unten warten wolle.

Der Muff im Treppenhaus, der Charakter der Wohnung waren ihm irgendwie schmerzlich — legten sich immer wie Mehltau auf seine Stimmung.

Lieber stand er unten, fröstelnd in der grauen, feuchten Morgenluft.

Aber Hansi war sehr pünktlich. Sie hatte sogar ihrerseits, aufgeregt und viel zu früh bereit, schon am Fenster gewartet. Und sowie sie eine mehr errat- als erkennbare Erscheinung unten im Nebel nächst der umflorten Hoflaterne bemerkte, die vielleicht Elard sein konnte, kam sie ihre zwei Treppen herab.

Elard drückte ihr die Hand. Die seine war eisig.

„Also komm,“ sagte er nur.

In Hansis vollem Herzen war das Bedürfnis nach einer stürmisch-zärtlichen Begrüßung sehr groß. Aber wenn er diesen strengen Ernst im Gesicht hatte, fürchtete sie sich immer ein wenig. Sie glaubte dann, es irgendwie versehen, sein Mißfallen erregt zu haben.

Er nahm ihr das Köfferchen ab. Es war von grauem Segeltuch, hatte schwarze Lederkanten und sah aus, als sei es schon viel herumgestoßen worden.

„Frau Köhn hat es mir geliehen,“ erzählte Hansi, „ich hab' doch bloß den Schloßkorb. Frau Köhn meinte, es sei gentiler, als wenn ich meine Sachen in meine Hutschachtel packe. Die ist auch bloß von Pappe.“

„Wir müssen etwas rasch gehen,“ sagte er, um diese Gegend so schnell wie möglich zu verlassen.

Und so gingen sie schnelleren Schrittes, als nötig tat, durch den stillen Nebel der Morgenwelt. Dem bißchen Leben, das sich schon in den Straßen rührte, legte die schwere Nässe der Luft und ihre graue Undurchdringlichkeit einen Dämpfer auf.

Hansi trug ein neues, nettes, marineblaues Kleid mit einem Paletot vom gleichen Stoff. Ein gewisser natürlicher Geschmack bewahrte sie davor, für ihre geringen Mittel plundrige Sachen zu kaufen, die nach mehr aussehen wollten, als sie gekostet hatten. Ihr Hut war auch neu. Aber er war nur ein ganz einfacher Filzhut, dunkelgrün, mit einem schlichten Band um den Kopf, eine Art von Matrosenhut.

Und unter ihm bauschte sich das volle Blondhaar. Es schien wie von Goldfünkchen durchstreut, und jetzt hing der Nebel tausend winzig feine Perlchen hinein. Das kleidete das runde Kindergesicht gut.

Hansi hatte ein Paar merkwürdig große Blauaugen, mit einem lieblich-bettelnden Ausdruck. Fast als wolle sie jeden fragen, der mit ihr sprach: Nicht wahr? Du bist mir nicht böse? Du hast nichts gegen mich?

Elard sah sie eigentlich kaum an. Und doch fühlte er ihre reizende Nähe und dachte:

Sie werden sie liebhaben . . . Mutter gewiß — Mutter — Vater auch . . .

Der Handkoffer war ja nicht schwer. In einem Griff zusammen mit der Tasche hielt er ihn in der herabhängenden Rechten.

Und doch: die Länge trägt die Last. Allmählich spürte er sie. Sonst hatte ihm ja der Bursche die Sachen getragen. Von einer Frühdroschke sahen sie aus Sparsamkeit ab.

Hansi selbst hatte gesagt: „Eh' man weiß, wie alles wird, muß man jeden Pfennig umdrehen."

Aber sie war ja auch gewiß: alles würde sehr gut und schön werden! Einem Herrn von Brohla, einem adligen Offizier, dem Sohn eines Rittergutsbesitzers, standen natürlich alle Wege offen. Obgleich Elard ihr schon zweimal gesagt hatte, daß Wernsdorf nur ein kleiner Besitz sei, konnte sie das „Rittergut" nicht aus ihrer Vorstellung merzen. Das saß da nun einmal fest.

Als sie sich dem Bahnhof näherten, holten sie drei Personen ein, die mit Bündeln, Papierpaketen und einem großen Handkoffer von grauem Segeltuch beladen waren. Die Frau, zwischen zwei Männern gehend, trug ein Kind und schleppte schwer daran.

Proletarier . . .

Und plötzlich hatte Elard das Gefühl, daß er mit seiner Braut nicht anders einherzöge durch die Morgenfrühe . . .

Proletarier . . .

Ein Frösteln lief durch ihn hin . . .

Sein Mund schloß sich fest . . .

Er trug das feine Haupt stets hoch erhoben — das war seine ihm angeborene Haltung. Er hatte einen Kopf wie jene Florentiner, die von den Künstlern des Quattrocento verewigt worden sind: fast zu klein für den hohen Wuchs seiner Gestalt, ganz und gar von innerstem Leben durchgeistigt, charaktervoll und streng. Nase und Stirn waren von völligster Schönheit, das Untergesicht bartlos, ein wenig hart und starklinig. Man hätte denken können, es seien die Züge eines schroffen Menschen, wenn nicht Augen von merkwürdiger Tiefe und Weichheit des Ausdrucks alles gemildert haben würden . . .

Hansi dachte: was er wohl hat?! Denn sie spürte an seiner Schweigsamkeit und an der Art, wie er mit stolzer Haltung an der beladenen Gruppe vorbeischritt, daß ihn irgendwelche Stimmungen beschäftigten.

Ach Gott — am Ende reute es ihn, daß er den Abschied genommen hat. — Vielleicht hatte er auch einen kleinen Kater vom vorgestrigen Abschiedsmahl — er war ja sonst immer so solide. Nun, er hatte ja mal gesagt: „Wenn Du mich ernst und

schweigsam findest, denke nicht immer gleich, ich sei gegen Dich verstimmt — ich habe oft allerlei in mir abzumachen . . ."

Sie beschloß deshalb, ganz besonders lieb mit ihm zu sein.

Dazu bot sich die unauffälligste Gelegenheit. Sie fuhren im Nichtraucherabteil dritter Klasse und blieben allein.

Elard war als Offizier in Zivil oft genug aus Sparsamkeitsgründen dritter Klasse gefahren, auf seinen Urlaubsreisen nach Wernsdorf eigentlich immer. Nun war es ihm doch peinlich, mit seiner Braut, mit der Dame, die Frau von Brohla werden sollte, auf die zweite Klasse zu verzichten. Aber man mußte wirklich jeden Groschen zusammenhalten. Vorderhand hatte Elard ja nun nichts als seine Pension von eintausendeinhundert und neunzig Mark und die sechshundert Mark von zu Haus.

Hansi bezog während des Sommers hundert Mark Gage für den Monat. Ihr Engagement am Gartentheater „Flora" hatte mit dem fünfzehnten September ein Ende gefunden. Sie war aber stolz und glückselig, daß sie nun am ersten Oktober in den Verband des Hamburger Stadttheaters übertreten und hundertfünfzig Mark Gage bekommen würde. Das schien ihr wie eine Schicksalswendung, die zu

Glanz und Größe führte. Winzig kleine Rollen zwar bekam sie nur zu spielen, mußte auch immer mit statistieren — aber ein glücklicher Zufall konnte ihr größere Aufgaben zuwenden, man konnte sie und ihr Talent bemerken. Wer wußte, was die Zukunft brachte: riesige Gagen, wunderbare Toiletten, Gastspiele in Amerika. Aber natürlich wollte Hansi alles ihrer Liebe opfern, wie auch Elard ihr seinen Beruf geopfert hatte.

Selbstverständlich mußte sie zunächst das Engagement antreten. Denn wovon sollte sie sonst leben bis zur Hochzeit?! Hundertfünfzig Mark waren eben immer hundertfünfzig Mark. Ja, Hansi hatte schon ein Budget aufgestellt. Warten wollten sie doch beide nicht, rasch heiraten war ihr heißester Wunsch. Wenn man nun so anfinge, daß Hansi erst einmal bei der Bühne bliebe? Dann hatten sie, wenn seine Eltern ihm die fünfzig Mark Monatszuschuß ließen, immerhin zusammen etwas mehr als dreitausendfünfhundert Mark, was Hansi als ein großes Einkommen erschien. Und wenn Elard dann noch etwas dazu verdiente, hatten sie es überhaupt fürstlich.

Aber darin war Elard ja komisch. Er wollte durchaus nichts davon wissen, daß sie nach der Heirat noch bei der Bühne bliebe.

Er schien auch schon Aussicht zu haben auf eine kleine Stellung. Aber er sagte nichts Näheres darüber, schien auch ihre Annahme unmöglich zu finden, „weil es gerade in Hamburg sei“. — „Anderswo — wo kein Mensch einen kennt . . .,“ hatte er erwägend gesagt und dann, seiner Art nach, seine Zweifel in Schweigen begraben. Aber Hansi spürte wohl: er hatte alle Hoffnungen an diese Reise nach Wernsdorf gehängt, erwartet für die Zukunft irgendeine günstige Lösung von der Aussprache mit seinen Eltern.

Sie ihrerseits dachte auch, alles werde sich einfach gestalten, wenn nur der erste Sturm vorüber sei und sie die Eltern erobert habe. Sie war sich völlig klar, daß so vornehme Leute eine arme kleine Schauspielerin nicht mit Begeisterung in der Familie aufnehmen würden. Aber wenn zwei Menschen sich doch so rasend lieben! Was wollen die andern dann schließlich machen? Auch war Elard einziger Sohn. Und daß Eltern gegen ihren Einzigen nicht grausam sein können, weiß man wohl.

Am besten war es dann, der Vater trat sein Gut an Elard ab. Und wenn nicht Geld genug da war, daß die Eltern als Rentiers irgendwo anders leben konnten — Elard sprach ja immer davon, daß sie nicht reich seien —, konnten Vater und Mutter bei

dem Sohn und der Schwiegertochter in Wernsdorf bleiben. Auf dem Lande hatte man doch alles selbst: Butter und Milch, Gemüse und Kartoffeln, Hühner und Obst, und brauchte gar kein Geld.

Hansi sah alles sehr zuversichtlich an und nahm sich treuherzig vor, den Eltern eine sehr, sehr liebevolle Schwiegertochter zu werden.

Der Tag begann sich aus dem Morgendüster zu entfalten. Aber nicht mit Sonnenglanz, sondern vorerst noch mit einem lichten Hellgrau, das aber, wenn die Stunden erst dem Mittag zuwuchsen, sich gewiß noch zu blauem Himmel und fröhlichem Herbstzauber aufklären würde. Das sagte wenigstens Elard voraus.

Hansi hatte bald großen Hunger, und ehe man noch in Elmshorn ausstieg, um auf den Bummelzug zu warten — der Schnellzug Elmshorn—Neumünster hielt nicht an der kleinen Station, von der aus man nach Wernsdorf fuhr — kramte sie aus ihrem Pompadour die in altes Zeitungspapier gewickelten Rundstücke heraus.

Mit ihren reizenden kleinen Zähnen biß sie in die krachende, bräunlich-gelbe Rinde des Brotes. Man sah, wie es ihr schmeckte. Zwischendurch fiel ihr allerlei ein.

„Die Margarine, die Frau Köhn kauft, schmeckt gerade wie Butter — sie hat 'ne famose Quelle — Frau Köhn ist überhaupt fix . . ."

Margarine . . ., dachte Elard . . .

„Weißt Du — als ich noch bei den Eltern war, gab's ja oft genug trocken Brot. Manchmal auch das nicht . . . Ich weiß noch, mal, einen Winter — ich war zehn Jahr — Vater hatt' bei 'ner Vorstellung vom ‚Propheten' das Bein gebrochen, Mutter war immerzu heiser — Gott ja, da hat man gehungert . ."

Und in ihre großen Blauaugen traten Tropfen, in der plötzlichen, sehr lebhaften Erinnerung an all das Elend damals . . .

Elard wurde gerührt. Er sah weg, damit Hansi nicht bemerke, daß sich auch ihm die Augen feuchteten. Das Mitleid mit der dürftigen Jugend und der kärglichen Gegenwart des geliebten Mädchens erschütterte immer von neuem sein Herz.

Seine Liebe sollte und mußte sie für alles, alles entschädigen . . .

Aber Hansi war schon wieder auf dem Wege, sich zu trösten.

„Seit Vater nun den vieljährigen festen Kontrakt in Kassel hat — ich sag' Dir: Vater ist fabelhaft musikalisch, den ganzen Chor hält er — na, und seit Mutter aus 'm Chor in die Garderobe übergetreten

ist, geht es ja fein. Nun haben sie mir doch wieder achtzig Mark zu diesem Kleid schicken können! Und denn, die Dame, die Mutter anzieht, ich glaub', es ist die erste Soubrette, die ist fabelhaft elegant und schenkt ihre Sachen man so weg. Davon kriegt Mutter so manches Stück, woraus ich mir noch was Feines machen kann. Der Direktor war ja oft baff. ‚Donnerwetter, Weseken,' sagte er manchmal, ‚haste Dir 'n reichen Verehrer angeschafft?' Weißt Du noch? Das weiße Gazekleid mit den türkischen Kanten?"

„Nein," sagte Elard, „ich weiß nicht mehr."

„Du weißt auch nichts," schalt sie zärtlich, „in dem Kleid hast Du mich zuerst gesehen! Du bist gräßlich ungalant."

Wie ihn das alles zugleich quälte und ergriff.

Und ihm schien: da war etwas Verwandtes. Aus so verschiedner Umwelt sie kamen: er wußte, wie es ist, mit knappsten Mitteln zwischen den Verlockungen stehen und standhaft bleiben! Wieviel Lebensgenüsse hätte er sich durch Schuldenmachen herausnehmen können. Wieviel brausende Daseinsfreude hätte Hansi haben können durch — Leichtsinn.

Er sah hierin eine gleiche Veranlagung, die zwar tief verborgen im Untergrund ihrer beiden Wesen ruhte und gewiß von niemand erkannt und zuge-

geben wurde. Er aber spürte sie, mit dem Ahnungsvermögen der Liebe . . .

Wenn er die Geliebte nur erst aus ihren bisherigen Daseinsbedingungen ganz herauslösen konnte . . .

Unter diesen, ihn ganz gefangenhaltenden Gedanken sah er sie an — tief und innig.

Sie sprang auf und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Ganz nahe an seinem Gesicht flüsterte sie heiß:

„Augen hast Du — Augen!“ Und sie küßte ihm die Lider, die er beseligt schloß . . .

Er legte die Arme um sie . . . Die Begierde nach ihrem Besitz machte ihm den Körper schwer.

Leidenschaft wallte in ihm nie auf wie jubelnder Siegeswille — der verzehrenden Innigkeit, die ihn dann ganz und gar durchdrang, war immer eine unbestimmte, seltsame Trauer beigemengt . . .

In diesen Minuten schwüler und süßer Stille zwischen den Liebenden schlug plötzlich die Welt mit allerlei plumpen Geräuschen hinein. Die Wagen stießen, indem sie jäh halten sollten, erst noch einmal polternd zusammen; eine mit einem gewissen Rhythmus rufende Stimme scholl an den Fenstern vorbei, Türen wurden krachend aufgerissen. Man war in Elmshorn.

Fünfzehn Minuten Aufenthalt. Hansi wollte sich an Elards Arm hängen und mit ihm auf und ab spazieren, während das Handgepäck auf einer Bank vor der Mauer des Stationsgebäudes verstaut lag. Aber Elard sagte, daß er hier vielleicht von Bekannten gesehen werden könne . . . Es wirkte unfreundlich, wie er es sagte — dessen war er sich nicht bewußt. Denn ihn nahm ganz die Verlegenheit hin, in der er erwog, was er sagen solle, wenn der Kommerzienrat Ronheide ihn anreden würde. Elard sah ihn gleich, kaum daß er sich dem Bahnsteig zuwandte, nachdem die Handkoffer hingestellt waren.

Die Kommerzienrätin schritt, ganz zu Knochen und Pergamenhaut gewordene Vornehmheit, neben ihrem kleinen, wohlbeleibten Gatten einher. Er sah ein bißchen aus wie ein dickgewordener Husar, hatte in seinem rötlichen Gesicht einen forschen und vergnügten Ausdruck und war in einen ausnehmend modernen Reisepaletot geknöpft. Sie wollten natürlich nach Bottenborg zum alljährlichen Herbstbesuch, den die Langemaks mit etwas säuerlicher Verbindlichkeit aufzunehmen pflegten.

Der alte Freiherr vertrug sich gar nicht mit seiner Schwester Ronheide. Und seines Schwagers unauslöschliches Interesse am schönen Geschlecht fand er schlechtweg albern.

Das wußte ja Elard. Und er kannte die Ronheides von den Jagden und Diners auf Bottenborg.

Nun begegnete man einander — schritt auf einem völlig menschenleeren Teil des Bahnsteigs aufeinander zu.

Elard sah es schon von weitem: der Kommerzienrat machte lebhafte Augen. Er fixierte Hansi.

Elard wurde rot. Jede Sekunde konnte nun die Anrede kommen — ein jovialer Ausruf: sieh da, Brohla! — oder dergleichen. Soll ich sagen: meine Braut? Ehe die Eltern sie als solche umarmt haben? Reist man allein mit einer jungen Dame aus der Gesellschaft, wenn man mit ihr verlobt ist?

Und zugleich war man schon aneinander vorüber. Die Herren hatten sich gegrüßt — Frau Ronheide bemerkte scheinbar nicht, daß man an einem Bekannten vorbeiging.

Nun empfand Elard es wieder als Kränkung, daß Ronheides nicht durch Blick und Miene die Neigung zu einer Ansprache verraten hatten.

Für was hielten sie denn Hansi?

Wäre er hier so mit Malene herumgeschlendert, würden sie mit Wichtigkeit eine Begrüßung begonnen und gemeinsame Weiterfahrt vorgeschlagen haben.

Sah man's Hansi denn an, daß sie aus einer andern Schicht kam? Konnte ein junges Mädchen zurückhaltender gekleidet sein, reizender aussehen?

Er dankte Gott, daß er mit Hansi in das Abteil dritter Klasse einsteigen konnte, während das Ehepaar ihnen gerade den Rücken zuwendete.

Nun wollte Hansi wissen, wer das gewesen sei — wie immer, wenn sie sah, daß Elard grüßte und gegrüßt wurde.

„Was können Dich diese fremden Leute interessieren?"

Wenn Frauen nach Nebensächlichkeiten fragten, war es ihm lästig.

Hansi schwieg gekränkt. Es dauerte aber nur zwei Minuten. Da waren ihre flinken Gedanken längst anderswo, und sie fragte allerlei: ob es weit sei von der Station nach Wernsdorf; ob der Wagen da sein würde; ob sein Vater sie abhole; ob sie gleich „Papa" und „Du" sagen dürfe.

Da nahm Elard ihre Hand zwischen seine beiden Hände und beugte sich zu ihr, die ihm gegenübersaß, hinüber.

Neben seinem Kopf war das geschlossene Fenster, und die Landschaft zog draußen vorbei, vom langsam durchkommenden Sonnenschein friedvoll überglänzt.

„Sieh mal, Hansi — das wird vielleicht alles ein wenig schwieriger und erregender sein, als Du Dir denkst. Deshalb will ich erst allein mit den Eltern sprechen. Ich will ihnen auseinandersetzen, wie wir uns lieben, und wie ganz sicher ich bin, daß wir, trotz der Verschiedenheit der Verhältnisse, aus denen wir herkommen, doch glücklich zusammen werden müssen. Jawohl: müssen! Auch will ich erst alles Pekuniäre und die Zukunft mit Vater besprechen. Vater ist leicht heftig. Aber er meint es nicht böse, und es ist ihm nachher leid, wenn Unschuldige unter seiner Heftigkeit gelitten haben."

„Ja — mein Gott — wo soll denn ich derweile bleiben?" fragte Hansi ganz betroffen und enttäuscht. Vielleicht im tiefsten Grunde enttäuscht wegen des Entganges der Wagenfahrt; sie hatte es sich so schön und unsagbar großartig gedacht, in einer Equipage von der Bahnstation geholt und auf ein Rittergut gefahren zu werden.

„Ich lasse Dir im „Augustenburger Hof" ein Zimmer geben."

„Da soll ich dann allein sitzen? Und Du weißt doch, die Zeit ist mir knapp, am Dreißigsten nachmittags muß ich wieder in Hamburg sein."

„Es kann sich nur um wenige Stunden handeln," sagte Clard, indem er immerfort beruhigend das

Händchen liebkoste. „Ich überrasche ja die Eltern. Deshalb habe ich einen Freitag zu der Reise gewählt. Dienstags und Freitags morgens kommt Tammsen, unser Kutscher, in die Stadt und liefert Gemüse und Butter und Geflügel oder was gerade da ist, an den Händler ab. Ich suche Tammsen auf, fahre mit ihm hinaus, spreche die Eltern und bin sicher, Dich nachmittags um fünf Uhr etwa abzuholen."

Und er dachte hoffnungsvoll: vielleicht mit Vater, wenn er meiner Braut die Ehre geben will . . .

Nun fand Hansi gleich Vorteile in diesem Lauf der Dinge: gut, dann konnte sie sich inzwischen frisch frisieren und vielleicht doch gleich die beste Mullbluse anziehen, die im Handkoffer war.

Er fühlte sich immer von neuem so merkwürdig beruhigt durch diese ihre Eigenschaft, sich in alles zu finden. Wie mußte gerade ihm, der sich seiner Schwere wohl bewußt war, das den Alltag einst erleichtern.

Aber es kam anders, als sich Elard alles zurechtgelegt gehabt.

Am Bahnhof war natürlich der Bottenborger Landauer, und Alfred Langemak stand auf dem Pflaster des Bahnsteigs, um Onkel und Tante Ronheide zu erwarten. Vor dem Abteil erster Klasse, dem Kommerzienrats zu entsteigen hatten, war ein

Aufwand von Bewegung und Menschen, als käme eine Hoheit an.

Eine Jungfer hatte sich eiligst aus der Elard und Hansi benachbarten zweiten Klasse geschwungen und nahm nun die Handtasche, die ihr vom Kommerzienrat hinausgereicht wurde. Lurich, Alfred Langemaks Diener, stand in seiner vornehmen und undurchdringlichen und dennoch irgendwie impertinent wirkenden Haltung daneben und hatte schon das Reisekissen der Gnädigen aufgefangen. Alfred, mit gelüftetem Hut in der Linken, streckte die Rechte vor und in die Höhe, um seiner Tante beim Aussteigen zu helfen.

Die Sonne schien dazu, die Lokomotive bluffte und paffte wie ein Schnellraucher, der eine Wolke nach der andern ausstößt. Mit der roten Mütze stand der Inspektor mitten auf dem Bahnsteig und war besorgt, daß Versäumnisse entständen, und doch voll Respekt vor so viel Vornehmheit.

An dieser anspruchsvollen Gruppe mußte nun Elard vorbei. Einen Gepäckträger gab es nicht; der Mann vom „Augustenburger Hof“, der sonst nach Fremden ausspähte und diensteifrig hinstürzte, war nicht zur Stelle. So mußte Elard schwer an seinem und Hansis Gepäck tragen.

Wie doch Kleinigkeiten demütigen können . . . Wie es peinigen kann, wenn der andere mit stolzen Rossen fährt, während man selbst im Staube geht.

Alfred Langemak sah ihn und Hansi. Er grüßte mit der vollkommensten Freundlichkeit.

„Guten Tag, Elard!“ Und er neigte auch grüßend ein wenig den Kopf gegen Hansi, als wisse er, wer sie sei.

„Guten Tag, Alfred,“ sagte Elard im Vorbeigehen mit erzwungener Flottheit, „Du siehst, ich bin beladen — ich kann meinen Hut nicht abnehmen.“

„Der Wernsdorfer Wagen ist aber nicht da,“ rief Langemak ihm besorgt nach, was Elard mit einer halben Rückwärtswendung des Kopfes und einem unverständlichen Laut beantwortete.

Indessen war der Omnibus vom „Augustenburger Hof“ da. Der Hausknecht, in der angenehmen Autosuggestion: ach, mit dem Zug kommt doch kein Mensch, lehnte höchst malerisch am Wagenschlag, rauchte eine Stinkadores und kokettierte zum Dienstmädchen des Inspektors hinauf, die im offenen Fenster des ersten Stockwerks ein Blechsieb abtrocknete, auf dem die Sonne blinkerte. Als Elard um die Ecke des Stationsgebäudes mit dem vielen Handgepäck kam, stürzte der Hausknecht ihm schuld-

bewußt entgegen und tat nun, als hetze er sich für zwölf Menschen auf einmal ab.

Dann rasselte der uralte Wagen die schlecht gepflasterte Straße entlang und unter dem Bogen des „Dänentors“ hindurch, das einem dicken, klobigen Festungsturm glich.

Der Hausknecht stand auf dem Wagentritt und teilte durchs offene Fenster Elard, auf seine Fragen, mit, daß der Wernsdorfer Wagen jetzt immer erst nachmittags käme, so Klocker fünfe.

Was sollte Elard machen? Auf den Wagen warten? Dann konnte er Hansi unter gar keinen Umständen mehr vor der Nacht nach Wernsdorf hinausholen? Auch mochte er nicht bis fünf oder sechs allein bei ihr im Hotel bleiben. Der Gedanke, so lange mit ihr in der Wirtsstube zu sitzen oder spazieren zu gehen, war ja unerträglich; mit ihr sich in ihr Zimmer zurückziehen, ganz unmöglich.

Jetzt war es bald halb zwölf.

Sie standen wie Heimatlose. Elard litt.

Er bestellte zunächst ein Mittagessen und besprach dann mit dem Wirt die Möglichkeit, ein Fuhrwerk zu mieten. Aber es stellte sich heraus, daß alle Gespanne, und der Wirt überschlug alle Fahrgelegenheiten, die es nur im Städtchen sonst gab, beim

Pflügen oder andern Ueberlandfahrten beschäftigt seien.

Die Unerquicklichkeit der Lage bedrückte Elard wie eine Schuld.

„Ich werde zu Fuß hinausgehen," sagte er, „wenn ich gut ausschreite, mache ich's in anderthalb Stunden und bin noch da, ehe Tammsen abfährt, kann ihn also zurückhalten und dann mit ihm wieder zur Stadt kommen."

Hansi war von alledem ein bißchen benommen, begriff nicht ganz, weshalb Elard nicht einfach bei ihr blieb, wo man doch ein Zimmer hatte und das Geld dafür ausgab, und dachte, daß er besser täte, seinen Plan zu ändern und sie gleich gegen Abend mit hinauszunehmen nach Wernsdorf. Weil sie aber einen Heidenrespekt vor ihm hatte, mochte sie diese ihre Ansicht nicht auskramen.

Das Mahl wurde hastig und unter erzwungenen Gesprächen verzehrt; der Wirt stand dabei herum, wagte zuweilen einen neugierigen Blick auf Hansi, wusch sich die Hände in der Luft, bewegte sich weltmännisch, dirigierte den Pikkolo mit Feldherrnmienen und knüpfte alle Augenblicke eine Unterhaltung mit Elard an, die diesen nervös machte: über die immer noch so erstaunliche Frische des Herrn Rittmeisters, und daß die gnädige Frau eigentlich

nie in die Stadt käme; daß der Bottenborger Landauer vorhin durch die Stadt gefahren sei; wie wenig befriedigend die Kartoffelernte auszufallen scheine.

Dann schritt Elard in die Mittagssonne hinaus. Es war, als hätten die Bäume am Weg, der harte Boden der Landstraße, die Meilensteine und der trockene Rain die Sommerhitze bewahrt und strömten sie nun aus wie Mauern die Wärme vorhergehender Tage, wenn es draußen abgekühlt ist.

Wie er diese Landschaft liebte, und wie ihr stiller Reiz zu ihm sprach, ihn ruhiger, zuversichtlicher machte. Das Grün der Wiesen war wie Samt, und das Flüßchen, das sich in kurzen Schlangenwindungen hindurchzog, gleißte wie Steinkohle, auf die die Sonne scheint: durch den weißblanken Glanz spürt man doch die Schwärze. Ein fahlgelbliches Stoppelfeld war gefleckt von den schweren und langsamen Körpern schwarzweißer Kühe. Dunkelgrün, eine Mauer der Ruhe, grenzte der Wald es ab.

Wie hätte ich es anders machen sollen, dachte Elard. Ich mußte Hansi gleich den Eltern bringen, eine Reise der Eltern nach Hamburg war ja ausgeschlossen.

Wenn er sich das vorstellte: seine Mutter in der Köhnschen Hofwohnung in der Marienstraße — und

in Hansis Stübchen, das zu klein war, um ordentlich sein zu können. Unmöglich.

Und vielleicht sein Vater im Theater und mittels des Opernglases Hansi heraussuchend aus den Hofdamen der Elisabeth von England oder den Ballgästen des Prinzen Orlowsky — — Unmöglich.

Es gab nur eins: Hansi mußte durch ihre reizende Erscheinung und ihr kindlich-zutrauliches Wesen sich die Eltern erobern und ihnen, wie von selbst, eben durch ihre frische, junge, unwiderstehliche kleine Persönlichkeit alles verständlich machen.

Dazu durfte sie nicht umgeben sein von der Umwelt ihres Berufes und ihrer Dürftigkeit.

Nein, er hatte nicht anders gekonnt! Sie gleich hierher bringen, die Eltern mit ihr zu überraschen, war die einzige Möglichkeit gewesen.

Elard wußte wohl, daß dies „Ueberraschen" fast einer Vergewaltigung des elterlichen Willens und der elterlichen Herzen gleichkam.

Aber er sah keinen Weg als diesen. Die Eltern verlieren wollte er nicht. Er liebte sie mit einer tiefen, verschwiegenen Inbrunst.

Aber da er auch nicht von Hansi lassen konnte, so mußte er eben beide Teile zusammenbringen. Und gerade bei der heftigen Art seines Vaters wirkte

eine unabwendbare Tatsache eindrucksvoller als lange Wortgefechte.

Es würde, es mußt gut gehen. War denn nicht Mutter da? Die Milde, Liebevolle — deren ganze Lebensaufgabe so recht eigentlich darin bestand, alles zum Frieden zu lenken? Die ihn so ganz verstand und gewiß wußte, wenn er sagte: Mutter, ich kann nicht anders! daß sie dann zu ihm zu stehen hatte . . . In seinem Herzen schwoll Rührung hoch . . .

Immer rascher schritt er unter all diesen Gedanken.

Er überdachte de Zeiteinteilung zu Haus. Um halb eins aß man und pflegte meist nicht länger als eine halbe bis drei Viertel Stunden zu Tisch zu sitzen. Dann zog jeder sich zurück. Vater behauptete, er schliefe nie. Aber wenn man halb drei in sein Zimmer kam, erhob er sich meist etwas ungesammelt, erhitzt und mit dem Muster des Kissens auf der Wange, aus der schwarzdamastenen Sofaecke. Die Zeit von halb drei bis um vier Uhr verbrachte er am Schreibtisch, über seinen Büchern und dem Kreisblatt.

Mutter und Tante Line kamen erst gegen vier Uhr wieder zum Vorschein.

Elard dachte flüchtig an Malene.

Er war fest überzeugt oder wollte überzeugt sein, daß eine Liebe Malenens zu ihm doch wohl nur in der Phantasie seiner Mutter bestehe. Mütter haben in dieser Richtung eine Vorstellungskraft und Zähigkeit ohnegleichen. Sie wünschen ihrem Jungen die Schönste, Reichste, Klügste, Beste. Malene, die so viel in der Welt herumkam und glänzende Männer in Menge sah, hatte etwas anderes zu tun, als ihr Herz an ihn, den unbedeutenden, armen Infanterieoffizier, zu hängen . . .

Man würde doch auch sehen . . . Wenn sie wirklich an mich gedacht hat, sagte er sich, so wird sie doch auf die Nachricht von meiner Liebe zu Hansi sofort abgereist sein.

Immer leichter wurde ihm. Als wenn er mit den Wegesstrecken zugleich alle Schwierigkeiten hinter sich ließ.

Liebevoll sah er über die solide Anmut der Gegend hin. Wie Hansi sich daran erfreuen würde! Sie war ein Stadtkind, ganz und gar. Kaum je zu kurzen Tagesausflügen ins Freie gekommen. — Zeit und Geld hatten immer gefehlt. Sie sah die Natur blühen und vergehen in den städtischen Anlagen und in Gärten von Vergnügungsstätten.

Ganz im tiefsten Untergrund seines Gemütes hatte er ja die gleiche Hoffnung wie Hansi: daß Vater ihm Wernsdorf übergeben werde, oder daß sie alle zusammen dort hausen könnten. Er wußte: Vater balancierte mühsam. Aber Vater, in seiner Heftigkeit, verdarb sich auch viel. Elard dachte, daß er mit unermüdlichem Fleiß es schon vorwärts bringen werde. Und die beiden Zimmer, die Malene bisher innegehabt hatte, genügten für ihn und Hansi völlig. Wenn solche Lebensgestaltung möglich war, kam seine Pension von eintausendeinhundertund-neunzig Mark als angenehmes Bargeld noch dazu . . . o ja, anspruchslose Menschen, die sich liebhaben, können viel . . .

Nun grüßten ihn schon die Ebereschen am Weg, der von der Bottenborger Chaussee nach Wernsdorf abzweigte. Sie wärmten ihre ziegelroten Frucht-büschel in der Sonne und standen farbenfröhlich und beglänzt in gleichmäßigen Abständen im verstaubten Gras des Raines.

Und da sah der Giebel seines Vaterhauses durch das Guckloch, das die Linden vor der Front rechts und links von der Tür ihm ließen. Es waren die Fenster des Schlafzimmers seiner Eltern. Sie standen geöffnet mit den nach außen schlagenden

Flügeln. Drinnen aber waren sie verhängt. Demnach hielt Mutter noch Mittagsruhe.

Und mit einem Male kam eine Aufregung über ihn, wie er glaubte, sie noch niemals in seinem ganzen Leben empfunden zu haben.

Er wußte gar nicht, wie er eigentlich über den Hof kam. Er fühlte den Messingklopfer der Haustür eiskalt in der Hand. Den ganzen Tag hindurch hatte es fest bei ihm gestanden: erst zur Mutter ... Mit ihr dann als Bundesgenossin zum Vater . . .

Nun plötzlich war ihm, als habe er doch erst als Mann zum Mann zu sprechen . . .

Die Glocke schlug an — kühl wehte ihm die Luft aus dem Schatten des Flurs entgegen . . .

Eine sehr erstaunte Stimme sagte in der Tür zu den Küchenräumen links: „Achhott — nee — der junge Herr . . ."

Da, rechts, war die Tür zum Zimmer seines Vaters . . .

Er riß sie auf . . .

Im Zimmer, das von dem Schatten der Linden dämmerig war, vom Schreibtischstuhl, wo er in schwerem Hinbrüten gesessen, fuhr der hagere, weißköpfige Mann empor.

„Junge — Du — mein Junge . . ."

„Vater, Vater . . ."

Und sie, die sich sonst mit Handschlag nur und mit festem, gutem Blick begrüßten, Feinde jeder lauten Zärtlichkeit, sie lagen einander in den Armen.

Elard fühlte, wie ein Schluchzen, das unterdrückt werden sollte, den Körper des Vaters erschütterte.

Und mit einem Male stöhnte der alte Mann das Wort heraus, das er nun schon seit Tagen und Nächten immerfort, immerfort in seinem Kopf dröhnen hörte . . .

„Junge — mein Junge — wir sind ja ruiniert, wenn Du das tust — ruiniert.“

Sie saßen auf dem Sofa zusammen. Es war gründüster im Raum, der Vater sprach, und seine langen Auseinandersetzungen wurden manchmal lebhaft vom aufbrodelnden Zorn, manchmal klangen sie wie eine kummervoll ausgesponnene Klage, in deren Worten immer unausgesprochen das mitzitterte: „Vergib — ach vergib . . .“

Beinahe schien es, als ob der, der als Bittender gekommen war, nun hier zum Richter ernannt worden sei.

Denn dies Wunderliche begab sich im Herzen des alten Mannes: mehr als zwanzig Jahre hatte er voll Trotz gegen seine Erfolglosigkeit in den Waffen gestanden; im Augenblick, da er sie einem Menschen eingestand, fielen ihm die Waffen aus den Händen, und sein Unglück kam ihm wie eine Schuld vor, begangen an den Seinen.

Elard saß bleich, zunächst wie betäubt, dann in wiederbeginnender Fassung, nur von dem nächsten Wunsch nach völliger Klarheit beseelt. Und wenn die Darlegungen des Vaters sich verwirrten, oder wenn er das Gefühl bekam, es fehle dem Vater an Mut, diesen oder jenen trüben Umstand ganz deutlich zu benennen, dann fragte er nach. Und er fragte kurz, weil er ja einer von denen war, die nur das Wesentlichste bewerten und alles, was an Begleiterscheinungen nebenher läuft, davon scheiden. Der Vater kannte den Sohn und seine in sich starkgeschlossene Art, hatte oft genug rühmend davon gesprochen. Aber ihn dünkte nun, als frage Elard schroff. Auch begriff er seine elende Lage noch mit viel furchtbarerer Deutlichkeit, indem er laut von ihr sprach. Und das machte ihn ganz demütig vor dem Sohn.

Elard stellte noch einmal fest: „Also Du hast damals hundertundneunzigtausend Mark für Werns-

dorf gegeben und neunzigtausend bar angezahlt. Fünfzigtausend standen von der Norddeutschen Güterbank darauf und stehen noch . . ."

„Ja, bloß daß der Zinsfuß sich im Lauf der Zeit erhöht hat — damals waren's drei Prozent, jetzt sind's viereinhalb," schaltete der Vater ein.

„Fünfzigtausend Mark ließ der Vorbesitzer stehen . . ."

„Als seine Erben mir kündigten, besorgten mir Abraham und Kompagnie ohne Schwierigkeiten das Geld, aber ich muß fünf Prozent geben."

„Und dann, als Dein kleines Betriebskapital aufgezehrt war . . ."

„Ja, mein Junge — vom ersten Jahr an hab' ich mit Verlust gearbeitet . . ."

„Dann hast Du die vierzigtausend Mark von Tante Line als Hypothek auf Wernsdorf eintragen lassen."

„Line gab sie gern."

„Kannte sie die Lage?"

„Ach nein, mein Junge. Wozu die Frauen ängstigen. Und siehst Du, gerad' in dem Jahr arbeitete ich zum erstenmal ohne Verlust, wenn auch ohne Gewinn — ich dachte: nun kommt es — nun geht es in die Höh' — und wenn es erst in die Höh' geht, wird ja alles schnell eingeholt."

Elard dachte: hier hat der Trotz Resultate gezeitigt wie sonst leichtherziger Optimismus. —

„So hast Du alles vom Kapital genommen: die fälligen Zinsen, meine Zulage, die Kosten des Haushalts?“

„Woher hätte ich es sonst nehmen sollen.“

„Und Tante Lines Vierzigtausend sind auch schon auf diese Weise aufgezehrt?“

„Ja, mein Junge — ja . . .“

„Vater — verzeih' — eine Frage — weshalb hast Du nicht früher gesprochen — zum Beispiel, als ich Offizier werden wollte — Du weißt, ich schwankte damals — ich hätte auch gern studiert — wäre gern Jurist geworden, und wenn mir der Rechtsanwalt auch vielleicht nicht gelegen hätte, würde ich doch wahrscheinlich als Bankjurist oder in der Verwaltung, vielleicht auch in der Richterkarriere meine Zukunft gefunden haben. Dann stände ich nun gesichert und könnte Euch stützen.“

„Ach, Elard — sieh mal: ich dacht' so: Studieren ist teuer, Offizier ist billig —“

Elard unterdrückte jedes Wort der Kritik über die Kindlichkeit dieser wirtschaftlichen Anschauung.

Der Vater fuhr fort sich zu verteidigen. „Sieh mal, Du hattest solche schöne Jugend hier auf dem Land — das hatt'st Du doch, mein Junge! — und

man hätte Dich sonst in eine teure Pension geben müssen, zum Besuch eines Gymnasiums — und die Schule in der Stadt war doch recht gut — und bis zum Einjährigen kamst Du da doch auch, hatt'st nachher noch bloß das Fähnrichsexamen zu machen. Es lag alles so einfach."

Und ich habe kein Abiturium, dachte Elard.

„Das mit Malene war eine Chance," fuhr der Rittmeister fort, ein wenig mutiger, denn er nahm das Schweigen des Sohnes für sich anzeigende Ergebenheit in die Lage, „vorher strömte das Geld davon; seit Malene in Pension zu uns kam und sich dann als dauernde Mieterin und wiederkehrende Pensionärin bei uns sozusagen festsetzte, seitdem sickert es nur noch weg. Ohne das säße ich schon längst fest — hätt' schon vor vier, fünf Jahren Zahlung einstellen müssen. Aber: ob nu der Weizen aus 'm großen Loch läuft, oder ob er durch 'ne Ritze 'rausträufelt: leer wird der Sack schließlich doch: so und so."

„Vater," sagte Elard entschlossen, „so sehr schmerzlich es uns allen auch sein wird, Du mußt Wernsdorf verkaufen. Es ist wahr, Du hast es damals wohl etwas zu hoch bezahlt — Du hast auch nie recht was dafür tun können — es ist vielleicht auch mit unzulänglichen Mitteln oft experimentiert

worden — — ein geduldiger Landwirt hätte vielleicht — anderseits mag ja der Wert von Grund und Boden gestiegen sein. Wenn sich ein Liebhaber fände — wir wissen doch beide, daß einer da ist — und Du bekämst nur annähernd Deinen damaligen Ankaufspreis, so blieben Dir immer zwischen vierzig- und fünfzigtausend in der Hand. Du müßtest das Geld auf Leibrenten geben. Ich glaube, es gibt Institute, die zehn Prozent dafür auswerfen — dazu dann Deine Pension . . . Ihr könntet bescheiden davon leben, hättet keine Sorgen mehr. Und wenn Mutter Dich überlebt — so sorgte ich für sie. Das wäre meine Pflicht. Ich würde sie freudig erfüllen."

Die Selbstlosigkeit dieses Vorschlages erschütterte den alten Mann. Ein Sohn, der seine ganze Existenz scheitern sieht und doch den Vorschlag macht, das Restchen Kapital sollte auf Leibrente gegeben werden . . . Ach, wenn da ein Restchen wäre! . . . Und das, was er noch an Geständnissen zurückbehalten hatte, drückte ihn schwerer als alles, was schon eingestanden war . . .

„Ja, mein Junge . . . Du sprichst so von Verkauf und von fünfzigtausend in der Hand . . . Der Käufer müßte schon einen ordentlichen Batzen auf den Tisch des Hauses niederlegen, wenn so viel . . . Du mußt nämlich wissen: hinter Linens vierzig-

tausend hat der Händler Lübbers noch achte auf Wernsdorf stehen . . . Er verrechnet die Zinsen . . . fünf Prozent . . . die merk' ich nicht so . . . aber freilich, man sieht auch kein Bargeld für Gemüse und Geflügel . . . und wie der Kerl auf den Preis drückt, weil ich ihm liefern m u ß! Findet an jedem Küken und an jedem Blumenkohlkopf was 'raus, warum er's unterm Marktpreis rechnet . . . Ja, so was muß man sich bieten lassen . . ."

Indem er auf Lübbers schalt, entfernte er sich von der Hauptsache, und das tat doch ein wenig wohl.

Elard war es, als glitte ihm die Hoffnung stückweise aus der Hand — und zerspränge in Scherben.

„Aber das, Vater, diese achttausend von Lübbers, das ist dann auch das letzte?" fragte er dringlich.

Der Rittmeister schüttelte den weißen Kopf und mochte seinen armen, lieben Jungen gar nicht ansehen. Gebückt saß er — ganz in sich zusammengesunken.

„Der letzte Ziegel auf dem Dach . . . Der letzte Ziegel auf dem Dach . . .," murmelte er bitter vor sich hin . . .

„Wieviel denn noch . . .?" fragte Elard.

„Fünfundvierzig . . ."

„Also noch über den Wert . . ."

Sie schwiegen eine Weile. Die kühle, grün-schummerige Ruhe im Zimmer wurde durch nichts unterbrochen.

Elard dachte nichts Bestimmtes. Er hatte nur das Gefühl, daß eine ungeheure Last auf ihn gefallen sei.

In diese dumpfe, allgemeine Gedrücktheit hinein kam ihm ein peinlicher Gedanke und stachelte das Leben in ihm wieder auf.

Wer hatte denn so viel Vertrauen zu seinem Vater oder so viel Interesse an Wernsdorf gehabt, über den Wert des Gutes hinaus es zu beleihen?

„Vater, Du hast doch nicht von Malene . . .“

Der Alte fuhr empor und gewann für den Augenblick seine ritterliche stolze Haltung zurück.

„Was denkst Du?! Malene ahnt so wenig wie Mutter und Tante Line, wie es steht. Den beiden letzteren habe ich zum erstenmal ein kleine Andeutung von Sorgen gemacht, den Tag, als Dein Brief kam — Du weißt — von Deiner unseligen Idee . . .“

„Wer gab das Geld?“ fragte Elard beharrlich.

„Der alte Langemak,“ sagte der Vater.

Wie denn? Der immer kriegerisch Befehdete? Der Erzfeind? Der hundertmal bissig Kritisierte? Der „böse Nachbar“, den der liebe Gott zum Tort an die Wernsdorfer Grenze gesetzt hatte? Auf den

man voll Hochmut herabsah, sich wiederum über seinen Hochmut als Protzengeschmacklosigkeit ärgerte? Wie war das möglich? Wo war der Stolz seines Vaters gewesen, als das geschah?

„Wie kam das? Wie k o n n t e das kommen?“ fragte Elard.

Ganz kleinlaut war der Rittmeister.

„Vergeben hab' ich mir nichts dabei — nichts — nein, da sei ruhig — sieh mal — ich wußte: wenn ich zum Michaeltermin nicht Geld flüssig krieg', sitz' ich fest — vor drei Jahren war das . . . na, und ich fahr' in die Stadt und sprech' mal bei Abraham u. Cie. vor und klopf' mal auf den Busch — hör' mal zu, ob 'ne Möglichkeit — Gott, ja — natürlich war Möglichkeit, wenn auch nur bis fünfundzwanzigtausend und denn sechseinhalb Prozent . . . Das konnt' ich nicht so eins, zwei, drei 'runterschlucken — den schweren Happen mußt ich mir erst von allen Seiten begucken — und ich ging noch in den „Augustenburger Hof“ und nahm 'n Glas Portwein — wir hatt'n 'n Bock für den Wirt — viel Jagd ist ja nicht — aber was Lübbers nich nimmt, nimmt denn woll mal der „Augustenburger Hof“ — na, und da saß Langemak — damals konnte er ja noch an zwei Stöcken sich bewegen und kam noch in die Stadt. —

Was soll ich Dir das lang und breit erzählen: aufgeregt war ich, eine Wut hatte ich auf Abraham — ich schimpfe, ein Wort gibt das andere — mit eins ist mir's 'rausgerutscht, daß ich Geld brauche. Und der alte Langemak sagt: ‚Wenn ich Ihnen dienen kann . . .' Ich greife zu . . . Ich weiß ja — der alte Langemak will Wernsdorf haben — er hat es früher oft genug grad'aus gesagt: ‚Verkaufen Sie mir die Klitsche, Sie spinnen ja doch keine Seide drauf' — aber nee — eher Gott weiß was, als ausgerechnet Langemak das in die Hand geben . . . Nie, nie —" Er schäumte.

Sein Temperament lag ja gleichsam zerschlagen am Boden. Aber von da her zuckte es noch einmal auf und, wie gefallene Streiter im Liegen tun, führte er noch einen Hieb gegen den Verhaßten.

„Vater, er hat es ja schon in der Hand," sprach Elard.

„Wieso denn? Oh, noch lange nicht! Die Zinsen am ersten Oktober kann ich noch zahlen — es ist noch ein Restchen Kapital da, ein halbes Jahr behaupt' ich mich noch. Was kann da noch alles passieren!"

„Ein Wunder? Du hast offenbar seit vielen Jahren auf so etwas gehofft."

Ach, die sinnlosen Hoffnungen der Untergehenden . . .

„Gar kein Wunder. Auf was ganz Selbstverständliches hab' ich gehofft. Daß Du mal reich heiratest. Und seit zwei Jahren speziell: daß Du Malene heiratest."

„Und wie sollte Malenens Geld diese Deine Verhältnisse gesünder machen?" fragte Elard.

„Gott, mein Junge, warum der schroffe Ton ... Du kennst die Frauen wohl nicht . . . nein, nein, nein. Die kennt man bloß, wenn man so eine Frau ein Menschenalter neben sich gehabt hat wie ich. Weißt Du, wenn eine Frau liebt, ist sie noch dankbar und glücklich, wenn sie für den Geliebten und die Seinen Opfer bringen darf."

„Daß Malene mich liebt, ist eine Einbildung von Euch, die ich in meiner Gegenwart nicht erwähnt zu hören wünsche."

Man spürte an der Kraft und Nachdrücklichkeit seines Tones: er wollte, daß es eine Einbildung sei . . . Er wollte nicht wissen, daß Malene ihn liebe . . .

Und so mußte der Vater wohl schweigen. Das schlug ihm ja auf den Mund. Er fühlte: da konnte man nicht recht etwas darauf antworten, vor allen Dingen auch nicht aus Takt gegen Malene . . . Er besann sich, von welcher Seite aus dies denn nun weiter zu schieben sei . . . man mußte doch zum Ziel

kommen . . . Aber da fügte Elard auch schon festen Tones hinzu:

„Du weißt ja auch, Vater, mein Herz hat gewählt.“

„Du — Du — denkst d o c h noch daran — nach allem — was ich — Dir . . .“ Die lallenden Worte wollten kaum von seinen Lippen.

„Ja. Ich schrieb Dir doch schon, mein Entschluß sei nach langem Kampf gefaßt.“

„Aber — diese Verhältnisse . . .“

„Um ihretwillen kann ich auf meine Liebe nicht verzichten.“

„Kann Deine Sohnesliebe kein Opfer bringen?“

„Gewiß, die äußersten. Ich kann für Euch arbeiten und hungern — Steine will ich für Euch klopfen auf der Landstraße. Aber von Hansi lassen — nein!“

„Das k a n n nicht Dein letztes Wort sein,“ brachte der Vater mit zitternder Stimme heraus . . .

„Ja.“

„Wie soll denn alles werden?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß ich dem Mädchen, das ich liebe, mein Wort nicht breche.“

Der Alte saß, die Fäuste bleischwer vor sich auf dem Tisch, und starrte ratlos.

„Die hat Dich verhext — das geht nicht mit natürlichen Dingen zu . . .“

„Doch, Vater. Und in kurzer Zeit kannst Du es selbst sehen, daß man Hansi liebhaben muß. Ich hab' sie mitgebracht — sie wartet im ‚Augustenburger Hof‘ . . .“

Der Mann saß mit offenem Mund — nun konnte er nichts mehr sagen — gar nichts.

Ganz fest legte sein Sohn ihm die Hand auf die geballte Rechte, die die Tischplatte zerdrücken zu wollen schien. Und ganz ruhig sprach er zu ihm . . . Noch einmal sagte er es ihm, daß er Hansi liebe, nicht von ihr lassen könne und wolle, daß er aber auch die Eltern nicht lassen wolle, und wie sicher er sei, daß die Herzen sich finden und beruhigen würden . . .

Und da kam die Mutter herein. Scheinbar ganz gefaßt kam sie, obschon ihr fast die Glieder flogen und sie mit ihren zitternden Händen kaum ihr Kleid wieder hatte überwerfen und schließen können, nachdem aus der Küche jemand zu ihr gelaufen kam und sagte: der junge Herr ist da — der Herr Oberleutnant. —

Lange und still hielt sie den Sohn umfaßt, ihren Kopf an seiner Brust. Da suchte sie Sammlung und Festigkeit.

„Er nimmt keine Vernunft an — man kann nicht mit ihm sprechen,“ murmelte der Vater.

Die Mutter sah den Sohn an. Ihre Blicke ruhten ineinander, in einem langen Schweigen.

Oft hatte sie, wie Mütter tun, ihm nach ihren Wünschen und Gedanken seinen Weg bestimmen wollen. —

In diesem entscheidenden Augenblick fühlte sie: sein eigener Wille hält sein eigenes Leben in der Hand.

Und ihr Herz erzitterte vor der ungeheuren Gefahr, die es bringen kann, sich Liebenden in den Weg zu werfen.

Sie wußte: die fahren mit rasenden Rossen . . . Und sie jagen lachend in den Abgrund, wenn sie nicht das Ziel erreichen können . . .

Wenn Liebesleidenschaft nicht außer allem Verstande, außer allen Gesetzen, außer aller Besonnenheit stände, gäbe es keine zerbrochenen Leben durch sie — — dann sähe man nicht Frauen und Männer den Tod suchen, weil sie verzichten sollen . . . Denn dann wüßten sie: man genießt, und man vergißt . . . Oder: man muß den sittlichen Mut haben, mit Wunden zu leben und zu wirken . . .

Und von so einer Gewalt mußte wohl Elards Wesen erfaßt sein — — daß er überhaupt zu dem

Entschluß gekommen war, sagte alles. Entweder lagen ernste Gründe vor, die man noch nicht kannte, und an deren Möglichkeit mit ihren Gedanken auch nur zu tasten sich die Mutter verbot, oder es handelte sich um ein Unbezwingliches . . .

Das konnte er? Erziehung, Lebensgewohnheiten, Anschauungen, ihr ganzes Wesen, alles mußte doch von andern Bedingungen bestimmt sein als das seine. Und er gesellte sie sich doch zum Weibe?

„Und ich dachte, ich hätte den Geschmack seiner Seele so fein geschliffen!“

Sie verstand nicht. Nicht als Mutter und nicht als Frau. Sie sah in seinem Auge diesen Ausdruck vollkommener Festigkeit, den sie kannte. Bei geringeren Gelegenheiten hatte sie erfahren, daß sein Wille unbeugsam sei.

Und sie begriff: dies gehörte zu den elementaren Erscheinungen, in die man sich fügen muß, ohne sie zu verstehen — die man erleidend hinzunehmen hat. Mit ihrem tiefen Blick umfaßte sie ihn noch einmal, als sei er in diesen Minuten zum letzenmal ihr Sohn, n o ch ihr zuerst vor allen Menschen gehörig.

Er fühlte die Flut von Mutterliebe, die ihm entgegenströmte, ihn ganz und gar aufnahm — er ahnte das Leid.

Plötzlich fiel ihm ein: manchmal, wenn seine Mutter fand, daß er zu sehr in sich hineinlebte und schwer grübelte, sagte sie wohl: Du mußt eine heitere Frau haben.

Und mit einem Male ging über sein ernstes Gesicht ein schwaches Lächeln, und seine Augen glänzten vor Rührung.

„Mutter," sagte er, „sie ist so heiter."

Da spürte sie: er wollte ihr etwas Liebes damit sagen — sie schluchzte auf und barg wieder ihr Gesicht an seiner Schulter. „Bringe sie mir," flüsterte sie unter Tränen.

Während dieser ganzen Stunde voll harten Ernstes, bei den erschütternden Gesprächen mit dem Vater und in der schmerzlich liebevollen Umarmung seiner Mutter, war in Elard ja immerfort auch der Gedanke an Hansi wach gewesen, daß sie wartend in der Stadt saß . . .

„Ja, ich will sie Dir bringen. Sie ist mit mir gekommen . . . Und darf der Sohn etwas erbitten, Vater? Sage Mutter die Wahrheit. Es wird Dich trösten. Mutter hat Dich noch immer getröstet . . ."

Er gab seinen Eltern die Hand — preßte die Rechte des Vaters und die der Mutter — wie man sie sonst Kameraden drückt. Der schwere Gehalt der Stunde hatte irgend etwas zwischen ihnen gleich-

gemacht — seelische Rangunterschiede aufgehoben — sie mehr Schulter an Schulter gedrängt — weil harter Lebenskampf auf sie wartete.

Er ging über den Hof, dessen kahlen Platz rechts und links Scheunen und Ställe begrenzten. Der Wagen stand schon bereit, beladen mit Säcken und Körben, über deren Ränder grünes Blattwerk hing. Also Tammsen war noch nicht auf und davon. In der roten Wand war eine Tür geöffnet. Das Innere schien schwarz. Doch spann der Sonnenschein, der auf der Mauer lag, ein Strahlenband über die Schwelle hinein und schuf da ein goldbronzenes, durchstäubtes Lichtdreieck. In diesem Dreieck von Glanz flimmerte etwas Hellilafarbenes — es konnte der Saum eines Frauengewandes sein.

Und wie Clard nun, an der Mauer entlang sich nähernd, fast schon die Schwelle beschritt, hörte er Malene sagen: „RP. heißt: Rückantwort bezahlt."

„Weet ick," antwortete Tammsen ungeduldig.

„Und hier ist das Geld . . ."

„Guten Tag," sagte Clard auf der Schwelle. Ganz unbefangen, fröhlich fast. Er begriff selbst nicht, wie er das konnte.

Malene stand in diesem Halblicht, das dem aus der Helle Kommenden in den ersten Sekunden wie

Finsternis erschien. So konnte er nicht sehen, daß sie blaß, vom Schreck überwältigt wurde.

Er küßte ihr die Hand.

„Ja,“ sagte er, „ganz unerwartet bin ich ins Haus gefallen. Es geht Ihnen gut, Malene?“

Und ohne eine Antwort auf diese mechanisch vorgebrachten Bemerkungen abzuwarten, wendete er sich sogleich an Tammsen mit seinen Wünschen, die er aus alter Gewohnheit mehr gleich einem Anliegen denn gleich einem Befehl vorbrachte.

„Ich muß sofort in die Stadt zurück, Tammsen, und jemand abholen. Sie können Peter in die Gabel spannen vor den Gemüsewagen, ich nehme den Jagdwagen mit Paul. Bitte, ein bißchen rasch . . .“

Aber Tammsen hatte sich in seinem hartnäckigen Bauernschädel schon seine Dispositionen gemacht. Ein paar Kartoffelsäcke waren aufgeladen. Zurück wollte er das große Faß Heringe, das für den Winter eingenommen wurde, mitbringen. Sein plitsches Gesicht nahm die scharfen Linien des Eigensinns an, und er schien es als persönliche Beleidigung anzusehen, daß er mit einem Pferd anstatt mit dem Gespann fahren solle. Er war es eben gewöhnt, gegen seinen heftigen Herrn sich zu behaupten, und er ließ sich einfach nicht mehr in seinen Kram hineinsprechen. Schließlich sagte Elard kurz:

„Sie haben zu gehorchen."

Hierüber war Tammsen völlig perplex, und aus lauter Verdutztheit gehorchte er, wenn er auch den ersten Anlauf des Gehorchens bald durch offensichtliche Langsamkeit abschwächte.

Wie dies lächerlich nebensächliche Zwischenspiel Malene geholfen hatte. Es hatte ihr Zeit gegeben, sich zu fassen . . .

Gerade heute hatten ihre Kämpfe, ob sie gehen solle oder bleiben könne, eine Entscheidung gefunden: sie wollte fort, ehe Elard käme . . . Ihr schien, es würde ihr doch unmöglich sein, ihm zu begegnen.

Aber in die Einsamkeit hineinzureisen wie ein Flüchtling, das dünkte sie beängstigend.

Ihr ahnte: wie dem Frommen die stille Kirche ganz erfüllt ist von seinem Gott, so würde ihre Einsamkeit schwer bedrängt sein von den beständigen Gedanken an den geliebten, verlorenen Mann . . . Ihre gesunde Natur wehrte sich dagegen, in kraftvollen Augenblicken faßte sie den Vorsatz, diese verzehrende, hoffnungslose Sehnsucht zu bezwingen — ihre Liebe zu besiegen. — Und heute, in solch einer Aufwallung des Mutes, hatte sie beschlossen, abzureisen. Nicht in die trostlose Oede einer Pension. Nicht in die Leere und den Lärm irgendeiner Auslandfahrt. Sie dachte sich in irgendeinem schönen,

stillen Erdenwinkel zu verstecken. — Die Tochter ihres früheren Vormunds wollte sie dazu einladen — ein alterndes, hart enttäuschtes Mädchen — diese vielleicht war nun die rechte Gesellschaft für sie — von dieser gingen vielleicht Stimmungen aus, die ihr selbst halfen. Und Tammsen sollte eine Depesche mit Rückantwort zur Stadt nehmen . . .

Und nun hatte sie es doch erlebt — er war da. —

Und wie unbegreiflich alltäglich hatte sich dieser Augenblick abgespielt. Als sie ihn in ihrer Phantasie sich vorweg ausgemalt, dachte sie, es müßte unerträglich sein — ihr müßte in seinem Schrecken die Besinnung vergehen.

Wie oft, wie oft mag das sich so begeben: Ein Herz blutet und will brechen — und daneben haspelt das Leben all seinen kleinen Inhalt ab . . .

Ihre Hand hatte in der des Geliebten gelegen . . . aus ihrem Mund war kein Schrei gekommen . . . Aufrecht und scheinbar gleichmäßig stand sie . . . Ganz unbefangen klang auch sein „Guten Tag", und unbeirrt durch ihre Gegenwart focht er seinen kleinen Streit mit Tammsen aus.

Plötzlich fühlte sie: das konnte nur sein, weil er nichts ahnte. Sie bildete sich ein, seine Haltung beweise, daß er von ihrer Liebe nichts wisse. Das gab ihr Mut.

Sie hatte das Empfinden: jetzt kann ich nicht fliehen — jetzt nicht. Ich muß es ertragen, zu bleiben — ich muß noch warten . . . Und eine qualvolle Neugier war in ihr auf — die andere . . .

„Tammsen," sagte sie, beinahe heiser vor Aufregung, „ich habe mich anders besonnen. Geben Sie die Depesche nur wieder her."

Tammsen unterdrückte kaum seine geringschätzige Miene. Er dachte: wat för'n Hin- und Hergequackel.

„Verzeihen Sie, Malene, daß ich Sie so stehen ließ. Aber ich habe Eile. Meine Braut wartet in der Stadt. Ich will sie holen, den Eltern bringen."

„Sie wartet in der Stadt?" wiederholte Malene wie im Traum.

„Vater und Mutter waren voll Liebe," sagte Elard. „Sie werden auch Hansi liebgewinnen."

Er wird mich bitten, ihr herzlich entgegenzukommen, dachte Malene.

Aber er bat nicht darum.

Sie standen wie Hilflose. Malene hatte sich mit der Schulter gegen den Türpfosten gelehnt. Sie brauchte Halt. Elard wurde plötzlich verlegen.

Durch die Stille klang das Aufwiehern eines der Pferde, das Tammsen nebenan aus der Box zog. Man hörte das harte Klappern der Hufe auf dem Lehmboden des Stalles.

„Ich könnte helfen," sagte Elard, „selbst den Jagdwagen . . ." Und er sah nach der Tür, die von der Geschirrkammer in den Stall führte.

Aber er unterbrach sich.

„Ich habe eine Bitte."

Malene wurde dunkelrot. Jetzt erbat er etwas für seine Braut: Nachsicht oder unmerkliches Erziehen in Güte . . .

„Welche?" fragte sie sehr leise.

„Verlassen Sie in der nächsten Zeit meine Mutter nicht," sprach er.

Er fürchtet, daß seine Mutter durch seine Braut leidet, dachte sie. Was hätte sie auch anders denken sollen?

Und daß er sie um etwas bat, war ihr doch wie ein Geschenk . . .

„Ich bin immer für Ihre Mutter da, wenn sie mich braucht," sagte sie.

Und nun wandte sich Elard so energisch und so schweigsam der Arbeit des Anspannens zu, daß sie wußte: ihm bewegte etwas das Gemüt, und er wünschte, es zu verstecken.

Sie ging langsam über den besonnten Hof dem Hause zu und wunderte sich eigentlich, daß ihre Füße sie trugen wie sonst.

Im Flur stand sie still — sie dachte: die Mutter ist gewiß beim Vater — sie wünschte, hineinzugehen — sie empfand seine Mutter als die ihre — es war ihr das natürlichste, jetzt bei ihr zu sein. Schon hatte sie die Klinke erfaßt . . .

Da hörte sie drinnen klagende Stimmen — ein Aufschluchzen — die Stimme des alten Fräuleins war auch dazwischen — ein Ruf: „Wie konntest du!“ wurde verständlich.

Und Malene dachte: Sie sprechen sich aus über Elards Wahl — vielleicht wehrten sich die Herzen der Eltern gegen den Zwang, den der Sohn auf sie ausübte, und sie nannten unter sich nun alle Sorgen, alle Enttäuschungen mit den lauten, deutlichen Namen, die sie ihm nicht ins Gesicht sagen mochten. Denn sie mußten ihm doch den Mut lassen . . . Da sie das Unbegreifliche nicht aufzuhalten vermochten, mußten sie doch den Glauben heucheln: es kann gutgehen. Mußten sich auch selbst, um alles zu ertragen, in die Hoffnung hineinsteigern: es wird gutgehen . . .

Dazu war jeder Zeuge zuviel . . .

Malene ging still von der Tür wieder fort. —

Drinnen aber klagte die alte Schwester den Bruder an, sie beraubt zu haben. Jede Würde verlor sie in der Angst um ihr kleines Hab und Gut.

Ihre Vorwürfe hieben auf den Mann ein, nicht wie Schwerter, sondern wie Peitschen.

Der vor Paris gefallene Bräutigam wurde aus seinem Heldengrab heraufgeholt und mußte tragisch ihr Schicksal illustrieren. War dieser eine Schlag nicht genug gewesen? Mußte ihr Leben noch einmal ruiniert werden? Ihr Alter brotlos sein? Durch den eigenen Bruder, dem sie vertraut gehabt hatte? Und so langsam und ohne jemals die Wahrheit zu sagen, ließ er ihr und sein Geld sich durch die Finger rinnen?

Dabei hatte er — in solcher Lage — nicht die Autorität gehabt, seinem Sohn diese wahnwitzige Brautschaft zu verbieten, die das Unglück des Hauses erst recht eigentlich heraufbeschwor! Denn ohne diese Liebe hätte doch alles, zum Beispiel durch eine Heirat mit Malene, eine andere Wendung genommen! Warum hatte der Bruder kein Opfer von seinem Sohn gefordert?

Leidenschaftlich pathetisch wurde sie und beschwor den Himmel, das Einsehen zu haben, das ihr Bruder, dieses große, wahnsinnige, durch blinden Trotz sich und die Seinen verderbende Kind, nicht gehabt hatte. Ihre Augen suchten die weißgekalkte Zimmerdecke, als sei sie der Stellvertreter für den von hier nicht erreichbaren Himmel.

Der alte Mann saß wie angenagelt noch immer in seiner Sofaecke, als sei sie sein Zufluchtsort geworden.

Er dachte immerfort:

Verbieten — verbieten? Hat denn ein Vater noch Autorität, der vor dem Zusammenbruch steht?

Ach, mein Gott, er war kein imposanter Familienvorstand mehr, der Söhnen das Schicksal lenken darf.

Er fühlte wohl: wenn seine eigenen Lebensumstände von gesunder Kraft wären, würde er versuchen, mit dem Entschluß des Sohnes zu ringen. — Obgleich — Elard! — Wenn so ein Schwerblüter in solchen Dingen einen Willen gefaßt hat . . .

Dies heillose Ineinanderhinüberwirken der Dinge, das war es ja gerade, das ihn mit so ohnmächtiger Verzweiflung erfüllte.

Die Mutter stand neben ihrem Mann.

Sie klagte nicht. Kein Vorwurf kam von ihren Lippen.

Sie nahm das schmale, weißhaarige Haupt an sich, wie man ein Kinderhaupt still und milde an sich nimmt.

Erbarmen schwellte ihr Wesen — Flügel hätte sie ausbreiten mögen, um sie über ihn schützend zu halten. — Nun verstand sie ihren armen Alten . . .

Das also, das hatte seine Heftigkeit von Jahr zu Jahr blindwütiger gemacht . . . Er überlärmte seine Bedrücktheit — er trumpfte auf, um sich als Beherrscher zu fühlen, und um vor sich selbst das Bewußtsein des Sinkens zu vertuschen . . . Das hatte ihn so ruhelos umhergetrieben: die Sorge, die Sorge . . .

Und du hast es allein getragen! dachte sie.

Wie sie das rührte und jammerte — all seine Not ging durch ihr Herz und zerriß es . . .

Mit dieser sachten, zärtlichen Bewegung sagte sie ihm alles: sei ruhig — ich bin ja bei dir . . .

Und er fühlte den Trost. . .

Nun hatte sie genug Geduld gehabt mit der Schwägerin. Sie wußte, es war besser, man ließ sie sich austoben — ein bißchen rumorte ja auch ihr die Heftigkeit im Blut — man mußte auch die Worte nicht wägen, die sie dann in fabelhafter Raschheit herausstürzen ließ — wahre Kaskaden des Zorns. Aber nun, da Line den anklagenden Blick, mit gerungenen Händen stehend, zur Zimmerdecke warf, was gewissermaßen etwas Abschließendes hatte, als sei ein Akt des Zorns zu Ende — nun war es genug. Nach dieser Pause sollte Line keinen zweiten Spektakel beginnen.

Sie drückte das magere, weißhaarige Haupt noch fester an sich, vorweg tröstend, weil für den lieben

armen Alten ja Mut dazu nötig war, das aussprechen zu hören, was sie nun sagen mußte.

„Sei ruhig,“ sprach sie, „Du wirst nichts verlieren. Wir haben Unglück gehabt . . .“

„Wir! . . .“ Sie sagte „wir“. Der Mann zuckte. Aber die linden Hände hielten seinen Kopf fest, und der lag gut an der Brust dieser Frau — der Frau, die „wir“ sagte . . .

„Aber wir werden zu handeln wissen. Und wenn denn dem alten Langemak so viel an Wernsdorf liegt, daß er es so hoch belehnt, doch offenbar, um es in die Hand zu bekommen — so soll er es haben. Dann ist Dein Geld gerettet.“

Der Mann stöhnte doch . . . Ja, das tat weh — gerade das . . .

„Und Ihr?“ fragte das alte Mädchen kleinlaut.

Darin war sie wie ihr Bruder: ein würdiges kluges Wort floß als Oel auf ihre Gemütswogen.

„Wir?“

Die Blicke der Frau richteten sich ins Unbestimmte. Es waren erloschene, leidvolle, hoffnungslose Blicke.

Sie wußte keine Antwort.

Die Scholle verloren — die Zukunft des Sohnes vertan.

Nach einer kurzen, schweren Pause sagte sie:

„Wie Gott es uns bestimmt hat.“

Heilige Würde ging von ihrer Ergebenheit aus und machte die andern beiden stürmischen Herzen bescheiden.

Der Mann löste sich aus der ihn beschützenden Umarmung und richtete sich stark auf.

Er griff nach der Hand, die sich vor zweiunddreißig Jahren in die seine gelegt, und küßte sie, wie er sie damals geküßt, voll Dank und voll mannhafter Vorsätze.

Bald nachher verbreitete sich eine große Unruhe über Treppe und Korridor, Bodenkammer und Stuben. Mitten hinein in die höchsten Leiden und Kümmernisse fielen die hauswirtschaftlichen Fragen. Und es schien, als handle es sich nicht mehr darum, ob der Sohn sein Leben durch eine übereilte Ehe zerbreche, sondern nur noch darum, wo er schlafen und was er zu Abend essen solle.

Man brachte ihn sonst, wenn er auf Urlaub kam, im Stübchen neben Tante Line unter, und Anna ge-

sellte sich in der Bodenkammer der Köchin als Genossin. Seit die beiden Stuben oben an Malene abgegeben worden waren, fehlte es recht an Platz. Wo sollte man nun mit der Braut hin, die doch ohne Zweifel einige Tage hierzubleiben wünschte. Elard hatte nichts Näheres darüber gesagt, aber es lag in den Verhältnissen. Man sollte sich doch kennen und — lieben lernen.

Die Mutter erwog mit ihrer Schwägerin: wenn wir Hansi in das Stübchen betten? Wenn Elard zu Vater zieht? Wenn wir für mich bei dir ein Bett aufschlagen? Für zwei, drei Tage könnte auch die Chaiselongue mir genügen . . .

Line wollte nun edel sein und sich opfern — seit sie hoffen konnte, daß ihr Kapital gerettet werden würde, war sie in eine Liebes- und Bewunderungsekstase für ihres Bruders Frau geraten — ja, Line duldete auf keinen Fall, daß Mutter auf der Chaiselongue . . .

Da kam Malene. Gar keine Farbe hatte sie mehr im Gesicht, und zwischen ihren Brauen stand eine harte Falte. Aber sie sprach ganz ruhig, ganz beherrscht — nur vielleicht ein wenig auffallend höflich — wie Menschen tun, die sich in der Form retten, weil ohne sie vielleicht ein schrankenloses Sichhingeben unabwendbar wäre. Und Malene sagte, daß

man doch Fräulein Hansi in ihrem Wohnzimmer unterbringen möge . . .

Dies Anerbieten war bei der nahen Stellung Malenens zu den Eltern eigentlich ganz einfach . . . Man konnte es nicht abschlagen — aber fast scheu nahm die Mutter es an. Sie vermieden es auch, sich anzusehen.

Die Viertelstunden flogen. Es war gerade, als wollten und mußten sich alle halbtot arbeiten. Sogar der Rittmeister räumte immerfort sein Zimmer auf, obgleich da eigentlich keine Unordnung gewesen war.

Ja, die Viertelstunden mußten erschlagen werden, damit sie einen nicht mit den Qualmienen bangen Wartens ansähen.

Endlich aber konnte man mit nichts, aber auch mit gar nichts mehr sich betäuben. Alle Arbeit war getan. Sogar der Abendtisch im Eßzimmer schon gedeckt, und die Blumen darauf hatte diesmal die Mutter besorgt.

Die Eltern gingen in des Rittmeisters Zimmer, das nach vorn lag. Da konnten sie gleich sehen, wenn Elard den Einspänner in den Hof lenkte.

Das alte Fräulein hing sich an Malene und ging mit ihr ins Freie, ihre Begleitung aufdrängend. „Die erste Begegnung laß sie nur allein haben,“ sagte sie.

Ihr Herz war auch voll unzarter Neugier, ob Malene wohl leide. Ferner war ihr Herz vorweg voll von überquellendem Widerwillen gegen die Braut, die ins Haus kam. Alles Unglück ihres Bruders wurde ihr wie lauter Verbrechen, verschuldet von dieser Hansi. Aber von dem Unglück durfte sie nicht sprechen: die Schwägerin und der Bruder hatten ihr das verboten. Malene sollte noch nichts erfahren. Sie wohnte hier, weil sie in Liebe und Frieden wohnen wollte. Man hatte kein Recht, sie zur Zeugin und Teilnehmerin an traurigen Katastrophen zu machen. Daß sie diese Tage hier miterlebte, war schon viel. Wenn der Zusammenbruch so nahe vor der Tür stand, daß er laut krachend zu jedermanns Ohren drang, mußte Malene vorher irgendwie aus dem Hause entfernt werden. Das lag ja auf der Hand.

Malene wäre lieber allein gewesen. Sie mochte nicht von seiner Braut sprechen hören. Weder Gutes noch Böses. Man wußte doch gar nichts von ihr ... schweigend warten — das war noch am erträglichsten. Aber mit einer stumpfen Ergebenheit ertrug sie die Gesprächigkeit des alten Mädchens.

Als Line sah, daß alle ihre in die Luft hineingemalten Vorstellungen davon, wie Hansi sich benehmen werde, wie sie aussähe, wie unglücklich sie Elard

machen müsse, in Malene gar keinerlei ähnliche Voraussicht erweckten, als Malene in dem immer gleichen Schweigen verblieb, kam sie auf sich selbst und ihre Schicksale zu sprechen.

Sie gestand, daß sie es heiß bereue, nicht geheiratet zu haben, es kam ihr nämlich immer so vor, als sei ihr Gelegenheit genug dazu geboten gewesen. Sie bekannte, daß sie oft Zweifel hege, ob ihre Treue für den vor Paris Gefallenen nicht als ein Verfehlen gegen ihren Beruf als Weib anzusehen sei. Man habe keine Wirksamkeit, keine Stellung, kein Ansehen als altes, zwecklos in den Tag hineinlebendes Mädchen. Alle Kräfte verkümmerten. Man arte vielleicht zur Schrullenhaftigkeit aus, ohne sich dessen bewußt zu werden. Man bedeute für seine Familie eine Last, die aus Gewohnheit, mehr als aus Güte, getragen werde. Und sie, Line, könne nur jedem Mädchen raten, lieber aus Verstand als gar nicht zu heiraten.

Malene fühlte so deutlich: das war ihr gesagt wie eine Art Ermahnung und zum Trost. Es hieß, aus dem Weitschweifigen ins Knappe übersetzt: weil du auf Elard verzichten mußt, nimm lieber den ersten besten.

Wie tat es Malene weh. Aber doch gruben sich alle diese Reden so merkwürdig in ihr Gedächtnis

ein — vielleicht weil sie in dieser Stunde ihr vorgesprochen wurden, wo sie krank war vor Spannung.

Wenn Line doch nur schweigen wollte . . . Aber diese arme, verkümmerte Seele hatte ja keine andere Brücke zu andern Seelen als ein bißchen aufgeregte Geschwätzigkeit, die ihr wie Weisheit vorkam.

Man mußte sie ertragen. Und so gingen diese beiden Wartenden langsam im Garten umher. Der Sonnenuntergang ließ kühle Schauer durch die Luft rieseln — bläulich und feucht schien ringsum ein ganz zartes Grau aus dem Rasen und den fernen Wiesen aufzusteigen, als wolle der Fuchs brauen. Und rastlos klang in dies feine Luftgespinst hinein die eifrige und klagende Stimme . . . Malene hörte zuletzt nur noch das Geräusch, nicht mehr die Worte. — —

Die andern beiden Wartenden, die Eltern, schonten einander mit Schweigen.

Die Mutter saß in der Sofaecke, da, wo vor zwei Stunden ihr Mann schmerzerfüllt gesessen hatte.

Nun spannte die alte Lebhaftigkeit ihm wieder die Nerven straff. Hastig ging er hin und her, sein kochendes Temperament kaum noch zügelnd.

Die Mutter mochte nicht sagen, daß ihr jeder harte Schritt im Kopf wiederklang, und daß das Geräusch wie ein Schmerz hineinschnitt.

Das Warten war so schwer — man durfte gar nicht denken, w a s herkam . . .

Schweres Rätsel, dachte die Mutter, schwer — schwer. —

Das Beste, was man hatte, hat man in den Sohn hinüberzupflanzen gesucht — Freude war sein Aufwachsen — Stolz sein Besitz — ehrenfest seine Art — —

Und doch — und doch kam ein Mädchen aus einer ganz andern Welt und nahm ihn mir fort — und nahm ihn vielleicht sich selbst fort?

Nein — das nicht! Noch nicht! Sein Blick war frei und warm. — Und niemals gab es zwei Augen, in denen solche Beredsamkeit und solche Wahrheit war . . .

Und ein Seufzer, der ein Gebet in sich schloß, zitterte von ihren Lippen. —

An der Wand stand eine alte Uhr. Tick tack — ging der Pendelschlag im Glasgehäuse hin und her. Sechs Uhr . . . viele, viele Male Tick—tack . . . Und dann ein Viertel nach sechs. Der Rittmeister zog seine Taschenuhr und verglich, obschon er wissen mußte, daß sie immer fünf Minuten vorging, weil er sie so stellte. Um recht zu behalten gegen Tammsen, wenn der um die Zeit stritt.

Beinahe dunkel war's im Zimmer, in das nur morgens ein wenig Sonne kam, wenn sie früh unter den Lindenwipfeln weg den Weg für ihre Strahlen fand.

Tick—tack . . . halb sieben . . . Und da stand der Rittmeister in jähem Schreck still.

Der Fuchs, mit dem Kopf nickend, zeigte sich im Hoftor. Und wie Wartende töricht sagen, wenn sie elend wurden durch die Dauer des Wartens, murmelte der Rittmeister:

„Da sind sie schon . . . ."

Die Braut kam auf den Hof gefahren.

Und sie kam über die Schwelle — ein wenig schüchtern, ein wenig verwundert, vielleicht sehr enttäuscht, reizend, jung und das blonde Haar voll von Goldfünkchen — so kam sie herein und wußte gar nicht, daß sie das Unglück sei.

Das waren Tage! Die sie miteinander erlebten, vergaßen sie nie!

Glatt und freundlich sahen sie aus, und der Geist der Rücksicht und des guten Willens füllte sie ganz.

Die Sonne schien, in der warmen, stillen Landschaft blühte der Altweibersommer auf in all seiner reifen, lächelnden und doch so melancholischen Schönheit.

Am allerstärksten erinnerten sich alle später des ersten Abends, weil sein Verlauf, gleichsam zusammengedrängt, in jedem einzelnen Moment wie eine Offenbarung gewesen war . . .

Grenzenlos aufgeregt, sehr geängstigt und auch gerührt weinte Hansi in den Armen der Mutter. Dann küßte der Vater ihr die Stirn.

Elard stand dabei, bewegt, im tiefsten Herzen glücklich — trotz alledem. — —

Bitten und Versprechungen wurden geflüstert. Und Hansi sagte mit leidenschaftlichem Nachdruck:

„Ich hab' ihn ja so wahnsinnig lieb . . .“

Sie tupfte mit ihrem Taschentuchknäuel die verweinten Augen und wandte den Kopf, über die Schulter zurückblickend, nach Elard, um ihm zuzunicken: nicht wahr, wir gehören zusammen, auf Tod und Leben . . .

Dann brachte man sie in ihr Zimmer, wo schon das Segeltuchköfferchen stand, und als Hansi sich da umsah, sagte sie:

„O . . .“

Denn es erschien ihr prachtvoll mit den köstlichen Möbeln und den seidenen Stoffen in mildem Graubunt.

„Es ist sonst Malenens Wohnzimmer, und es sind ihre Sachen," erklärte die Mutter.

Dies schien Hansi irgendwie enttäuschend zu sein — man sah es ihr an.

Dann erleuchtete sich das Haus, und die Stunde des Abendessens kam. Elard klopfte an Hansis Tür.

„Komm doch 'rein," rief sie, denn in ihr brannte das Verlangen, sich unter vier Augen mit ihm auszusprechen und sich gründlich mit ihm zu küssen.

Aber er wartete im Korridor, und seine Mutter stand neben ihm.

Na ja, dachte Hansi, hier werde ich ihn wohl nie einen Moment allein haben. — Gottlob, daß es bloß zwei Tage sind.

Sie erinnerte sich, einmal etwas davon gelesen zu haben, daß bei vornehmen Leuten immer eine Ehrendame neben einem Brautpaar sitze . . .

Man ging ins Eßzimmer hinab. Als sie auf dem Korridor an der Petroleumlampe vorbeikam, die blitzblank vor einer messingnen Reflexscheibe brannte und auch die Treppe miterhellte, fragte Hansi:

„Ist hier kein elektrisches Licht?"

„Aber Hansi!" sagte Elard und lächelte ein wenig. Die Mutter ging schweigend weiter voran.

Im Wohnzimmer warteten Malene und Fräulein von Brohla.

Hansi wurde vorgestellt und küßte Tante Line, wie Elard ihr vorher eingeschärft, daß sie müsse, die Hand mit einer sehr tiefen Verbeugung, so wie der Regisseur den statistierenden Damen beigebracht hatte, als sie mal Hofdamen zu mimen hatten. Line bewahrte eine etwas hochfahrende Haltung und dachte nicht daran, die „Nichte" in ihre Arme zu nehmen und verwandtschaftlich zu küssen. Dieser Tag hatte eben doch Linens Stellung gehoben. Früher war sie nur die alte Tante gewesen, die hier für eine ganz geringe Pension liebevoll umhegt wurde und sich dankbar und untergeordnet fühlte. Jetzt hatte sie ihrem Bruder Heimlichkeiten zu vergeben und die Gefährdung ihres Vermögens. Jetzt mutete man ihr zu, ein nicht konvenables Familienmitglied anzunehmen. Und all das steifte ihr gewaltig den Nacken.

Gerade das aber und gerade sie imponierte Hansi.

Malene reichte ihr die Hand mit dem Ausdruck eines Ernstes, dessen sie sich nicht bewußt war, oder den aufzuhellen ihr die seelische Kraft fehlte.

Hansi dachte: Gott, was für eisige Hände hat die.

Dann ging man zu Tisch. Die Mutter sah es ihrem Sohn an, daß er innerlich doch erregt war. Sein Gesicht hatte mehr Farbe als sonst, und es war eine unruhige Wachsamkeit in seinem Auge.

Wie hätte ihn auch nicht die Spannung foltern sollen.

Nun, da die Tränenspuren aus Hansis Gesicht verschwunden waren, da sie in der frischen weißen Bluse und in anmutiger Haltung am Tisch saß, sah man, wie reizend sie war. Zu dem reichen Haar kamen als auffallendste Schönheit die drollig bettelnden Augen von ausgesprochenem Blau. Das übrige Gesicht erweckte keinen bestimmten Eindruck — es wirkte lieblich, jung, heiter.

Doch dachte der Rittmeister unwillkürlich: wenn sie ein schwarzes Kleid anhätte, eine weiße Schürze und am Gürtel eine Geldtasche, sähe sie gewiß noch niedlicher aus.

Line staunte mit einer nahezu unartigen Offenheit ihre Frisur an. Das wunderschöne Haar war ausnehmend künstlich geordnet, in Puffen, gesteckte Locken, lose gewundene Strähnen, und an vielen Stellen hielten kleine, unechte Schildpattspangen es zusammen. Und als Hansi einmal solchen Blick auffing, sagte sie höchst unbefangen:

„Nicht wahr? Fein hat mich Frau Köhn frisiert — das ist meine Hauswirtin — sie ist furchtbar nett — kolossal fix — ich bin sehr befreundet mit ihr.“

„Hansi wohnt gottlob bei sehr anständigen Leuten,“ bemerkte Elard.

Es schien, daß Hansi keinen Appetit habe. Sie aß beinahe nichts. Sie dachte, es sei durchaus nobler, nicht von selbst zuzugreifen, und wartete, daß man sie nötige. Als dies nicht geschah, genierte sie sich. Auch erwartete sie bestimmt, daß dies nur der erste Gang sei. Daß vornehme, adlige Leute auf einem Gut nur Schinkenomelette, Blumenkohl und Bratkartoffeln speisen sollten, schien ihr undenkbar. Dazu deckte man doch einen Tisch nicht so fein auf. Das weiße Tischtuch und die schweren Bestecke, die große alte Silberschale in der Mitte, aus der rote Geranien blühten, imponierten ihr sehr. Sie dachte: ach, sie sind ja doch wohlhabend . . . Als aber dann Obst kam, sah sie wohl ein: es gab keine gebratene Hühner und Schlagsahne, die man hier doch ohne Kosten haben konnte. Das kränkte sie leise. Eine dumpfe Empfindung kam ihr: es war ihnen nicht der Mühe wert — sie wollen zeigen, ich bin unwillkommen.

Doch das verflog, weil sie in dem Blick der Mutter keine Feindseligkeit sah — ja, das spürte sie instinktiv: Elards Mutter war nicht böse.

Das Gespräch schlich mühsam. Die Mutter mochte nicht den Anschein erwecken, als wolle sie ausfragen — und doch brannten ihr tausend Fragen im Herzen:

Wer bist du? Wo sind deine Zauber? Wie kam es, daß gerade du mir den Sohn nahmst?

Sie sah nichts als ein allerliebstes, junges Geschöpf, wie man deren viele, viele jeden Tag, allerorten sehen konnte.

Warum hatte gerade diese eine von hundert und aber hundert Mädchen es ihrem Sohn angetan? So sehr, daß er um ihretwillen sich und der Seinen Dasein in harte Sorgen brachte . . .

Sie wartete mit förmlich lechzendem Verlangen, daß sich die Zauber entfalten möchten . . .

Der Vater war schlechtweg verlegen. Auch rächten sich an ihm die ungeheuren Gemütsbewegungen, durch die er heute schon gegangen war. Eine große Abspannung kam über ihn und machte ihn schlaff — ein Zustand, der bei ihm so ungewöhnlich war, daß dies allein schon wie Traurigkeit auf alle wirkte. Nur wenn Malene ihn ansprach, raffte er sich um ihretwillen zusammen und sah sie dann aus so hohlen Augen höflich beflissen an, daß ihr vor Mitleid das Herz weh tat. Und doch fühlte sie

ab und an: ich muß etwas sagen . . . sprechen . . . Haltung zeigen . . . unbefangen sein . . .

Fräulein Adeline von Brohla — sie teilte Hansi ausdrücklich mit, daß „Line" eine ihr nicht genehme und nur ungern erduldete Abkürzung sei — führte das Wort.

Dafür war Elard ihr dankbar, trotz der etwas reichlich forschenden Art ihrer Ansprachen an Hansi.

Laß Hansi nur frisch herausreden, dachte er, die Eltern sehen dann schon, wie sie ist: ohne Arg und voller Herzlichkeit.

Sie wußten es doch: seine Braut kam aus dürftigen Verhältnissen und einer ganz andern Welt. Das würden sie fort und fort bedenken und ihre liebenswürdige Kindlichkeit nur desto rührender finden.

„Sie sind das einzige Kind Ihrer Eltern?" fragte Line.

Hansi gab munter Auskunft. Sie fand es durchaus natürlich, daß sie allerlei von sich erzählen solle.

„Ach nee. Einzige Tochter, ja. Aber zwei ältere Brüder hab' ich noch. Max ist in New York, da ist er im Chor im Metropolitan Opera House, er ist ja immer 'n guter Kerl gewesen, und kein Jahr vergeht, ohne daß er nicht mal schreibt, zu Neujahr oder zu Mutters Geburtstag. Von Fide haben wir

unmenschlich lange nichts gehört. Zuletzt war er Theaterkassierer irgendwo in Oesterreich — er soll reich geheiratet haben. Aber wenn's den Leuten gut geht, kümmern sie sich nicht mehr um die Familie. Das ist doch immer so. Als Vater das Bein gebrochen hatte in der Vorstellung vom ‚Propheten', und als Mutter den ganzen Winter heiser war und die Not groß, da hat Mutter ihm mal geschrieben. Er schrieb zurück, er habe alleine Sorgen genug. Ja, so geht es."

„Hansi hat eine schwere Jugend gehabt, sie hat kennen gelernt, was Hunger ist," sagte Elard bewegt und sah sie voll Innigkeit an.

Die Mutter bekam eine Empfindung, die man als langsam anschwellenden Schreck hätte bezeichnen können . . . Mitleid hatte er! — — Ein Verliebter, den das Mitleid zur Liebe emporgeführt hat — sie begriff, daß ein Mann, der sich auf solchem Weg in die Gefangenschaft begab, unrettbar seine Freiheit verlieren mußte . . .

„Und auch jetzt hat sie es nicht leicht," setzte Elard bewegt hinzu.

„Na ja — in meiner Karr'järe ist das Anfangen schwer, wenn man 'n anständiges Mädel bleiben will. Die Gage langt kaum fürs liebe Leben. Was anzuziehen soll man auch haben. Hie und da

schenken mir die Eltern was. Viel können sie ja nicht. Die Sachen, die Mutter schickt, sind oft noch sehr gut, die näh' ich mir dann zurecht. Frau Köhn hilft mir woll mal 'n bißchen, Frau Köhn ist zu nett."

Voll Eifer fuhr Hansi fort, ihren ganzen Tag zu erzählen: das Aufräumen des Zimmers, das im geringen Mietpreis von fünfzehn Mark pro Monat nicht einbegriffen war; die Proben; wie der ganze Spätnachmittag und Abend von der Vorstellung hingenommen wurde; wie man zwischendurch, sogar in der Garderobe, wenn man nicht auf der Bühne zu sein hatte, nähte und flickte und stopfte . . .

Ganz wie von selbst fielen in diesem Bericht die fidelen Stunden fort, die man hie und da vormittags oder nachmittags, wenn man nicht in der Vorstellung beschäftigt war, im Garten der „Flora" mit Kollegen und andern Bekannten zusammensaß. Es kam Hansi im Gegenteil so vor, als habe sie eigentlich nie, niemals einen Augenblick der Ruhe und des Vergnügens.

Und während ihrer langen Erzählung feuchteten sich ihr die Augen; sie sah Elard an, und in ihren schwimmenden Blicken lag die ganze Trauer einer armseligen Jugend, die sich um ihre einfachsten Rechte betrogen weiß.

Die Eltern fühlten: das alles war sehr achtbar. Aber sie litten doch, litten! Und wagten kein Wort.

Malene saß aufrecht und stumm.

Gott, dachte Line, ich meinte immer: Armut ist Armut. Aber sie hat doch wohl in jedem Lebenskreis ein andres Gesicht.

Ihrem hellen Verstand war aber auch etwas aufgefallen. Wie, wo hatte sich bei diesem harten Tageslauf die Gelegenheit ergeben, Elard kennen zu lernen und aus der Bekanntschaft ein Liebesverhältnis zu entwickeln?

Sie fragte. Und Hansi antwortete ganz wahrheitsgetreu — alle fühlten, daß sie nicht log, wahrscheinlich überhaupt eine völlig ehrliche Natur war; sie konnte ja auch nicht wissen, ob Elard die erste Bekanntschaft nicht schon der Mutter beschrieben hatte.

„Elards Kamerad Erlinghaus hat doch ein Verhältnis mit Theda Sturm — Theda Sturm ist die Soubrette am Flora-Theater. Herr von Erlinghaus kommt ja oft in den Flora-Garten. Und einmal — nicht Elard, es war am vierzehnten Juni — einmal ließ Elard sich überreden mitzugehen — sie hatten im Kasino Erlinghausens Geburtstag gefeiert, und nach der Vorstellung saß ich noch mit der Sturm und ein paar andern Kolleginnen und Kollegen in der

Loggia vom Flora-Garten — da kamen Elard und Erlinghaus und noch zwei Herren vom Hamburger Regiment, und den Abend haben wir uns kennen gelernt. Und Elard kümmerte sich gleich nur um mich, und er brachte mich nachher noch bis an meine Haustür, und eigentlich wußten wir schon den Abend, daß wir uns liebhatten. Es kam auf den ersten Blick."

Die Mutter wußte eigentlich nur noch dies eine: Malene muß das hören . . .

Sie wollte Malene helfen. Ihrem armen Kopf kamen keine Gedanken, ihr fiel nichts ein, wie sie unauffällig Malene dazu verhelfen könne, sich zurückzuziehen.

Hansi und Elard sahen sich an und vergaßen die Zeugen. Sie erinnerten sich jener Juninacht. Ein wenig herb war sie noch gewesen und sehr hell. Die Stadt schlief, und die Schritte hallten. Auch die Stimmen. Vielleicht deshalb und als nähme das der Nacht den Zauber, gab Elard dem Mädchen seinen Arm. Da erzählte sie leiser und nah' an seiner Schulter von ihrem armen jungen Leben. Und es rührte ihn, wie ihn noch niemals etwas gerührt hatte, nicht einmal die sanfte Güte seiner Mutter . . .

Und dabei, wie sie so eng aneinander durch die Nacht gingen, dabei entstand schon in ihnen jene

schwüle Spannung, jenes qualvolle Drängen, jenes heiße Erwarten, als müsse sich sofort irgend etwas Ungeheures, Erlösendes begeben und die ganze Welt von Jauchzen widerhallen lassen.

Lange hatten sie vor ihrer Tür gestanden — in dieser Spannung wortkarg — unfähig, das Beisammensein zu enden, das doch unerträglich war.

Bis Elard mit fast verzweifeltem Mut, zitternd, traurig und glückselig zugleich, Hansi geküßt hatte — oder sie ihn — sie wußten es nicht . . .

Die Versunkenheit der beiden ineinander verletzte die Mutter . . . Das war nicht ihr Sohn! Er, der so keusch selbst seine Liebe zu den Eltern eher versteckte als zeigte. Vielleicht regte sich im Untergrund ihrer sonst auf Ergebenheit gestellten Natur doch Eifersucht . . .

Ihr Gatte, mit seinem ritterlichen Gefühl und Verstehen für alles, was durch sie hinging, stand plötzlich auf.

„Wie wäre es nun, wenn Malene uns etwas vorspielte. Damit erfreut sie uns ja manchmal des Abends," sagte er.

„Ach ja," bettelte Hansi, „Musik ist zu schön."

Malene hatte das Gefühl, als sei sie hier einem Schatten gleich zwischen wirklichen Menschen. Sie wünschte immerfort eigentlich nur dies eine: sich

zusammenzunehmen, damit er nichts merke, damit ihr Wesen ihn nicht irgendwie stutzig mache.

Der Rittmeister nahm ihren Arm — führte sie ins Wohnzimmer zum Klavier — mit einer väterlichen kavaliermäßigen und doch erzwungenen humoristischen Haltung. Das tat er ja sonst nie . . .

Malene fühlte, wie er ihren Arm an sich preßte mit eisernem Druck . . .

Das war ein Geständnis — eine Vertraulichkeit. Er sagte ihr damit, wie schwer ihm alles sei — wie schwer . . .

Malene mußte nicht nur sich, sie mußte auch den Eltern helfen. Sie zündete die Lichter an — das Brautpaar, die Eltern und Line setzten sich im Kreise. Es lag eine konventionelle Gezwungenheit über der Szene, die durch nichts zu überbieten war. Wie in einer Gesellschaft, die vor Langerweile am Ermüden ist, irgendein Gefälliger die Oede mit musikalischem Lärm vertuschen hilft, so sollte Malene nun mit Akkorden und Läufen der Familie die Gefahren des Sprechens fortscheuchen. Sie setzte sich hin und dachte: was spiele ich denn?

Vom Eßzimmer her kam durch die Verbindungstür das Lichtband und teilte die Wohnstube in zwei dunkle Hälften, mit einem bestrahlten Stück Estrich dazwischen. Wo das Klavier stand, glühten nur die

zwei Kerzenpünktchen, spiegelten sich in der schwarz-blanken Wand des Instruments und gaben einen Schein um Malenens Kopf.

Ihr fiel nicht ein, was sie spielen könne. Sie hatte gar keine Erinnerung an all die Sachen, die sie kannte.

So kam ihr wie von selbst das in die Finger, womit sie sich in der letzten Zeit übend viel beschäftigt hatte. Sie spielte das Presto der F-moll-Sonate.

Das tat ihr plötzlich wohl — das war, als dürfe sie sich aufbäumen gegen dies groteske Schicksal — — in dieser Musik war ihr erbitterter Trotz gegen das Unabwendbare — ihr eigener Zorn war darin gegen die furchtbaren Enttäuschungen des Lebens. Ihr Ausdruck und ihr Können steigerten sich über ihre alltägliche Kraft hinaus . . . Es war ihr auch wie Selbstgespräch — sie wußte: niemand hört zu . . .

Die Mutter hatte aber doch zugehört. Sie kam heran und küßte Malene auf die Stirn. Einen Herzschlag lang preßten die beiden Frauen ihre kalten Hände ineinander . . . Sie verstanden sich . . . Sie dachten keine Worte, nicht deutlich war es ihnen — aber sie wußten: er verdirbt sein Leben! . . . Und es war wie ein stummes Gelöbnis zwischen ihnen: eher alles zu ertragen, als ihn zu verlassen.

Hansi aber sagte laut in die allgemeine Stille hinein:

„Ach, gnädiges Fräulein, können Sie nicht was aus der ‚Dollarprinzessin'?"

All das Drohende, das vor der Schwelle des Hauses lauerte, sollte wie vergessen sein in diesen beiden Tagen. So hatte Elard es vom Vater erbeten. Montag früh mußte Hansi wieder fortfahren. Zwei kurze Tage der Hoffnung, der Sorglosigkeit, der Freude in der Natur sollten ihr gegönnt sein. Dann, nach ihrer Abreise, wollte Elard mit dem Vater alles erwägen. Und erst, wenn die Zukunft irgendwelche feste Linien zeigte, dachte Elard seiner Braut mitzuteilen, daß sie von Wernsdorf keine Hilfe zu erwarten hätten, ja, daß er seine Eltern noch mit zu ernähren haben werde. Nichts hatte Hansi in ihrem ganzen Leben an Erholung gehabt, niemals eine Reise oder nur einen größeren Ausflug gemacht. Sein Herz wallte auf in Mitleid, wenn er sich vorstellte, daß sie nun in diesen zwei kurzen Tagen betrogen werden sollte um ihr Glück. Wozu sollte sie denn schon wissen . . . helfen konnte sie doch nicht . . .

Das verstand der Vater. Und jede Frist war ihm doch auch selbst wie ein Geschenk . . . Ihm war zumute wie einem, der demnächst auf den Richtplatz geführt werden soll. Alles in ihm kochte und tobte, wenn er daran dachte, daß er bald, ach wie bald, nach Bottenborg werde fahren müssen, um dem alten Langemak zu sagen: ich bin fertig . . .

Und die gelassen glänzende Herbstsonne schien vom blauen Himmel, so daß Elard der Geliebten die Heimat ganz vergoldet zeigen konnte.

Die Wirkung der Natur auf Hansi war aber nicht so berauschend, wie Elard sie sich vorgestellt hatte.

Zwar neugierig, glückselig und sehr verliebt tanzte sie förmlich am andern Morgen an Elards Arm hinaus. Das erste Frühstück hatte ihr sehr gefallen. Erstensmal war nur noch die Mutter da, zu der sie am meisten Zutrauen hatte, und die sie auch anlächelte, die ihr die Wangen streichelte — Hansi sah nicht, wie seltsam schmerzlich das Lächeln war. — — Und dann hatte sie an einem so schöngedeckten Tisch noch nie Kaffee getrunken, auch gab es Eier und herrliche Butter und Fruchtmus . . . Elard wußte, daß dies festlicher Aufwand war. Er küßte seiner Mutter die Hand . . .

Die dachte: wir haben ja eigentlich nur noch Recht zu trocknem Brot . . .

Und um nicht in Tränen auszubrechen, ließ sie das Brautpaar bald allein. Das hob Hansis Stimmung noch mehr. Und sie konnte es kaum erwarten, ins Freie zu kommen — in den „Park“. —

Da war sie nun ganz verdutzt. Sie hatte sich so bestimmt gedacht, daß es einen Teich gäbe mit Schwänen und Wasserrosen. Auch Statuen sollten vor den Gebüschen stehen. Rasenbänke suchte sie.

Was soll ich bloß Mieze Köhn erzählen! dachte sie und fühlte sich vor ihr blamiert.

Anderseits machte es ihr eine grenzenlose Freude, Blumen zu pflücken — Rosen waren noch da, Zinnien und Herbstastern — „wirkliche“ Blumen, wie man sie in den Blumenhandlungen sieht und in den Körben der Händler auf dem Rathausmarkt und auf dem Jungfernstieg. Es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie solche Blumen vom Beet direkt abpflücken konnte. Das war zu schön — einen ganzen Arm voll hatte sie bald — ein wenig sinnlos alles abreißend.

Elard war bezaubert von ihrer Freude.

Sie entdeckte einen Birnbaum, der, weil er eine sehr edle, spät reifende Sorte trug, noch nicht abgeerntet war. Hiervon welche zu haben, war ihr

Verlangen, selbst einen ganzen Korb voll davon zu pflücken, ihr Begehr. „Die bring' ich dann Frau Köhn mit." Aber Elard erinnerte sich, daß gerade diese Sorte Birnen von Lübbers sehr erwartet war, weil er eine Lieferung davon an ein Hamburger Delikatessenhaus zu übernehmen pflegte. Er sagte also, er wolle nachher fragen, ob die Birnen nicht schon an Lübbers versprochen seien . . . Das konnte nun Hansi gar nicht fassen. Elard versuchte ihr auseinanderzusetzen, daß ein landwirtschaftlicher Betrieb auch eine Art Handel sei, ein Umsatz von Produkten des Feldes, des Gartens und der Ställe gegen Geld.

Das fand sie langweilig. Wenn man nicht selber die guten Sachen essen dürfe, die da wüchsen.

Er ging mit ihr über das Stoppelfeld, das sacht hinan zum alten Apfelbaum führte, an dessen düstern Stamm die Bank lehnte, und in dessen Rinde das Herz mit den aufgeworfenen Schnitträndern stand.

Da mochte Hansi sitzen. Besonders, weil sie Elard abküssen konnte. Und weil er sie, in plötzlich aufgärender Inbrunst, voll heißer Leidenschaft umklammerte. Sie gerieten in einen wahren Rausch der Verliebtheit, und diese langen Küsse waren eine Anreizung zur höchsten Begierde.

Wenn wir uns nur erst gehören . . .

Das stammelten sie einander zu, mit Flüsterworten, verzehrenden Blicken, saugenden Küssen . . .

Langsam nur fanden sie sich zur nüchternen Welt zurück — aber die ist für Verliebte nie ganz nüchtern.

Hansis flinke Gedanken verweilten bei einer andern, sehr reizvollen, sehr wichtigen Vorstellung. Ja, die Verlobungsanzeige! Das mußte man nun doch besprechen! Auf Elfenbeinpapier sollte sie gedruckt werden, recht große Bogen sollten es sein und auf dem Kuvert die Krone. Den Text hatte sich Hansi so gedacht: Auf der ersten Seite sollte stehen: „Elard von Brohla erlaubt sich, seine Verlobung mit Fräulein Hansi Weseke ergebenst anzuzeigen"; auf der zweiten Seite: „Hansi Weseke erlaubt sich, ihre Verlobung mit Herrn Elard von Brohla ergebenst anzuzeigen." Frau Köhn hatte gesagt, kurze Fassung sei vornehm.

Elard hielt die kleinen, rundlichen Patschhände zwischen seinen Händen. Voll Geduld und zärtliche Schonung in seine Stimme legend, sagte er:

„Liebling, in unserer Lage, meine ich, sehen wir von so glänzenden Anzeigen ab. Auch ist es nicht üblich, daß ein junges Mädchen selbständig ihre Verlobung anzeigt. Das tun für sie Eltern oder Vormünder."

„Aber Frau Köhn meinte doch . . .," begann Hansi zögernd.

„Frau Köhn ist eine tüchtige und achtbare Person," gab er ihr ohne weiteres zu, „aber ihre Auffassungen vom guten Ton sind vielleicht ein wenig verschieden von den unseren. Das wirst Du nach und nach alles lernen und verstehen."

„Aber — die Leute müssen doch erfahren, daß wir — — daß ich Deine Braut — —" Von Hansis Enttäuschung machte er sich gewiß keinen Begriff!

Ganz verhagelt saß sie da. Allen Kollegen und Kolleginnen hatte sie geheimnisvolle Andeutungen gemacht:

„Ihr werdet nächstens 'ne Anzeige kriegen! Na, die Augen, die Ihr macht! . . ." Diese Anzeigen hatten ihr vorweg einen Triumph bedeutet — all den Neid ihrer Kolleginnen kostete sie mit Entzücken im voraus . . .

„Obgleich Du nur zu Frau Köhn von unserer Verlobung gesprochen hast, wie ich Dich bat, so kannst Du sicher sein, daß alle es wissen. Und aus unserer baldigen Heirat werden sie dann erfahren, daß es sich um eine ernste Liebe handelt."

Das Wort von der baldigen Heirat lenkte Hansi angenehm ab.

Nun wollte sie weitergehen — in den Wald, der dort groß und dunkelgrün an das blasse Stoppelfeld stieß.

„Ist es Euer Wald?"

„Nein, Bottenborger, dem Baron Langemak gehörig."

„Laß uns in Euern Wald gehen. Ich finde darin liegt was Großartiges, im eigenen Wald zu spazieren."

„Zu Wernsdorf gehört nur der kleine Streifen Erlenbruch, den Du da jenseits der umgepflügten Koppel siehst, am Ende der Wiesen — siehst Du? Da. Das Wasser fließt hindurch."

„Ach — — —"

Sie gingen also in den Bottenborger Buchenwald. Rostfarbiger Anflug färbte seine Wipfel. Und das Unterholz zwischen den silbergrauen Stammsäulen war lebhaft anzusehen, von den goldgelben Zweigen, die sich reichlich unter die grünen mengten. Kein Vogel sang, kein Getier huschte. Feierliche Stille füllte den Wald, durch den strenger Geruch welkenden Laubes kräuterig duftete.

„Ich schwärme für Wald," sagte Hansi gleich.

Sie gingen dann schweigend. Elard hatte den Kopf voll von Gedanken, und es waren keine, an denen er leicht trug.

„Hier ist nichts los," entfuhr es Hansi nach einer Weile.

„Was sollte denn los sein?" fragte er verwundert.

„Ach, ich dachte an das Sommerfest der Konkordia . . . Vorigen Sommer hatten Köhns mich eingeladen — sie sind in einem sehr netten Verein, ich hatte grad' nichts auf der Bühne zu tun. Es war eine Nachmittags- und Abendpartie nach Reinbek, in den Sachsenwald — himmlisches Wetter hatten wir — und dann lagerten wir uns im Wald, und alle packten ihren Proviant aus — das war ein Spaß — und der Verein sang ‚Wer hat dich, du schöner Wald' — zu schön klang es, Frau Köhn und ich wurden ganz ergriffen. Und nachher war so viel Jux, Herr Köhn ist nämlich furchtbar witzig . . ."

Es war ihre Welt — ihre bescheidenen Erholungen waren es — dachte er, wie sollte ich sie ihr noch nachträglich zerstören . . .

Ein Weib, das man liebt, bilden, emporziehen — welche Freude — sie lehren, die Natur und das Leben besser zu verstehen — welche hohe Aufgabe.

Hansi verstand sein Schweigen nicht. Sie dachte, sie habe etwas gesagt, was ihm nicht gefalle. Nun, das würde vielleicht manchmal vorkommen — Hansi sah ja, seine Leute hatten eine andere Art zu sprechen und sich zu benehmen als ihre Leute. Aus ihrer

gesunden Schlauheit heraus dachte sie: es sei am klügsten, nicht nachzufragen. Und übrigens imponierten ihr seine Leute, nun, da sie sie kennen gelernt hatte, eigentlich nicht sehr.

Nicht mal ein galonierter Diener wartete bei Tisch auf!

Und Frau Köhn hatte ihr auf die Seele gebunden, darauf zu achten, wie die Damen frisiert seien, um es ihr genau zu beschreiben. Gar nicht waren sie „frisiert". Ganz simpel trugen die beiden alten Damen ihr Haar, die Mutter hatte eine Art Spitzenrosette, die Andeutung eines Häubchens, auf dem grauen Scheitel. Und diese Malene, die sehr schöne dunkelbraune Haare hatte, machte ja auch nichts daraus — am Hinterkopf waren sie aufgewunden, und es sah sozusagen klassisch aus, aber elegant ganz gewiß nicht.

Diese Betrachtungen unterbrach ein Gedanke, der durch Hansis Kopf schoß. Was man wohl den Nachmittag über machte?

„Fahren wir nach dem Essen spazieren?" fragte sie.

„Ich will Vater fragen, ob die Füchse in der Wirtschaft zu entbehren sind. Sie werden eben auch auf dem Felde mitgebraucht."

„Ach, es wäre himmlisch. Können wir nicht vierspännig fahren? Das ist der Traum meines Lebens.“

Elard lächelte voll Nachsicht. Er hatte keineswegs die Empfindung anderer Verliebter: könnte ich ihr doch alle Schätze Indiens zu Füßen legen. Vielmehr dachte er ganz vernünftig: was für banale Vorstellungen von Luxus sie hat — sie wird sie bald selbst belächeln.

Bei Tisch fragte er dann mit sehr bittendem Stimmklang, ob er den Wagen und die Füchse haben könne. Der Vater meinte, Tammsen und der Knecht hätten mit dem Hofjungen und Böbsen zusammen Kartoffeln einsacken und dann Buchweizen zur Mühle fahren wollen. Indessen ließe sich ja darüber sprechen.

Es wurde Hansi immer unbegreiflicher, wie wenig eine Herrschaft von den Vorteilen des Landlebens hat.

Das Mahl verlief ein wenig freier, belebter als der gestrige Abend. Malene fehlte. Dies schien Hansi irgendwie recht angenehm. Sie wußte nichts von Malene, als daß Fräulein von Haldern eine entfernte Verwandte sei, reich und verwaist, die hier gegen Zahlung einer erheblichen Pension ihre Heimat gesucht habe. Sie fand aber in Malenens

zurückhaltender Wortspärlichkeit Hochmut. Und es reizte auch unbestimmt ihren Neid, daß diese Geld hatte, während Elard und sie keins besaßen.

Vater, Mutter und Line litten weniger, weil die eine nicht zugegen war, der Hansis Anblick eine unendliche Quälerei bedeuten mußte.

So sprach man gewissermaßen weniger vorsichtig miteinander. Elard hatte nicht gefragt, weshalb Malene fehlte. Line sagte von selbst: Kopfweh! Heute versuchte sogar der Vater, sich mit Hansi zu unterhalten, und sie bettelte ihn mit ihren drolligen Augen so innig an. Aber der tiefe Ernst in seinen scharfblitzenden Augen hellte sich doch nicht auf.

Von der Einfachheit des Mahles war Hansi abermals sehr enttäuscht. Warum sich Gutsbesitzer das nicht üppiger gönnten, verstand sie trotz Elards Belehrungen nicht. Was hat man dann eigentlich davon, dachte sie, im Grunde bloß die Langeweile des Landlebens.

Denn das dämmerte ihr schon auf: es war schrecklich still so auf dem Land . . .

Die Familie ahnte nicht, daß dies Kind buntüberglitzerter Dürftigkeit sich an ihrem Tisch enttäuscht fühlte.

Die Brohlas waren Militäradel und niemals reich gewesen; die bessere wirtschaftliche Lage der

einen oder andern Generation hatte immer von der Heirat abgehangen, und ob durch sie etwas mehr oder nur geringes Kapital in die Hände der Männer kam. Und es lebte in ihnen die Tradition einer vornehmen Anspruchslosigkeit, die ihnen in Fleisch und Blut übergegangen war, die zu ihnen gehörte, wie etwa eine stolze Geste, ein edles Profil sich durch Generationen in einem Geschlecht vererbt und seine Eigentümlichkeit bildet.

Im Laufe der Mahlzeit fragte der Vater, ob Hansi aus unüberwindlichem Drang und getrieben vom Vorgefühl, Talent zu haben, zur Bühne gegangen sei.

„Ach Gott,“ sagte Hansi, „das war ja so selbstverständlich, daß ich zur Bühne ging. Da bin ich doch aufgewachsen. Ich hab' nie was anders gewußt, als daß ich unters Theater gehe. Wo die Eltern doch auch dazu gehörten. Und was hätte ich wohl sonst werden sollen, alles kostet doch Geld. So war es doch am billigsten, und ich verdiente doch gleich ein bißchen Gage.“

Die Blicke des Vaters und des Sohnes trafen sich kurz und wichen auseinander. Elard fühlte wieder: trotz der verschiedenen Welten — da war ein Verwandtes. So, weil es „billiger“ war, so bestimmte sein Vater ihn zum Offizier. — — —

Nachher war Skandal auf dem Hofe, der Vater donnerte Tammsen an, und man spürte wohl, daß ihn das freche Mundwerk des Kutschers heute nicht besiegte. Die Mutter freute sich beinahe, daß sie ihn schelten hörte . . .

Das Brautpaar fuhr dann spazieren. Erst auf dem Landweg, zwischen den sonnbeglänzten Ebereschen hin, deren ziegelrote Beerenbüschel die Zweige schwer machten. Dann auf der Bottenborger Chaussee. Es konnte nichts Friedvolleres und Lieblicheres geben als diese stille Herbstlandschaft.

Hansi dachte: wie schrecklich langweilig haben es doch die Menschen auf dem Lande!

Sie ängstigte sich ein wenig vor dem nächsten Tag. Was man dann wohl anfinge? Nun, sie war ja mit ihrem Elard viel allein, und das war schöner als alles.

Er mußte bemerken, wie sie, nicht gegen ihn, aber in dem, was sie hier erfuhr, herabgestimmt war. Was ihm unter andern Verhältnissen zur Sorge geworden wäre, verhieß nun Erleichterung.

Er fragte vorsichtig:

„Wenn sich das nicht so realisieren ließe, wie wir es uns ein wenig voreilig ausmalten — ich meine: wenn wir nicht zu den Eltern nach Wernsdorf hin-

ausziehen könnten oder ich das Gut nicht übernehmen kann — wäre es Dir eine Enttäuschung?"

Hansi, die auf dem Jagdwagen neben ihm saß, während er die Füchse lenkte, kuschelte sich an ihn.

„Aufrichtig gesagt, Schatz: ich glaube, ich passe nicht so fürs Land. Ich hatt' mir alles ganz anders gedacht. In der Stadt ist es doch schöner. Ich mein', Du nimmst die Stellung an, von der Du was andeutetest — langt das Gehalt nicht, bleib' ich einfach noch im Engagement. Und wir heiraten."

„Nicht im Engagement," sagte er vor sich hin . . .

Ach, dachte sie, er ist ja bloß eifersüchtig.

Aber wenn er's nicht wäre, das möchte man ja auch nicht haben . . .

„Ich bin in acht oder zehn Tagen wieder bei Dir in Hamburg. Dann sehen wir, was wir wollen und können."

Der Abend und der nächste Tag drehten sich endlos. Elard fühlte es selbst, obgleich er sich dem Glauben hingab, daß die Eltern von Hansis Lieblichkeit entzückt waren.

Aber man hatte sich so wenig zu sagen. Was Hansi von sich und den Ihren und ihrem Beruf mitzuteilen vermochte, war ja rasch erzählt. Elard fühlte zuweilen eine Beklemmung, eine Angst, es möchten drastische Szenen vom Leben hinter den

Kulissen in Hansis Erzählungen vorkommen. Aber mit einem glücklichen Instinkt vermied sie, was verletzen konnte. Befremdend blieb für die Mutter ja sowieso alles.

Hansi ihrerseits hatte kein Interesse an den hauswirtschaftlichen, politischen und literarischen Gesprächen, die abwechselnd aufkamen. Bücher las sie nie. Hingegen kannte sie eine Unmenge Theaterstücke.

Als Kind hatte sie schon in allen Weihnachtsmärchen, in Opern mitgewirkt, war oftmals eine von Noras Kindern gewesen und durfte bei schlecht besuchten Vorstellungen auch auf ein Freibillett im dritten Rang sitzen. Alle Operetten kannte sie und Volksstücke mit Gesang, wie das Flora-Theater sie in bunter Abwechslung gab.

Und im tiefsten Grund ihres Herzens hielt sie Elards Familie für rückständig, weil sie von all diesen Dingen nichts wußte.

Als Hansi am Montagmorgen abreiste, von Elard zur Bahn gefahren, waren alle erleichtert. Einen Korb voll Aepfel und Birnen, den die Mutter dem eignen, knapp bemessenen Wintervorrat entnommen hatte, auf Elards leise Andeutung hin — einen Korb voll Obst also nahm Hansi mit. So kam sie doch nicht mit ganz leeren Händen vom Land in

die Stadt zurück — was ihr vor Frau Köhn einfach gräßlich gewesen wäre. Und Blumen in Hülle und Fülle häuften sich oben auf den Früchten.

Auf dem Bahnhof nahm Hansi einen Abschied voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

„Du hältst mir doch Dein Wort?" flüsterte sie, „Du läßt Dich doch nicht andern Sinnes machen? — Dann geh' ich ins Wasser . . ."

„Hansi!" sagte er streng.

Zum erstenmal hatte er sich von ihr schwer verletzt gefühlt. Er richtete den Kopf hoch auf, und dann hatte seine Haltung etwas Schroffes.

„Ach Gott — sei nicht bös! Wie sollte ich wohl im Ernst an Dir zweifeln — vergiß den dummen Schnack — mein Schatz, mein süßer Schatz . . ."

„Wir sind auf dem Bahnhof!"

„Nu ja doch — aber ich bin doch Deine erklärte Braut — ach, mach' nicht solche bösen Augen . . ."

„Ich mache keine bösen Augen."

Sie war ärgerlich auf sich, sie wußte, sie selbst hatte sich den Abschiedsaugenblick verdorben — denn das kannte sie: das ging nicht flink bei ihm, das Ueberwinden einer Verstimmung . . .

Und grübelnder Ernst war denn auch noch auf seinem Gesicht, als er den Hut abnahm, um Hansis

aus dem Abteilfenster wehendem Taschentuch zu antworten.

Er fuhr heim, in gelassenem Trab gingen die Füchse, oft fielen sie sogar gemächlich in Schritt, wenn sie spürten, daß man sie nicht antrieb.

All die vielen Fragen, die zu bedenken waren, bestürmten ihn auf einmal.

Hansi! Er war innerlich darauf vorbereitet gewesen, daß ihre Art sich von der seiner Familie bemerkbar unterscheiden werde und müsse. Das konnte gar nicht anders sein. Erziehende Liebe aber und viel Zeit, die alles neu zu erwerbende Wissen, alle neu anzueignenden Formen zur Gewohnheit machte, vermochten den Ausgleich zu bewirken.

Das würde kommen. Er glaubte es fest. Hansi war in ihrer geistigen Kultur weiter zurück und verbildeter, als er bisher hatte feststellen können. Zwei Tage des Zusammenseins in der Familie und auf dem Land gaben ja ausführlichere Gelegenheiten zu Ueberblicken über die Totalität eines Wesens, als der Verkehr in der Stadt es ermöglicht hatte; dort sah man sich im Garten der Flora, auf dem Nachhauseweg, bei ängstlich knapp bemessenen Besuchen in Hansis Wohnung und andern, von der Umwelt bedrängten Zusammenkünften. Also das gab er sich zu. Sein Mitleid wuchs nur davon. Die heiße

Sehnsucht, ihr Leben so rasch wie möglich ganz unter seinen und seiner Mutter Einfluß zu bringen, steigerte sich nur noch.

Sie müßten bald heiraten. Das stand fest.

Worauf hin? Wovon leben? Was sollte aus den Eltern werden? Das schwebte in dunkeln Ungewißheiten.

Er mußte mit dem Vater zusammen — Mann mit Mann — ganz nüchtern die Lage besprechen. Ohne Rührung, ohne Zorn, ohne Aufregungen irgendwelcher Art.

Liebe ist stark wie der Tod. Von ihrem Flammengeist befeuert, mußte es ihm gelingen, ein sorgenfreies Dasein für sein Weib und seine Eltern aufzubauen.

Keine Arbeit sollte ihm zu hart, keine Stellung ihm zu gering sein.

Im Notfall legte er seinen Adel ab. Es waren schon stolzere Kronen als seine bescheidene siebenzackige einem geliebten Weibe zu Füßen gelegt worden.

Ein Mut erhob ihn, wie er solchen noch niemals in seinem Leben glaubte gefühlt zu haben.

Elard fing gleich nach seiner Rückkehr an, den Vater zu suchen. Der lief des Vormittags, oft ohne Zweck, die Felder ab. Ruhelos ... Auf dem Strich

Land, wo hinterm Gemüsegarten Böbsen, der Tagelöhner, mit Frau und Kind rosafarbene Runkelrüben auszog und zu Hauf warf, war er nicht. Er war nicht auf der kahlen Buchweizenkoppel, die bronzebraun in der Sonne schimmerte.

Endlich fand er ihn auf der Bank unterm breitästigen Apfelbaum, wo das Herz mit den aufgeworfenen Schnitträndern in der rauhen Rinde stand. Da saß der hagere, große Mann, hatte die Mütze neben sich auf die Bank gelegt und starrte hinaus, über das fahle Stoppelfeld hin, den Weg entlang, der sich wie ein Faden darüber wand, um sich ins Schwarzgrün des Bottenborger Waldes hineinzuverlieren, der dunkel und hoch die Stoppeln begrenzte.

Der Wind spielte mit den Strähnen des weißen Haares. Und das ergriff den Sohn auf das merkwürdigste, wie der Wind den Umriß des Hauptes veränderte und unsicher machte. — So verwahrlost sah das aus . . .

Der Rittmeister sah auf — gramvoll nickend — nahm seine Mütze an sich und machte so Platz für den Sohn.

Elard dachte an die heißen Küsse, die er hier mit Hansi gewechselt. Schon die Erinnerung daran ließ

sein Blut aufkochen und machte ihm die Glieder schwer.

„Ja," sagte der Vater, ohne Einleitung, mitten aus seinen Gedanken heraus, „diese Würfel sind nun gefallen. Wir sehen wohl: von dem Mädchen läßt Du nicht."

„Nein. Und sie wird Euch eine gute Tochter sein, Ihr werdet sie lieben."

„Wenn sie Dich glücklich macht — mit der Zeit — wenn Du glaubst, daß Glück sein kann, wo Not ist — wo alles mit Sorge anfängt . . ."

„Ich bin doch ein Mann, Vater! Ich kann arbeiten."

„Was, mein Junge, was? Du wirst schon sehen. Offizier a. D. Schwer — schwer — Wenn man sich umsieht, während man aktiv ist, findet sich leichter was. Und dann wir? Ohne Geld, ohne einflußreiche Sippschaft. Alle Vetternschaft redliche Männer, die in stillem Adelsstolz ihrem König den Dienst tun und im übrigen Gott danken, wenn sie balancieren. Hast Du an Schriftstellerei gedacht?"

„Nein, Vater. Ich habe gewiß keine Begabung dafür. Es wäre mir unmöglich, Gedanken und Empfindungen an eine mir unbekannte Menge mitzuteilen . . ."

„Na ja — wo Du Dich schon Deinen Nächsten oft nicht mitteilst . . . Hör' mal, Elard — Du glaubst nicht, wie ungeduldig man schon wird, wenn eine Karte hereingetragen wird: Hauptmann z. D. X. Y., Agent der X. Y.-Versicherung . . ."

„O — Agent . . ." Elard machte nur eine abwehrende Geste. Er hielt es für überflüssig, Worte daran zu wenden. Das wußte man doch: dazu gehören bewegliche, konziliante und vielleicht auch dickfellige Leute. Und die großen Gesellschaften nehmen auch lieber kaufmännisch Vorgebildete. Ein solcher war er nicht. Und verbindlich fremden Menschen so lange was vorschwadronieren, bis sie sich zu einer Versicherung verstanden, das lag ihm nicht.

„Ich denke an eine feste Stellung," sagte er langsam.

„Das wäre ja auch am sichersten — und was ich noch sagen wollte: hast Du nicht erwogen . . . Hansi sprach von Eurer Heirat fast, als sei's übermorgen — Willst Du's nicht erst allein versuchen? Stell' Dich wirtschaftlich erst auf feste Füße. Wartet."

„Nein, Vater. Das *kann* ich nicht. Ich ertrag' es nicht, Hansi bei der Bühne zu lassen. Ich *kann* nicht warten."

Er hatte eine so mühsame, unklare Stimme, daß der Vater bekümmert schwieg.

Elard wußte doch, wie's zuging in Hansis Umwelt. Aus ihren verärgerten Berichten wußte er es und aus ihren ganz unbefangenen Erzählungen. „Der Robikow ist doch 'n zu frecher Kerl, kriegt mich zwischen den Kulissen einfach von hinten um die Taille und knallt mir einen Kuß auf die Schulter." Und solche Sachen. Oder sie erzählte, sich seiner freuend, einen Witz, den man gerade allgemein belachte, und es waren fast immer Witze, deren Pointe man nur verstehen konnte, wenn man von den Nachtseiten und Derbheiten des Verkehrs zwischen Mann und Weib Bescheid wußte.

An ihre Unschuld glaubte Elard ganz fest. Und Hansi hatte ihm auch dahingehende Schwüre geleistet.

Aber sie war eben zwischen den Kulissen, noch dazu in Choristengarderoben und in den untergeordneten Regionen dieser lebhaften, heißblütigen Kunstwelt aufgewachsen.

Wie für Offizierskinder alles Militärische sich ganz selbstverständlich in ihre Anschauungen einordnet, wie Schneiderskinder von den Moden und Malerskinder von den Farben sprechen hören und ihrerseits reden, so gewohnt, so unbefangen behandelte Hansi die Fragen der Beziehungen heikelster Natur.

Daß sie sich ihre Unschuld in diesen Gefahren bewahrt hatte, war für ihn ein Grund, sie nur desto heißer zu lieben.

Dennoch, ganz dunkel war eine Empfindung davon in ihm, daß sie wohl früher auf dem Standpunkt sich befunden haben mochte: mal ein paar Küsse mit einem netten Kollegen sind noch keine Sünde . . . Solche Gedanken hielt er gewaltsam von sich fern.

Aber fortan durfte sie nicht einen Tag länger in jener Atmosphäre bleiben, wo alle Pulse so erhöht schlagen — wo sich das Leben manchmal überschäumend gebärden muß, weil die erregten Nerven es so verlangen . . .

Auch der Vater dachte lange still nach. Er verstand es wohl — daß das Elard gegen den Geschmack ging, wahrscheinlich erweckte es auch seine Eifersucht. Ach, wie das alles sich häufte, all diese unseligen Momente die Lage verwickelten . . .

„Eine Stellung?“ fragte er endlich.

Im Grunde schon fast gleichgültig, stumpf, wie die völlig Hoffnungslosen werden.

Daß seine Heftigkeit so verlosch in diesen Tagen, war ein schmerzliches Schauspiel.

„Ich habe angeklopft, wo für unsereinen noch am meisten Hoffnung ist: Polizei, Bahn, Zoll, große Schiffahrtsgesellschaften . . . Es wäre ja immer

schwer, so in der gleichen Stadt, wo man im Regiment war . . . Aber egal . . . Ja, all diese Sachen . . . Vorgemerkt überall Offiziere mit hohen und höchsten Protektionen — oder solche, die ihr Abiturium haben . . . das klingt nach mehr Wissen. Viele Wege, viele Briefe . . . Zuletzt noch eine Chance . . . bei der Sunda Kompagnie."

„Sunda Kompagnie?" Der Vater suchte in seinem Gedächtnis herum und fand die Firma nicht.

„Eine neu begründete Gesellschaft. Der Direktor ist Reserveoffizier bei uns. Daher kenne ich den Mann. Es heißt klein anfangen. Die Sunda Kompagnie hofft die Tabaksfrachten in ihre Hand zu bekommen. Hat auch auf ihren Dampfern Einrichtungen für Passagiere. Im Bureau der Passageabteilung kann ich ankommen. Da sind ja immer Männer von Erziehung erwünscht. Ich könnte da auch vorwärtskommen."

„Wieviel denn?" fragte der alte Mann ein wenig belebter. Irgendeine phantastische Hoffnung regte sich in ihm . . . da, in dieser Sunda Kompagnie konnte er auch vielleicht noch ankommen, wenn er als Bettler von hier zog.

Aber die Zahl, die er hörte, war niederdrückend.

„Zweitausend Mark — es ist, für ein Anfangsgehalt, ja viel . . dazu meine Pension . . . Du hast

auch die Deine . . . wenn wir alle zusammenzögen . . . falls Du hier schuldenfrei loskommst — es müßte gehen. Schulden darf man freilich nicht mit hinüberschleppen. Da werden wir bald klar sehen. Morgen ist der Erste — Du kannst noch alle Zinsen zahlen, sagtest Du? — Dann, ein paar Tage später, denk' ich, sprechen wir offen mit Langemak — man muß annehmen, er wartet auf den Augenblick. Und dann fahr' ich zurück, und Hansi und ich heiraten gleich . . . Ich finde vielleicht auch Nebenverdienst für die Abendstunden — zunächst will ich abends doppelte Buchführung lernen — das muß ich — ist Notwendigkeit zum Vorwärtskommen — arbeiten will ich, für zwei — damit ihr und meine Hansi — damit ihr es bald nicht mehr so knapp habt . . . Zu Anfang freilich . . . Ja — aber wenn man sich liebt . . . wenn man glücklich ist . . . So hab' ich mir alles gedacht."

Er sagte alles ein wenig stockend, als nähme er im Sprechen aus der Ueberfülle nur das Wichtigste heraus und bedächte es noch schwer. Aber es klang alles zugleich völlig entschlossen.

Der Rittmeister saß zusammengesunken.

Da mündete also ihr Leben: in einer engen Wohnung kroch man in Dürftigkeit zusammen, da=

mit e i n Herdfeuer sie alle wärme . . . Das also war das Lebensziel seines klugen, ehrenfesten Jungen . . .

Und dem Vater war, als müsse er die geheimnisvolle, dämonische Macht verfluchen, die zwei Menschen zusammenhetzte, zu ihrem und der Ihren Verderben, und noch tat, als sei sie die Seligkeit . . .

Elard sah über das sonnenfrohe Stoppelfeld, über die heitere Gegend hinaus. Hoffnung erhob sein Gemüt. Das war nun rechte Männerarbeit, die vor ihm stand: Kampf für die Sicherheit der Familie . . . Es mußte gehen, wo heiße Liebe die Triebkraft war!

Malene war es, als sei in diesen Tagen und Nächten ihre Jugend zerbrochen.

Nach dem unerwarteten Zusammentreffen mit dem geliebten Mann hatte sie sich in den festen Glauben hineingedacht, er wisse nicht, daß sie ihn liebe, und sie könne und dürfe nicht fliehen, ohne sich zu verraten. Sie genoß auch nach Frauenart das selbstquälerische Glück, ihn zu sehen, seine Nähe zu empfinden.

Aber dann hatte sie einen langen, endlosen, furchtbaren Abend hindurch seine Braut beobachten müssen.

Ihre Seele war zu jeder Demut bereit gewesen. Sie wollte die bewundern und lieben und segnen, die er sich erwählt hatte, wenn sie glauben durfte: diese ist sein Glück.

Und sie sah ein allerliebstes und gewiß sehr achtbares kleines Mädchen, das sich, vielleicht aus einer Art angeborener Anmut heraus, vielleicht auch infolge der Gewöhnung an die Oeffentlichkeit, ziemlich unbefangen benahm, ohne unbescheiden zu werden. Das wirkte sehr — nett . . . Mehr nicht, weiß Gott, mehr nicht . . . Nur — nett . . . Sie spürte, daß von Bildung irgendwelcher Art, ja nur von einem Wunsche danach, ganz gewiß nichts vorhanden war.

Und verzweiflungsvoll dachte sie über dies Rätsel nach.

Daß Hansi ein Kind aus dem Volke war, störte Malene nicht. Sie wußte recht gut, daß manches alte Geschlecht sich neue Lebensenergien aus einer Verbindung mit ursprünglicher Kraft geholt. Auch hatte sie oft genug Proben starker Entwicklung zur Kultur gesehen. Der Vater des alten Baron Langemak begann als Müllergesell. Wie rasch war die Familie aufgestiegen! Der Baron war ein kluger,

bedeutender Mann großen Stils. Sein Sohn Alfred ein vollkommener Aristokrat, und nur das etwas zu Vollkommene gemahnte manchmal leise daran, daß er sich vielleicht ein wenig unfrei des Müllergesellen im Hintergrunde seiner Familie erinnerte.

Wenn Elard ein Bauernmädchen ins Haus gebracht hätte . . . Ja, ja — mit tausend Tränen und Schmerzen: ja! Wenn man nur Werte gesehen hätte! Das Aufleuchten eines einzigartigen Wesens. Schönheit seltener oder seltsamer Art . . . Starke Intelligenz, die nach Nahrung hungerte . . . Poesie des Herzens, die aus Blicken und zarten Worten sich erraten ließ . . .

Nichts . . . keine Ahnung tat sich auf von reizvoll hohen Verborgenheiten — nichts rührte, nichts ergriff, nichts erweckte den Glauben: Elard erlöst ein holdes Kind aus einer Umwelt, für die es zu feingeartet war . . .

Man sah eben nur ein reizendes Mädchen mit schönen, drollig-schmeichelnden Augen, die immer den zärtlich zu bewundern schienen, den sie anguckten. Man sah eine niedliche Gestalt und hübsche Blondhaare . . .

Es kam auch deutlich zum Ausdruck, daß dieses muntere Mädchen, das rasch ein Tränchen und rasch ein Lächeln hatte, durchaus von der Wichtigkeit ihrer

kleinen Person und den Interessen ihres Berufs erfüllt war. Daß sie es als etwas Gleichwertiges ansah, wenn Elard ihretwegen den bunten Rock auszog und sie seinetwegen den Schminkkasten wegschloß. Vielleicht war es auch gleichwertig — für sie. Denn es kam doch auch durchaus auf ihren Standpunkt und ihr Empfinden an, weil sie von diesen aus unwillkürlich und unbewußt ihre Ansprüche an Elard und an das Leben stellte.

Welche Keime zu Konflikten lagen da. Wohin man sah: Keime zum Unheil. Das Feld der Zukunft schien dicht damit bestellt . . .

Malene war sich trotz alledem klar: Zorn konnte man nicht gegen Hansi haben, es kam kein Widerwille gegen sie auf.

Es schien geradezu, als sei sie dazu zu harmlos unbedeutend, so ganz und gar nebensächlich . . .

Und war doch als Zerstörerin ins Haus gekommen — brachte Leid über die Herzen der Eltern und nahm einem andern Frauenleben Hoffnung und Zukunft . . . Alles in Malene bäumte sich auf.

„Mich hat er gekannt und wählte dennoch diese . . .“

Das waren Rätsel, die man nicht ergründen konnte.

Sie fühlte sich unfähig, noch zwei Tage lang bei diesem Schauspiel Zuschauerin zu sein. Sie war krank. Sie brauchte nicht zu lügen. Auf ihrem Bett lag sie und dachte. Am Fenster saß sie und dachte . . . Der Inhalt eines Buches entglitt ihr, weil sie dachte . . .

Die Mutter kam oft. Und vor Malene brauchte sie das ängstliche, kümmerliche Lächeln nicht festzuhalten, das sie sich bei Tisch abzwang.

Sie sprachen beinahe nichts, die Mutter und Malene. Sie waren zu zart, um einander Tröstendes sagen zu können. Es gibt ja Dinge, die gerade durch ein Trostwort erst Körper und Wahrheit bekommen.

Auch das alte Fräulein kam oft. Und Tante Line war weniger zart. Da sie vor Entrüstung, Erstaunen, Sorgen und Eifer beinahe kochte, mußte sie doch den Deckel vom brodelnden Gefäß ihres übervollen Gemüts heben. Und weil es ihr unbequem gewesen wäre, Malenens Empfindungen zu schonen, strich sie sofort die Tatsache dieser vorhandenen Empfindungen aus. „Ach, das haben wir uns bloß eingebildet, daß Malene in Elard verliebt sei; das würde er doch gemerkt haben, und daran wär' er nicht vorbeigegangen, und dann wär' dies Malheur

mit der Hansi und alles, alles wäre nicht passiert," bewies sie sich.

Somit konnte sie mit Malene als mit einer „Unbeteiligten" ganz offen sprechen.

Line drang denn auch immer wieder mit energischen Fragen auf Malene ein. Sie wollte wissen, was Malene von dem Gesicht, der Bildung, dem Wesen Hansis denke. Ob man an eine glückliche Zukunft für Elard glauben könne. Ob er sie wohl emporziehen würde — wobei es nicht deutlich wurde, was Line sich unter „emporziehen" vorstellte.

Alle Enttäuschungen, die Line in ihrem Weibsleben erlitten, setzten sich nun auf das unlogischste in Gehässigkeit gegen Elards Wahl und Erwählte um — weil dies die erste gründliche Gelegenheit war, sich Luft über mancherlei Fragen allgemeiner Natur zu machen — diese für eine prüde alte Unverheiratete schaurig-geheimnisvollen Fragen, die ihr den Mann beinahe als einen tierischen Verbrecher erscheinen lassen.

Aber so gräßlich Männer auch sind, ja die meisten Männer sind es — von Elard hatte man doch nicht gedacht, daß er sich so vergessen werde . . .

Und schließlich sagte Tante Line raunend, wie man das äußerste von einem Menschen vorbringt:

„Sie hat so was Sinnliches . . .“

Es schien beinahe, als wolle Tante Line sich vor Entsetzen erbrechen.

So quälte das alte Mädchen, indem sie sich selbst sättigte, Malene. Aber gerade sie wurde auch zur Wohltäterin an Malene.

Dem Bruder und der Schwägerin hatte sie gelobt, von der finanziellen Lage und dem nun unvermeidlich gewordenen Zusammenbruch gegen Malene zu schweigen. Sie selbst sah ein, daß absolut geschwiegen werden müsse. Sie verschwor sich als taktlos, wenn sie sprechen würde. Die Möglichkeit einer Indiskretion wies sie als weit unter ihrer Würde vorweg entrüstet von sich.

Aber wenn sich die Lage ändert? Dann ändert sich doch auch das Gewicht gegebener Schweigegelöbnisse? Und es schien Line durchaus, als habe sich die Lage geändert, weil sie kein Herz zu Hansi zu fassen und nicht an Elards Glück zu glauben vermochte. Es kam ihr plötzlich so vor, als bedeute es eine ernste Unredlichkeit gegen Malene, wenn man ihr die Wahrheit vorenthielte.

Gerade um die gleiche Zeit, als Elard mit seinem Vater unter dem Apfelbaum saß und den engen Rahmen seiner nächsten Zukunft mit so knappen

Worten als nur möglich umschrieb, trat Line bei Malene ein. Sie war lebhaft, fast vergnügt.

„Gottlob," sagte sie mit erstaunlicher Naivität, „Fräulein Weseke ist abgedampft nach Hamburg. Die Luft ist rein. Sie können wieder runterkommen, Malene."

Malene wurde sehr rot.

„Ich bin nicht in meinem Zimmer geblieben, um Herrn von Brohlas Braut auszuweichen," log sie, „sondern weil ich mich nicht wohl fühlte. Ich möchte auch heute noch oben essen."

Sie dachte: nein, heute darf ich mich nicht zeigen — es wäre so plump — er müßte erraten . . .

Plötzlich fing das alte Mädchen an zu weinen.

Dieser jähe Uebergang und Ausbruch wirkten irgendwie bedrückend auf Malene.

„Liebe Tante Line," bat sie, „fassen Sie sich doch. Um Ihres Bruders und Ihrer Schwägerin willen! Ich glaube, beide leiden sehr. Und es kann ja doch gut werden. Elard kann das Mädchen erziehen — man sagt doch, daß sich in einer glücklichen Ehe eine Frau oft wunderbar entfalten kann."

„Ach — wo alles so anfängt — Sie wissen ja gar nicht — wenn Sie alles wüßten! . . ."

Was war denn noch? Malene begann sich zu fürchten. Sie wollte sich wehren gegen die Mit-

teilungen, die dem alten Fräulein offenbar auf den Lippen brannten. Eine entsetzliche Angst kam ihr, es könne etwas sein, das Elard herabwürdigte . . . ihn in einer peinlichen Zwangslage zeige — den Entschluß dieser Heirat erkläre — —

Lieber vor Rätseln stehen . . .

Aber Line trocknete sich die Tränen, die für sie, unbewußt, die passende Bedeutung und Notwendigkeit eines Vorspiels gehabt hatten. Entschlossen zog sie einen Stuhl heran und setzte sich Malene gegenüber ans Fenster.

„Sie sollen es nicht wissen, Malene —," begann sie. Und nahm zunächst Malene das gleiche Versprechen der Verschwiegenheit ab, das Bruder und Schwägerin von ihr empfangen hatten. Das heißt, sie wartete gar nicht Malenens Antwort ab, sondern als sie gesagt hatte: „schwören Sie mir, nicht zu verraten, daß ich Sie einweihte," ließ sich ihre Begierde, zu sprechen, nicht mehr hemmen, wobei ihr durchaus war, als habe sie ein Gelöbnis von Malene gehört.

Ja, also: Wernsdorf war mit Hypotheken bis über den Wert hinaus belastet, kein Dachziegel gehörte im Grunde mehr dem armen Bruder. Lines eigenes kleines Stück Geld war auch auf Wernsdorf eingetragen — an dritter Stelle. Nun kam der Ruin — nichts hätte ihn aufhalten können, als eine

reiche Heirat Clards — damit wäre alles, alles gut geworden — wenn ein verständiger Mensch ein bißchen Geld hineinstecke, könne Wernsdorf sich glänzend rentieren — der alte Langemak wisse doch wohl, warum er fünfundvierzigtausend Mark als letztes Geld darauf gegeben. Langemak habe noch nie in seinem Leben ein schlechtes Geschäft gemacht.

Und indem Line sich vorbeugte, stierte sie Malene in beinahe fanatischer Eindringlichkeit an und wiederholte — ihr bei jeder Zahl mit dem Mittelfinger der Rechten auf das Knie tippend:

„Vierzigtausend von mir . . .“ Und dann:

„Acht von Lübbers . . . Von Lübbers!“ Und zuletzt:

„Fünf—und—vierzig—tausend von Langemak — von dem alten Langemak . . .“

Line hatte das bestimmte Gefühl, daß Malene helfen könne, wolle, werde — gleich auf der Stelle — als stehe hier eine riesige Geldkiste im Zimmer, Malene brauchte bloß aufzuschließen und mit vollen Händen herauszugreifen . . .

Diese märchenhafte Vorstellung losch hin — ihre erhitzte Phantasie kühlte plötzlich ab — sie wußte wieder: der Ruin war da, und kein Mensch konnte ihn abwenden. Und sie weinte von neuem, als Schluß, wie sie als Ouvertüre geweint.

Ich liebe ihn. Und ich hätte ihm und den Seinen mit meinem bißchen Geld die Heimat retten können. Und er wußte es und ging doch an mir vorbei, dachte Malene.

Nun erst, da sie von dem Unglück des Hauses wußte — nun erst schien ihr ganz deutlich, wie völlig sie die Verschmähte war . . .

Betäubt von Schmerz und Scham saß sie da.

Worte rannen abermals an ihrem Ohr vorbei, erst noch von Schluchzen und Schnupfen unterbrochen. Dann emsig von Akzenten des Zorns belebt. Der Name Langemak kam immer wieder vor. Und zuletzt hörte Malene:

„Natürlich wird der alte Langemak es nehmen. Wenn das nicht seine Absicht gewesen wäre, hätte er ja nicht das letzte Geld drauf gegeben. Er hat es früher schon oft wie im Spaß gesagt: ‚Brohla, verkaufen Sie doch, ich wäre ein Reflektant.‘ Und wenn Wernsdorf an Langemak fällt, schießt mein Bruder sich tot. Gerade an Langemak — nein, er erträgt es nicht — er überlebt es nicht — er schießt sich tot.“

„Man erschießt sich nicht so leicht,“ sagte Malene — aber sie dachte: Er! Ein so heftiger Mann — es könnte geschehen — in einem Augenblick des Jähzorns über seinen Niedergang . . .

„Daß ich das erleben muß!“ jammerte das alte Fräulein. „Wie steht einem das Leben nun vor: Elard will heiraten, und er und sie haben nichts, und alles paßt nicht zusammen, und für die Eltern sollte er doch erst mal sorgen, das ist doch Sohnespflicht. Und ich soll von meinen paar Zinsen noch den Bruder unterstützen? Man muß doch selbst leben. Ach, ich habe nur Unglück.“

Nun kam sie auf sich und war unerschöpflich beschäftigt mit allen Fehlschlägen ihres Lebens. Malene konnte nachdenken.

Also die Langemaks! Ihr fiel das Gespräch mit Alfred Langemak ein, unterm Apfelbaum, am Tage, nachdem sie von Elards Entschluß erfahren . . . Damals hatte Alfred Langemak gesagt: wenn vielleicht bald auf Wernsdorf Umstände einträten, die Rat von wohlwollender, erfahrener Seite erwünscht scheinen ließen, dann solle sich Malene an ihn oder seinen Vater wenden . . . Natürlich hatte Alfred das gesagt, weil er wußte . . . Die Langemaks konnten es sich ja ausrechnen: Mit Elards Verlobung brach das Ende an . . .

Malene dachte noch unbestimmt: man müßte mit dem alten Langemak sprechen. Sie hatte Zutrauen zu ihm. Sie nahm an, er würde, selbst gegen seine eigenen Wünsche, immer vornehm handeln wollen.

Vielleicht wegen des „Müllergesellen“ im Hintergrund der Familie. Damit man nie sage . . .

Es war so schwer, gleich zu wissen, was man müßte und könnte . . .

Helfen?

Ja, das enthusiastische Herz will wohl helfen. Aber der nüchterne Verstand weiß: man kann nicht helfen . . . Da müssen doch auch die schicklichen Möglichkeiten und Formen sein . . . Wo waren sie hier? Nirgends.

Der eine kann wohl geben wollen. Aber der andere kann nicht nehmen . . . Wie selten sind eigentlich die Fälle, wo ein Mensch nehmen kann. Dazu gehört höchste Liebe, höchstes Vertrauen . . . Auch vom Nehmenden. Das war ja hier — auf beiden Seiten. Malene war schon durchglüht von dem Wunsch, sich für die Eltern des Geliebten zu opfern, da sie für ihn selbst nichts sein konnte.

Aber zugleich begriff sie auch schon, daß das alles gar nicht möglich sein würde. Es handelte sich hier nicht um eine kurze, rasche Tat der Großmut — man kann, mit Gefahr des eigenen Lebens, ohne Besinnen sich ins Wasser stürzen, um einen Ertrinkenden zu retten — aber in aller Besonnheit eine wirtschaftlich gescheiterte Familie für immer auf eine gesunde Basis stellen, ohne daß diese Familie sich als Almosen-

empfängerin fühlt, das ist beinahe unmöglich. Es lag ganz gewiß außerhalb Malenens Macht. Sie fühlte es genau.

Der nächste Gedanke war natürlich: wenn ich die letzte Hypothek auf Wernsdorf Langemak abnähme, falls er sie hergibt?

Was war damit gewonnen? Nichts. Der alte Brohla wechselte den Schuldner. Das war alles. Und es würde ihm sicherlich noch drückender sein, ihr, der Dame, der Freundin des Hauses, die Zinsen schuldig zu bleiben, als etwa Langemak, mit dem ihn eine unterhaltsame Feindschaft verband.

Auch änderte sich die ganze Lage durch einen etwaigen Uebergang der Hypothek in Malenens Hände nicht im mindesten: es war kein Betriebskapital da, und wenn man ein solches vorstreckte, verstand der Rittmeister nicht, damit zu wirtschaften, und nach kurzer Zeit war alles auf dem heutigen Punkt.

Vielleicht gehörte Hilfe hier sogar zu den gefährlichen Wohltaten, die den Helfenden berauben und den Geretteten bald nur tiefer in Verwirrnis führen.

Verstand denn der Rittmeister wirklich nicht zu wirtschaften? Lag es an ihm, oder lag es an Wernsdorf, daß in fast fünfundzwanzig Jahren rastloser

Mühen und stolzer Anspruchslosigkeit kein Wohlstand ins Haus gekommen war?

Dies war zunächst einer der wichtigsten Umstände. Darüber mußte man Klarheit erlangen.

Sie beschloß, heimlich in den nächsten Tagen zum alten Baron Langemak zu gehen und ihn um eine vertrauliche Unterredung zu bitten. Das war nicht indiskret. Niemand kannte ja genauer als er die Lage der Gutsnachbarn.

Malene teilte Line nichts von ihrem Vorsatz mit. Diese hatte doch soeben bewiesen, daß sie nicht zu schweigen verstand . . . Aber dankbar war Malene ihr für diese unerlaubte Geschwätzigkeit — so dankbar . . .

Denn indem sie klug und entschlossen über alles nachdachte, wurde ihr stark und gefaßt zumute. Es war gerade, als sei eine neue Kraft in ihr erwacht, als sei der Entsagung wenigstens die Qual des tatenlos duldenden Stillhaltens genommen.

Das alte Fräulein saß enttäuscht, weil Malene keine Mitleidsklagen hatte, weil sie nicht große Worte sprach und in keiner Hinsicht klangvolle Schwüre ausrief, wie zum Beispiel: „Ich bin doch da!" — „Solange ich lebe, sollen sie keine Not leiden!" Etwas dergleichen erwartete Line bestimmt. Nun dachte sie:

Sie hat doch kein Herz. Sie ist doch nur eine Verstandsnatur.

Nebenan hob ein großes Gepolter an. Man hörte Tammsen mit dem Hofjungen schimpfen — er hatte sich das Schelten von seinem Herrn angewöhnt. Dazwischen erklang Annas Stimme, die wieder ihrerseits mit Tammsens Zugreifen nicht zufrieden schien. Sie räumten Bett und Waschtisch fort, die aus Malenens Wohnzimmer eine Gaststube für Hansi gemacht.

Dann klopfte Anna an und sagte, es sei Tischzeit. Auch sie schien als selbstverständlich anzunehmen, daß Malene nun wieder zum Essen hinuntergehen könne.

Und wie nebensächlich dünkte es Malene plötzlich, was Elard von ihrem Fernbleiben und von ihrem Wiedererscheinen denken mochte. Sie fühlte nur, wenn sie oben blieb, saß die Familie ganz unabgelenkt, ganz schwer umdroht am Tisch, und der Gedanke an ihre Sorgen war in ihren Gesprächen und machte ihnen den Bissen quellend und bitter. Ihr war, als gäbe sie mit ihrer Gegenwart etwas — wenn auch vielleicht nur eine unbestimmte Illusion. Kurz, irgendeine ganz sichere Empfindung trieb sie an, rasch aufzustehen und sich zurechtzumachen.

Als sie dann ihr Wohnzimmer durchschritt, fand sie es in der gewohnten Ordnung, als habe hier kein seltsam fremder Gast gehaust.

Unten war die Familie schon versammelt. Und als Malene eintrat, wurde Elard rot. Sie sah es deutlich: ein schwaches Rot stieg in seinem Gesicht auf.

Er verbeugte sich befangen und förmlich. Der Rittmeister fragte nach ihrem Befinden — obgleich er nicht einen Augenblick an die „Kopfschmerzen" geglaubt hatte, und Malene sagte, es gehe ihr besser.

Alle waren beinahe verlegen.

Alle erinnerten sich, daß an den beiden vorhergehenden Tagen Hansi auf dem Platz Malenens gesessen habe.

Dies schien beinahe eine phantastische Erinnerung. Als sei etwas ganz Fremdartiges durchs Haus gewirbelt und nun spurlos verschwunden.

Elard fühlte sich unklar bedrückt, weil Malene sofort nach Hansis Abreise wieder im Familienkreise erschien. Hatte sie etwa aus ablehnendem Hochmut heraus nicht mit seiner Braut am Tisch sitzen wollen? Oder . . . Nein — kein Oder — nichts begrübeln — in nichts hineinleuchten! Das war richtiger . . .

Niemand sprach von Hansi. Es wäre doch so natürlich gewesen, wenn man ihren Aufenthalt im

Gespräch gleichsam noch einmal durchgenommen hätte, sich der freundlichen Augenblicke erinnernd. Und wenn man nur das schöne Wetter gelobt hätte, das den Besuch begünstigt.

Elard wartete schließlich mit einer erbitterten Gespanntheit darauf, daß die Familie ein Wort über Hansi sage. Darüber versank er in Schweigen.

Und so ging es bei jeder Mahlzeit. Wie in einem dumpfen Zwang saß man beisammen und ging vorsichtig mit den Worten um, damit keins an die Skelette im Hause stoße ...

Es kam ein Dankbrief von Hansi an die Mutter; Elard hatte ihr gesagt, daß sie alsbald nach ihrer Ankunft in Hamburg einen solchen schreiben müsse. Aber sie war keineswegs gleich dazu gekommen. Zwei Tage sah Elard mit Unruhe die Post durch. Dann, als er Hansis Schrift erkannte, gab er den Brief mit einer kurzen, fast unfreundlichen Geste seiner Mutter — das war seine Art, Befangenheit zu verstecken.

Ganz still las die Mutter. Hansi hatte geschrieben:

Hochzuverehrende Frau Mutter!

Noch vielmals muß ich mich bedanken für die großartig liebenswürdige Aufnahme in Wernsdorf. Es waren die schönsten Tage meines

Lebens, ich werde mich ewig ihrer erinnern. Mieze Köhn holte mich von der Bahn ab und freute sich kolossal über die Aepfel und Blumen, und habe ich riesig viel von dem schönen Wernsdorf und seinen scharmanten Bewohnern erzählen müssen.

Gestern und vorgestern hatte ich gleich Proben; im Stadttheater geht es viel ernster und nobler zu als in der Flora, und bin ich recht stolz, nunmehr diesem ausgezeichneten Kunstinstitut anzugehören.

Neuigkeiten habe ich keine zu erzählen. Es geht mir soweit ganz gut, und ich denke immerzu an meinen süßen Schatz. Hoffentlich kommt er bald nach Hamburg.

Ich bitte sehr, den Herrn Vater zu grüßen, bitte auch, Fräulein Adeline zu grüßen. Es grüßt auch Dich

Deine treue und ewig dankbare

Schwiegertochter Hansi Weseke."

Die Mutter las das an ihrem Nähtischchen. Am andern Fenster stand Elard und wartete voll heimlicher Erregung, ob die Mutter etwas sagen würde, ob sie ihm wohl den Brief gäbe. Aber er ging, ohne eine Frage zu wagen, still und trotzig hinaus, als er sah, daß die Mutter den Brief schweigend in ihre Tasche steckte.

Die Grüße wurden mit einer milden, herzlichen Stimme bestellt. Den Brief selbst verschloß die Mutter in ihren Schreibtisch im Wohnzimmer. Und als Line fragte:

„Was schreibt sie denn so? Was für'n Deutsch?"

„Freundlich und dankbar," sagte die Mutter. Und niemand fragte weiter nach.

Mit dem ersten Oktober, wie auf ein Stichwort, kam der Herbst ins Land und behandelte es derb mit Regengüssen und starken Winden. Die Bäume im Garten und an der Waldgrenze schienen auf einmal schmächtiger zu werden, ihre vollen Laubkörper verdünnten sich und flogen, teilweise zu gelben Blättern aufgelöst, in die düstere Luft hinein, die ein pappgrauer Himmel überwölbte.

In diesem Wetter konnte Malene nicht durch den Wald nach Bottenborg gehen. Zwar war man im Hause gewöhnt, sie jeden Tag einen längeren Spaziergang machen zu sehen. Denn ihre Stunden teilte sie sich mit jener Genauigkeit ein, die pflichtlosen Fleißigen einen Lebensinhalt vorzutäuschen vermag. Aber wenn stürzendes Tropfengeprassel aus der Höhe kommt und die Wege Rinnen sind, bleibt man nicht zwei, drei Stunden fort, ohne daß es den Hausbewohnern auffällt.

Gegen ihren Wunsch, von verzehrender Ungeduld heimlich bedrängt, mußte Malene viele Tage warten. Und es wartete sich so schwer, wenn Schicksale in der Schwebe sind.

Der erste gute Tag war ein Sonntagmorgen. Die Wernsdorfer waren in Bottenborg eingemeindet, und der Rittmeister und die Mutter fuhren zuweilen hinüber; der Rittmeister ging auch wohl mal allein, denn es war ja nur eine starke halbe Stunde, wenn man den Waldweg nahm. Tante Line konnte ausgesprochenermaßen gar keine Kirchenluft vertragen.

Malene dachte, als sie beim Aufstehen den Sonnenschein sah, der eine Landschaft bestrahlte, die in fünf Tagen gealtert schien, wie ein Mensch unter Schrecknissen altert, der Rittmeister würde zur Kirche gehen. Gerade! Um sich in der Kirche, gegenüber den Langemaks, fest und trotzig aufgerichtet zu zeigen. Das wäre in seiner Linie gewesen . . .

Diese Linie schien zerbrochen, die Lust zum Kampfhahn war dem alten Mann offenbar vergangen. Niemand sprach von der Kirche.

Elard war nicht zu sehen. Die Mutter berichtete: er sei um vier Uhr in der Frühe zur Station gegangen, von dort nach Hamburg gefahren, um seine Braut zu überraschen.

Er hatte es nicht mehr ausgehalten! Die Sehnsucht trieb ihn, vielleicht auch die Eifersucht. Wer konnte es wissen . . .

Seine große Sparsamkeit, die die Ausgabe hätte scheuen müssen, war besiegt worden von der heißen Begierde nach einem Wiedersehen mit Hansi . . .

Die Mutter seufzte nicht einmal, als sie es kurz erzählte. Niemand äußerte sich. Der Vater rührte immerzu seinen Kaffee um, in dem sich gar kein Zucker befand.

Und so sah Malene: sie konnte an diesem Sonntagsmorgen unbeobachtet den alten Baron Langemak besuchen.

In ihrem dunkelgrünen Jackenkleid, am grünen, großen Filzhut ein rostfarbenes Fittichgesteck, den knapp zusammengerollten Regenschirm zuweilen als Stock benutzend, schritt sie rasch dahin.

Bei der Bewegung in der herben, reinen Luft wurde ihr körperlich wohler, als sie sich seit langem gefühlt.

Sie wußte ja eigentlich nicht, ob ihr Gang den ihr teuern Menschen irgend etwas nutzen könne. Aber sie hatte die Empfindung: In Bewegung sein ist alles . . . Der Mut wächst daran. Zum Stillhalten muß man veranlagt sein.

Tatenlos in dumpfem Leid vergehen, entsprach nicht ihrer Natur. Sie war vielleicht einer von den Menschen, die immer streben, sich über ihr Schicksal zu stellen, aus einem starken Verlangen nach Würde heraus, ohne von diesem Streben sich in klarer Selbstbeobachtung Rechenschaft zu geben. Nur aus dem tiefen, seelischen Bedürfnis heraus.

Im Walde zeigten die Buchenzweige und das Unterholz tausend Farbenwunder. Malene hatte kein Auge dafür heute.

Sie dachte darüber nach, welche Form ihre Fragen haben durften. Es war nicht so einfach, sich mit dem alten Langemak zu unterhalten. Er plänkelte gern mit blinkenden Worten und verbarg in solchem Gefecht meist seine eigentlichen Gedanken.

Als der stille, bunte, sich vom Unwetter nun im Sonnenschein ausruhende Wald durchschritten war, sah Malene Bottenborg liegen. Da war rechts das große Dorf mit Strohdächern, die wie Tulasilber in der Sonne gleißten, dazwischen rostfarbene Baumkronen und dahinten, alles überragend, die Kirche, auf klobigem, viereckigem Turm ein unverhältnismäßig hohes Spitzdach von Ziegeln tragend. Die Ziegel waren erst kürzlich erneut, denn ganz knallrot und besonnt standen sie vor dem unbewölkten Himmel.

Und links, durch einen weiten, von der Fahrstraße durchschnittenen Grasanger vom Dorf getrennt, stand das Schloß. Aus dem vordern Viertel eines riesigen Parkes ragte es empor. Es hatte die Form eines enormen Kastens, den vier Türmchen an seinen Ecken krönen. Weiß und fröhlich schimmerten die Mauern mit den Fensterreihen aus den rotgrünen Parkwipfeln hervor.

Ein schöner Besitz. Und so gut gehalten, wie Geld, Umsicht, Geschmack nur vermögen.

In der vorderen Parkmauer gab es zwei Tore. Der Fahr- und Fußweg, der in das eine hineinlief, führte am Portal vorbei und zum andern Tor hinaus, einen weiten Halbkreis beschreibend; er war sehr breit, und Hecken von scharfgeschorenen, halbmannshohen Hainbuchen faßten ihn ein. Diese Anlage hatte etwas Großartiges und Anspruchsvolles. Als sei eine endlose Zufahrt und Abfahrt von Gästen vorgesehen.

Als Malene auf diesem Weg dahinschritt, fiel ihr jäh eine Erkenntnis mitten hinein in die vorbereitenden Gedanken. Was nützte es denn, wenn sie erfuhr, ob der Niedergang an Brohlas Unfähigkeit oder an dem Wernsdorfer Boden lag? Der eine wie der andere Fall machte jede Hilfe unmöglich. Am liebsten wäre sie unter dem Druck dieser Erkenntnis

umgekehrt. Aber sie mußte sich sagen, daß man sie schon vom Schloß bemerkt haben konnte.

Und sie nahm ihre gute Zuversicht zusammen: irgendetwas würde schon herauskommen bei einer Unterredung mit dem klugen Mann — eine Anregung; ein Streiflicht konnte huschen; wenn andere Gedanken entwickeln, kommen einem selbst oft die bessern . . .

Das Portal stand weit geöffnet, um die warme Herbstluft in die Halle einzulassen. Als Malene über die Schwelle trat, bemerkte sie im Hintergrund zwischen Rüstungen und der Fassade eines riesigen eichenen Barockschrankes, den kleinen, wohlgerundeten Kommerzienrat Ronheide, der sich von einem kokett lächelnden, geziert eifrigen Mädchen den Rockkragen abbürsten ließ. Plötzlich war auch Lurich da, der impertinente, vornehme Diener, in seiner braungelben Livree, und nahm ihren Wunsch, den Herrn des Hauses sprechen zu dürfen, mit der undurchdringlichsten Miene entgegen — die eine Gewährung solchen Wunsches von vornherein zu einer Ausnahme und Auszeichnung machte.

Der Kommerzienrat hatte auch einen Blick für weibliche Wesen, denen er nicht wohlwollend unters Kinn fassen konnte. Und Malenens Erscheinung, ihr Anzug, dessen elegante Einfachheit er würdigte.

war ihm eine angenehme Ueberraschung. Er küßte ihr mit Hingebung die Hand und sagte ihr viel Verbindliches, während Malene sich nach dem Befinden seiner Frau erkundigte. Was Ronheide, wann und von wem auch immer es geschah, jedesmal merkwürdigerweise als kleine Bosheit ansah.

Dann kam Lurich und geleitete Malene in das Zimmer des Barons.

Das war nun fast ein Saal, mit Fenstern nach dem rückwärtigen und seitlichen Teil des Parkes. An den hellen Wänden hingen viele Oelgemälde, große und kleine, alle von neuern Meistern. In gutstilisierten grauen Ahornschränkchen zeigte sich hinter den Glastüren das Goldbunt der Buchrücken. Es gab an verschiedenen Stellen vor dem Kamin, an den Wänden und mitten im Raum Gruppen von Sesseln und Sofas um Tischchen. In der Nähe eines Fensters stand ein großer Diplomatenschreibtisch und daneben allerlei Bücherständer und Mappenhalter. Eine Palme ragte hoch auf, mit breit sich entfaltenden Wedeln. Vor einem der Fenster blühten in einem ovalen arabischen Gefäß aus Messing und Silber eine Fülle von rosa Chrysanthemen. Das Ganze machte den Eindruck des Wohnraumes etwa einer fürstlichen Persönlichkeit oder eines Staatsmannes in großer Repräsentationsstellung.

Und in diesem Raum saß, nicht sehr weit von dem dekorativen Kübel voll rosa Blüten, in einem Rollstuhl, ein merkwürdiger Mann. Wenn seine dunkeln glatten Haare länger gewesen wären, hätte man ihn ganz einfach für einen europäisch angezogenen Indianerhäuptling halten können. Das, vielleicht von Leiden, dunkelfarbige, bartlose, vielfaltige Gesicht, die stolz gebogene Nase, die eiserne Stirn und das kluge Auge wirkten ungemein eindrucksstark.

Er streckte Malene seine beiden Hände entgegen, schmale, elegante Hände, mit denen der Baron, wie man sagte, noch immer kokettierte.

„Ganz gewiß," sagte er, „ich habe unbewußt irgendetwas sehr Gutes getan und mir als Lohn Ihren Besuch verdient. Welche angenehme Ueberraschung."

„Wie geht es Ihnen, Baron?"

„Wie Pilatus, mein gnädiges Fräulein — aber legen Sie doch ab — es ist hier schon ein wenig geheizt."

Lurich half Malenen aus ihrem Paletot und entfernte sich dann mit ihren Sachen.

„Wie Pilatus?" fragte sie und setzte sich zu ihm. „Sie denken darüber nach, was Wahrheit ist? Oder waschen Sie Ihre Hände in Unschuld?"

„Das letztere ist die habituelle Geste derjenigen, die ‚es nicht gewesen sein wollen‘. Sie denken zu vorteilhaft von mir, als daß Sie meinen, ich hätte jemals unklare oder unentschlossene Lebenspolitik getrieben. Nein, ich frage mich: was ist Wahrheit?“

„Es gibt so viele Wahrheiten.“

„Glücklicherweise,“ sagte er, „denn sonst stände die Kultur still, und Menschen gingen an Langeweile ein. Die Wahrheit, die ich speziell ergründen möchte, ist diese: habe ich Beine oder nicht?“

Er schlug sacht gegen sein rechtes Knie oder vielmehr gegen die schwarzseidene, leichte, wattierte Decke, in die sein Unterkörper gehüllt war.

„Objektiv ist es Tatsache: ich habe Beine. Subjektiv ist es Tatsache: ich habe keine, denn ich fühle sie nicht!“

„Ich würde mich in Ihrer Stelle auf Goethe zurückziehen: ‚Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte dann nicht mein?‘ Es kommt nicht darauf an, womit man sich bewegt, sondern darauf, daß man sich bewegt.“

„Füße sind besser als Räder.“

„Der Handwerksbursche, der im Staub wandert, denkt darüber vielleicht anders.“

„Weil er Illusionen hat,“ sagte Langemak.

„Und haben Sie keine mehr?“

„Ich habe vielleicht niemals welche gehabt. Das Verhältnis der Langemaks — Ausnahmen abgerechnet, die sich aber meist als bloße Aufwallungen herausstellten — ja, was wollte ich? . . . Das Verhältnis also der Langemaks zum Hilfszeitwort ‚haben‘ ist immer ein sehr enges und klares gewesen. Das schließt illusionistische Veranlagung aus.“

„Es war also wohl im Rahmen dieses Verhältnisses, daß Sie Hern von Brohla eine Hypothek auf Wernsdorf gaben, die noch ein wenig über den einstigen Ankaufspreis hinausgeht?“

„Aha,“ sagte Langemak behaglich und lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück, „da wären wir also . . .“

„Ja, bei dem Zweck meines Besuches,“ antwortete Malene frei heraus.

Ihr war merkwürdig viel frischer zumute geworden. War es die veränderte Szenerie, war es dieser alte Mann, den sie immer amüsant fand, mit dem sie nie zusammen war, ohne in eine belebte Stimmung zu geraten? Genug, ihr Unglück schien sich gewissermaßen diskret in die Tiefe des Gemüts zurückgezogen zu haben, und sie fühlte sich als Beherrscherin ihrer selbst.

„Also, Sie kommen in Angelegenheiten des Rittmeisters? Und ich dachte, es sei um meiner schönen

Augen willen. Und um einen armen, einsamen alten Mann ein wenig anzuregen — wozu Sie im hohen Grad vorher bestimmt sind."

„Aber, Baron — ich? Ich rege Sie an? Und Sie sprechen von Einsamkeit? Das ist ja undankbar gegen Ihren Sohn und gegen Ronheides."

„Familie, mein gnädiges Fräulein, Familie regt nie an! Wenn Flaubert und George Sand Bruder und Schwester gewesen wären, würden sie sich nicht solche unvergleichliche Briefe geschrieben haben. Und Väter und Söhne beengen einander immer ein wenig. Trotz meiner vortrefflichen Stellung zu Alfred, dessen Zufriedenheit mir zu erhalten ich dauernd und mit einigem Erfolg bestrebt bin, muß ich es sagen. Sogar diesen glücklichen Augenblick, den ich als Freude empfinde, weil er mir Ihre Gegenwart beschert, genieße ich mit schlechtem Gewissen, weil ich ahne, daß Alfred ihn mir nicht gönnen wird."

„Bitte, Baron, machen Sie mir nicht per Prokura den Hof. Ich schließe nur daraus, daß Sie mich von meinem Thema ablenken wollen."

„Dies ist meine entschlossene Absicht," gab er wohlgelaunt zu.

„Weil Sie irgendwelche Pläne und Ziele haben, in die ich nicht hineinsehen soll?"

„Weil ich eine schöne junge Dame nicht von Geld sprechen hören mag."

„Ich muß es oft genug, ich stehe allein."

„Vom eigenen Soll und Haben spricht es sich auch interessanter als von dem Fremder. Was gehen Sie meine fünfundvierzigtausend Mark an, die auf Wernsdorf eingetragen sind?"

„Sehr viel, da ich Ihnen die Hypothek gern abkaufen möchte."

Das zu tun und zu sagen, war nicht bestimmt Malenens Wille gewesen. Aber sie fühlte plötzlich, sie mußte gegen den alten Herrn mit einem positiven Vorschlag anrücken.

„Ah — —," machte er erstaunt. Und dann „so — so — so — so."

Er besann sich. Er wußte ja: Malene hatte die alten Brohlas lieb. Das kannte er: Mitleid und Großmut der Frauen wird so flink wach. Nun bildete sie sich ein, obgleich sie ja ein wenig von Geschäften verstehen mußte, selbständig wie sie dastand im Leben, daß sie dem Rittmeister helfen könne. Vielleicht hatte sogar sie schon am ersten Oktober das Geld zu den Zinsen hergegeben, die zu Langemaks Ueberraschung bezahlt worden waren.

„Wer die letzte Hypothek auf Wernsdorf hat oder nimmt, muß sehr bald in die Lage kommen, Werns-

dorf selbst zu nehmen oder sein Geld zu verlieren. Von beidem rate ich Ihnen ab. Eine Dame, die nur von ihren Zinsen lebt, soll ihr Vermögen, sei es noch so stattlich, zusammenhalten. Männer wie ich, die noch im vollen Erwerbsleben stehen, können etwas wagen, was immerhin einer Spekulation gleicht."

„Sie spekulieren auf Wernsdorf?"

„Warum soll ich leugnen, was die Hergabe der Hypothek beweist. Ich habe Brohla selbst auch mehr als einmal gebeten: verkaufe. Vor einigen Jahren hätte er es noch unter Rettung eines Kapitalrestes können. Nun ist er vor dem Ende."

„Aus welchem Grund liegt Ihnen so viel an dem Gut?"

„Es schiebt sich wie ein Keil in das Bottenborger Gelände, was ich, wenn ich es so ausdrücken darf, beständig als topographischen Schönheitsfehler empfinde. Und dann weiß ich es auch sicher: ein rationeller Betrieb könnte gerade aus dem kleinen Wernsdorf vielleicht Ueberraschendes herausschlagen. Sie sehen, gnädiges Fräulein, wie schwach ich Ihnen gegenüber bin: ich werde geschwätzig."

„Es liegt also nicht am Gut, sondern an der Bewirtschaftung, daß Brohla zurückkam?"

„Unbedingt. Sehen Sie mal, er brodelt immer vor Ungeduld. Landwirte und Gärtner müssen mehr

noch wie jeder andere Spekulant die Gelassenheit des Wartens verstehen. Denn er spekuliert mit Regen, Sonne, Wind. Er ist ein Opfer des Zufälligen. Die Wetterkarte ist gewissermaßen sein Kurszettel. Brohla ist wie ein Besitzer, der sofort seine Papiere verkauft, wenn die Börse schlecht steht. Die Angst vor Verlust bringt ihm Verlust. Das ist wie mit den Leuten, die nicht an der Cholera, sondern an der Furcht vor ihr sterben. Wenn ich an die Weidenpflanzungen denke! Wie hätten sich die rentieren können! Die fünf Morgen, wo sie gesetzt wurden, wären im Lauf der Zeit aus Sumpfland guter Wiesenboden geworden, Weiden sind eine sehr ertragreiche Sache. Aber der erste Sommer, in dem sie standen, war trocken. Die Anlage schien nichts zu verheißen — gleich riß Brohla alles wieder weg. Und solche Sachen . . . in Hülle und Fülle. Es war ein peinlichkläglisches Schauspiel, sich den Mann halbtot arbeiten zu sehen."

Er schwieg und sah mit klugen Augen ins Unbestimmte.

„Ich wollte gern dem alten Brohla helfen," sagte Malene aus ganz bewegtem Herzen. Langemaks Auseinandersetzung hatte ihr wieder so klar gemacht, was für ein harter, nutzloser Lebenskampf von dem Mann durchfochten worden war.

Nutzlos . . . Das schien Malene etwas Furchtbares. Wenn die Abendschatten kommen, und man sieht zurück, und auf den Feldern des Tages stehen keine Ernten . . .

„Famos!" lobte Langemak, „fraulich, edel und unpraktisch außerdem!"

„Warum denn so durchaus unpraktisch? Ich möchte mich an Ihre Ritterlichkeit wenden und Sie bitten, nicht gegen mich, sondern mit mir zu handeln. Sie wissen so genau wie ich, daß Brohlas Unglück sich noch verschärfen wird, wenn Sie Wernsdorf in die Hand bekommen."

„Weiß ich," sagte Langemak höchst objektiv; „das ist nicht so von ungefähr, daß mein Dasein den Rittmeister giftet. Das sind tiefe Sachen. Soziale Umwälzungen — Probestückchen davon in zwei Familien dargestellt. Ein wenig symbolisch. Ja und dergleichen. Er macht mir Spaß, und ich mach' ihm keinen. Was könnte natürlicher sein. Und Sie wenden sich an meine Ritterlichkeit? Wobei das Fräulein von Haldern mit ihren sechzehn Ahnen denkt: der alte Baron kann gar nicht anders . . . seine Ahnenlosigkeit verpflichtet ihn."

„Aber, Baron . . .," sagte Malene und wurde rot, weil sie es wirklich gedacht hatte.

„Ach, mein teures Kind . . . Wie ist das Leben bequem, wie köstlich leicht lassen sich alle Fragen behandeln, wenn man in vollkommener innerer Freiheit sich über Menschen und Dingen befindet. Mein Vater hat sich selbst notdürftig erzogen. Mich hat er erziehen lassen. Alfred ist der erste Langemak, der von seinen Eltern erzogen werden konnte. Da haben Sie die Entwicklungsgeschichte des neuen Geschlechtes der Langemaks."

„Und welche Schlüsse darf ich aus dieser Geschichte zugunsten meines Anliegens ziehen?"

„Daß ich mich unter Verzicht auf eigene Pläne zu Ihrem Bundesgenossen machen will."

„Ach —," machte Malene erfreut.

Er bedachte, inwiefern die Dazwischenkunft dieser jungen Dame für die Abwicklung dieser Angelegenheit von Uebel oder von Nutzen sei.

Er begriff durchaus, daß er nicht die Abtretung der Hypothek verweigern konnte, ohne sich den Ruf der Grausamkeit und der Unnoblesse zuzuziehen. Wenn Malene aber Eigentümerin der Hypothek war, konnte der alte Brohla jeden Tag verkaufen, an wen er wollte, auch zu geringerem Preis, wenn Malene nichts dagegen hatte. Und dann entging ihm Wernsdorf, das er durchaus haben wollte und mußte, nicht nur um die Langemakschen Grenzlinien

gefällig abzurunden! Er hatte Gründe, auf dem Wernsdorfer Gelände ein Kieslager zu vermuten, und auf Bottenborger gab es keins . . .

Aber anderseits: dem alten Brohla konnte sein unabwendbares Malheur in rosa Seidenpapier gewickelt werden . . . das war menschlich hübsch und wirkte gut nach allen Seiten.

Der Uebergang der Hypothek aus seiner Hand in die Malenens war indessen keine richtige Maßnahme — richtig in Langemaks Sinn. Aber da waren ja ganz andere Chancen . . . Er sah in Malene seine zukünftige Schwiegertochter, obgleich Alfred ihm keinerlei Geständnisse gemacht hatte. Gerade das zu vorsichtige Schweigen, mit dem sein Sohn jedem Gespräch über Fräulein von Haldern auswich, hatte ihn seit langer Zeit stutzig gemacht. Von einer Liebe Malenens zu Elard ahnte er nichts. Er saß in seinem Stuhl und konnte nur noch das Stück Welt betrachten, das ihm da unter die Augen kam. Aber er kombinierte desto mehr, oft sehr scharf. Aber oft zu sehr „langemaksch" — wie er es selbst nannte, wenn seine Gedanken allzu genau und einseitig der Nützlichkeitslinie folgten. Und er meinte: wenn die Haldern nur ein einziges Mal freundliche Augen gemacht hätte, würde doch der Elard zugelangt haben . . . ja, er nahm geradezu

vergebliche Versuche Clards in dieser Richtung an. Und das machte ihn vergnügt. Keine liebere Schwiegertochter hätte Alfred ihm bringen können. Er wünschte für Alfred eine geschmackvolle Heirat. Worunter er eine Verbindung von Verstandes- und Gefühlsmomenten gut abgewogener Art verstand. Und nun dachte er: warum soll ich eigentlich die Haldern nicht Wernsdorf kaufen lassen? So käme es ja doch eines Tages zu Bottenborg. Freilich — man müßte genau wissen, ob Alfred sich keinen Korb . . . Wieso denn Korb?! Mein Alfred?! Völlig ausgeschlossen.

„Lieber Baron," sagte Malene, „Sie sehen mich nun schon fünf Minuten genau an. Sie werden endlich herausgefunden haben, ob mein Gesicht vertrauenswürdig scheint."

„In meinem ganzen Leben habe ich niemals einer schönen Frau Vertrauenswürdigkeit zuerkannt," erklärte er, „und ich kann wohl sagen, diese Vorsicht ist mir gut bekommen. Ich erwog nur — nicht fünf Minuten — sondern eine — früher wurde den Frauen in meiner Gegenwart die Zeit nicht so lang — ja, eine ganze Minute erwog ich, ob ich Ihnen gegenüber von meinem Prinzip abweichen soll. Resultat: ja!"

„Und Sie raten mir?"

„Rat?! Wenn Gefühlssachen und Großmutssachen sich mit Geschäften vermischen, rate ich nichts mehr. Das ist mir zu phantastisch. Ich will Ihnen nur die Lage skizzieren: Es ist viel Geld, mein liebes Fräulein, das Sie zu dem einzigen Zweck ausgeben würden, dem alten Brohla das Aergernis meiner Nachfolge zu ersparen. Wenn Sie zu einem Preise kaufen, der meine Hypothek mit einschließt, bin ich ja machtlos dagegen. Für Brohlas selbst ist nichts gewonnen, als daß die alten Leute nicht per Zwang und Schub auf den Tag davon müßten, sondern daß Freundschaft ihnen den Abzug mildert."

„Das ist sehr viel," stotterte Malene beinahe — denn sie dachte immerfort: Kaufen? Wieso denn kaufen?

„Es wäre aber wirtschaftlicher Unsinn, dafür allein ein so verhältnismäßig großes Kapital festzulegen. Vielleicht — um in dieser Richtung einem gewissen Katzenjammer zu entgehen — vielleicht lassen Sie Wernsdorf mal von einem sachverständigen Mann ganz genau besehen. — Kann sein, daß Sie ein überraschend günstiges Urteil hören — ich bin sogar vorweg dessen gewiß. Dann kaufen Sie mit der Gewißheit, daß Ihre Großmut zugleich kein übles Geschäft ist. Und das ist die allergesündeste Art von Großmut. Glauben Sie einem erfahrenen

Mann. Ich schlüge meinen Alfred vor, er versteht sehr viel davon. Aber nicht wahr? Darin sind wir einig? Wir können keinen Langemak als Sachverständigen in die Front der Ereignisse stellen. Mir ist, als ob Ihr Onkel Eduard Haldern, der die Breitenburgschen Besitzungen hat, 'ne landwirtschaftliche Leuchte sein soll . . . Also wenn der . . ."

Malene saß ganz verwirrt. Sie hatte ja nicht von fern den Gedanken gehabt, daß sie Wernsdorf kaufen wolle . . . Das hatte ihr der Baron glatt zugeschoben . . . Aber ihr kam es mit einem Male so vor, als ob das ein guter Ausweg sei . . . Eine ganze Menge von schönen Möglichkeiten sah sie plötzlich voraus: eigene Pflichten, reizvolle Aufgaben — und sie brauchte die Stätte nicht zu verlassen, die ihr so schmerzlich lieb geworden war — konnte den beiden heimatlosen alten Leuten Gastfreundschaft gewähren so lange, bis der Sohn ihnen ein sorgenfreies Alter zu schaffen vermochte . . . Vielleicht ließ sich alles so machen . . . ja, vielleicht . . .

Während der Baron Langemak noch seinen Vortrag in Malene nachwirken ließ und scharf beobachtete, wie sich auf ihrem Gesicht allmählich eine gewisse Bestürzung in einen betrachtenden zuversichtlichen Ausdruck verwandelte, öffnete sich die Tür, und seine hochaufragende Schwester Frau Josephine

Ronheide kam herein, ihren Gatten, den Kommerzienrat, im Gefolge. Die strenge Hagerkeit ihres blassen Gesichts war von einem verbindlichen Lächeln überschimmert. Mit weit ausgestreckten Händen ging sie auf Malene zu.

Seit sie vor einer Viertelstunde durch ihren Mann von der Anwesenheit des Fräuleins von Haldern erfahren hatte, wartete sie beleidigt, daß man sie benachrichtige. Sie langweilte sich immer mit gefaßter Vornehmheit durch die Herbstwochen auf Bottenborg und verzichtete doch niemals auf sie, weil es nach ihrer Ansicht zum Programm eines stilvollen Lebens gehörte, daß man eine Zeit auf den Gütern der Familie verbringe.

Sie wollte immerzu als Gast geehrt werden und nahm von jedem Besuch, der kam, ohne weiteres an, daß er sich aus Anlaß ihrer Anwesenheit einstelle. Und jeder Besuch war ihr eine angenehme Abwechslung, schon deshalb, weil sie sich dann zur Geltung bringen konnte. Sie hielt sich für das klügste und einsichtsvollste Mitglied der Familie Langemak, kritisierte ihren Bruder immer scharf und fand Alfred durchaus noch ihrer erzieherischen Abschliffe bedürftig.

„Liebes, gnädiges Fräulein!“ sagte sie voll Ausdruck, „verzeihen Sie nur, daß ich erst jetzt komme.

Man hatte unbegreiflicherweise versäumt, mich zu benachrichtigen."

Der Baron zwinkerte ein wenig mit dem rechten Auge, was er immer tat, wenn er nervös war oder ihn irgend etwas ärgerte.

„Fräulein von Haldern hat mich beehrt," sprach er trocken, „sie wünschte dies und jenes mit mir zu besprechen."

Frau Ronheide winkte voll ungeduldiger Majestät ihrem Mann, daß er ihr einen Sessel heranschiebe. Mit einer Art von leidender Duldermiene diente er ihr und nahm dann selbst Platz, abseits von der Gruppe, seinen Stuhl — in rascher, strategischer Uebersicht — so stellend, daß er Malenens schöne Silhouette mit dem Blick genießen konnte.

Frau Ronheide begann von oben herunter — denn sie sprach nicht nur körperlich immer aus einer gewissen Höhe:

„Nun, ich kann mir denken, daß Ihre Situation im Augenblick peinlich ist — aber mein Bruder ist ja leider zu zynisch und zu vorurteilslos, um Ihnen richtig zu raten."

„Wovon sprechen Sie, gnädige Frau?" fragte Malene mit heiß werdendem Gesicht. Sie wollte hochmütig fragen, aber aus Angst vor der Taktlosig-

keit, die sie voraus witterte, kam der Hochmut nicht recht heraus.

„Ich? Mein Gott, von dem, wovon alle Welt jetzt spricht. Von der unglaublichen Verlobung des Oberleutnants von Brohla. Ich kann mir denken, in welchem Zwiespalt Sie sind. Die Eltern wollen Sie nicht kränken durch jähen Abbruch der Beziehungen. Und in der Familie bleiben wollen Sie auch nicht."

„Wie genau Du über Fräulein von Halderns Seelenzustand unterrichtet bist," bemerkte ihr Bruder.

„Eine Frau versteht doch die andere," sagte sie mit einer Würde, die die Männer als gänzlich töricht aus solchen Dingen ausschied . . . „Es ist unfaßlich! Eine solche Person. Und dieser ehrenhafte, besonnene Mensch . . . das verstehe, wer kann . . ."

„Wir wissen ja gar nicht, ob es eine ‚Person' ist," sagte Langemak, und da es ihm immer eine erfreuliche kleine Abwechslung war, seine Schwester zu ärgern, fragte er: „Erklär' uns armen unwissenden Männern doch, was das ist . . . und was Du Dir darunter denkst: ‚Person'!"

„Jedenfalls ist sie reizend," warf der Kommerzienrat dazwischen, „jung, blühend, blond . . ."

Seine Frau streifte ihn mit einem Blick.

Malene saß wortlos und litt.

„Außerdem meine ich, daß sich das Ereignis vielleicht gerade aus dem Charakter Elards erklärt,“ sprach der Baron, mit einem ganz ungewohnten Ernst in der Stimme. „Im Herzen eines leichtfertigen oder nur impulsiven und veränderlichen Mannes wäre aus einer solchen Verliebtheit nicht das Pflichtgefühl erwachsen, das zur Heirat drängt. Zahllose Männer hätten in solchem Fall das Mädchen weinen lassen, selbst vielleicht mehr oder weniger gelitten, schließlich aber doch auf den Verstand gehört. Für Elard heißt es: Ich liebe, ich bin geliebt, also setze ich mein Leben daran! Und dann ist hier noch ein Moment: Ich entsinne mich aus seiner Knabenzeit, daß er eigensinnig veranlagt ist. Wenn bei einem eigensinnigen Menschen eine starke Leidenschaft erwacht, die Ehrkonflikte in sich birgt, kann man immer sicher sein, daß der entscheidende Entschluß sich gegen den Strom richtet.“ Er seufzte ein wenig und fügte noch hinzu:

„Ja, ja, die Verschlossenen und Besonnenen! Die sind, einmal erfaßt, schlimmer verloren als die Beweglichen.“

„Nun,“ sagte seine Schwester, vorweg voll Genugtuung über alle dunkeln Verhängnisse, die herein-

brechen mußten, „gut ausgehen kann ja die Geschichte nicht."

„Es ist die Geschichte von dem Augenblick im Paradiese," antwortete ihr der Baron. Er sah, die Hände auf den Armlehnen, von seinem Rollstuhl aus ins Unbestimmte. Ein merkwürdig tiefer, fast melancholischer Ausdruck war auf seinem stolzen Indianerhäuptlingsgesicht — es schien, als sähe er das Leben vor sich ausgebreitet mit all seinen wundervollen Wirrnissen und all seinen betäubend schönen Katastrophen — er, dem das Leben wie eine ferne Sage geworden war — er, der mit lebendigem, sprühendem Geist dasaß, jung und alt zugleich, abgetrennt von der Teilnahme am brausenden Gewoge der Leidenschaftserlebnisse — ein Zuschauer nur, der mit Würde die Miene des Unbeteiligten festhielt, und der heimlich litt, weil er seine meisterliche Lebenskenntnis nicht mehr in starken Handlungen erproben konnte — der sich vielleicht deutlich grausam erinnerte, daß er einst, als er jung noch mit Herzen und mit Umwelten kämpfte, diese Meisterlichkeit nicht immer besessen hatte . . .

„Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt!"

sagte er langsam. „Wenn es nicht ab und zu geschähe, daß ein Mensch von einer solchen todesver-

achtenden Liebessehnsucht erfaßt würde, müßte die Plattheit und Ordnung des bürgerlichen Lebens ja fürchterlich werden. Das Ungewöhnliche allein macht das Gewöhnliche erträglich. Eine Flachlandschaft durchwandert sich mutiger, wenn man fern geheimnisvolle Gipfel schimmern sieht. Wer möchte den Reiz rätselhafter Gefühlstragödien entbehren, über die nachzudenken, an denen herumzutasten schon allein Belebung ist für die, welche beklommen von fern hinsehen. Wenn man Elard und alle Umstände bedenkt: er liebte seinen Beruf und gibt ihn doch auf; er war stolz auf seinen alten Namen und seine gesellschaftliche Zugehörigkeit zur Schicht ersten Ranges und stürzt sich von dem Fundament herab in die Niederung; er konnte durch eine wohlhabende Heirat seine und seiner Eltern Zukunft sichern und bringt doch alles zum Zusammenbruch, weil er lieber arm und hungrig leben will mit dem Mädchen. Er ging vielleicht an vornehmen und edeln Frauenherzen vorüber — denn er ist ja sehr eigenartig anziehend, hat also gewiß manche Neigung erweckt — und wirft sich in die Arme eines Weibes aus einer ganz andern Umwelt. Er muß wohl nicht anders gekonnt haben. Da muß doch wohl jener dämonische Zwang gewesen sein, der bei ihm alle Hemmungen aufhob. Und das ist, mein' ich, im letzten Grunde doch eine

großartige Offenbarung. Es mögen verderbliche Kräfte sein — oft — vielleicht hier in unserm Fall besonders. Aber wer will es vorher sagen. Ich denke an Schopenhauer und an die geheimen Zwecke der Natur, die er wittert, wenn zwei Menschen so aufeinander zustreben . . . Ja, das sind tiefe Dinge. Aber Kraft ist darin. Man muß sich nur zwingen, sie nicht so sehr aus der Nähe zu betrachten — sich von dem zufälligen Beispiel zu entfernen suchen. — Wie wäre der Himmel leer, wenn nicht ab und zu ein Gewitter uns das große Schauspiel unberechenbarer Gewalten gäbe. Scheidet solche unerklärlichen Gewalten aus dem Leben der Menschen untereinander aus, und ihr könnt es nach mathematischen Regeln ordnen . . . Wäre dann noch Pulsschlag darin? Wo bliebe die Poesie des Leidens? Wo die heiße Spannung auf den Gang des Schicksals? Wo der Rausch großer Stunden? Wo das Jauchzen des Untergangs? Wo die seligen Triumphe der Sieger?"

Er schwieg, und es schien, als sei er von einer Ueberfülle der Erinnerungen, die durch seine Brust ziehen mochten, sehr bewegt. Es wirkte beinahe, als ob ihm, dem Alten, zur Entsagung Gezwungenen, eine tränen- und elendreiche Jugendtragödie ein beneidenswertes Los schien. Aber zugleich wußte man doch nicht recht, ob er nicht all dies sprach, weil in

solchen Sachen Pathos kleidsam ist und die höhere Stufe andeutet.

Da sagte seine Schwester mit ihrer verurteilenden, sehr weisen Stimme, die schickliches Recht behielt über die unschicklichen Zwischenfälle des Daseins:

„Das ist für Leute außerhalb der Gesellschaft. Der junge Brohla handelt ganz tadelnswert.“

Das Auge des Barons zuckte. Er bewegte etwas den Kopf — fast, als erwache er und besinne sich.

Ja, er hatte sich von der Langemakschen Linie entfernt gehabt.

Sein Blick traf Malenens auf ihn gerichtete Augen — sie waren feuchtglänzend, und es strahlte eine Bewegung daraus, die ihn berührte . . . Ihm schien: seine Worte hatten ihr Gemüt in Schwingung versetzt. Das schmeichelte ihm. Und diese kleine Eitelkeitsregung brachte ihn auf das angenehmste wieder in seine gewohnte Form zurück.

Er lächelte Malene an, indem er seiner Schwester antwortete:

„Für die Zuschauer wäre es ja viel weniger amüsant gewesen, wenn Brohla sich von Rücksichten auf Stammbaum oder Geldsack hätte leiten lassen — was ja übrigens auch nicht immer gut ausgeht — so wollen wir ihm dankbar sein, da Du durch Deine Entrüstung so vergnüglich unterhalten bist.“

Malene stand plötzlich auf. Sie hatte die Impertinenz des Barons wohl verstanden. Seine Schwester, bei der das Langemaksche Verlangen nach Besitz bis zur Habsucht ausgebildet sein sollte, hatte unter ihren Bewerbern den höchsten Steuerzahler gewählt — so sagte man. Und daß die Ehe eine unerfreuliche war, konnte man leicht sehen.

Sie mochte nicht Zeugin eines Geplänkels zwischen Bruder und Schwester werden. Die knochige, bleiche, bittere Frau war kleinlich und konnte nur klein antworten. Der Baron spießte sie auf. Es war Malene nie sehr angenehm, zuzuhören, wie die Frau Niederlagen erlitt, ohne sie als solche zu erkennen. Heute schien es ihr unmöglich. Was der kluge Mann gesagt hatte, der mit so viel Unbefangenheit und Temperament auf das Leben zurücksah, war ihr eine seelische Hilfe gewesen. — —

Es hob ihren Schmerz in die Höhen eines unabwendbaren Schicksals . . .

Der Baron Langemak hielt fast zärtlich ihre Hand fest und sah zu ihr auf.

„Also, es bleibt dabei — Sie holen das Urteil des Breitenburger Haldern ein.“

„Ja,“ sagte Malene.

Nun machten Ronheides viel unnütze Worte. Die Kommerzienrätin fand es unfaßlich, daß Malene zu

Fuß gekommen sei, und wollte, daß angespannt werde. Der Kommerzienrat hingegen bestritt seiner Frau das Recht, Malene um den Spaziergang durch den schönen Herbstmorgen bevormundend zu bringen, und erbot sich, sie zu begleiten. „Du wünschest ja doch immer, daß ich mir Bewegung mache." Aber Bewegung in Gesellschaft junger Damen durfte er sich natürlich nicht machen. Seine Frau war immer eifersüchtig: entweder konnte er den Hof machen, oder er konnte vergleichen, oder er konnte klagen.

Schließlich bat Malene mit höflicher Bestimmtheit, daß man sie über sich allein verfügen lassen möge; sie wünsche, still zu gehen, weil sie über Ernsthaftes nachzudenken habe.

Ihr war zumut, als seien ihr Kopf und Herz überfüllt.

Ja, dieser alte Mann! Der verstand es, einem zu helfen.

Malene dachte, daß es für den armen Rittmeister gewiß ein Glück gewesen wäre, wenn er Langemaks Freundschaft angenommen hätte, anstatt sich dieser ganzen Persönlichkeit in steter kriegerischer Gegnerschaft zu widersetzen.

Aber dies war eben eine von den grundlosen, merkwürdigen und doch unüberwindlich starken Antipathien gewesen, die man haben kann. Es gibt

ja Menschen, die einem widrig sind, ohne daß man überhaupt je ein Wort mit ihnen sprach. Und hier mochte die Antipathie vielleicht aus dem Schmerz des Erfolglosen in Nachbarschaft zum Erfolgreichen emporgekommen sein, aus den Untergründen des Wesens, da, wo auch beim Anständigen der Neid still gärt. . .

Und mit seinen starken Worten über Elards Liebeswahl hatte er das ganze Schicksal so fern und so hoch gestellt — es mehr hinweggeschoben aus der herzzerreißenden Nähe des eigensten Erlebens. Elard erschien ihr als das Opfer einer unberechenbaren Gewalt . . . ein Mensch, der um seine Selbstbestimmung gekommen war, durch eine Macht, gegen die es kein Aufbäumen gibt . . . Das Mädchen und ihre Art schien fast Nebensache dabei. Von einer dämonischen Laune des Zufalls ihm in den Weg geschoben.

Verhängnis . . .

Es milderte ihr die Qual des Verschmähtseins.

Als sie sich dem Bottenborger Buchenwald näherte, sah sie, daß Alfred Langemak auf dem schmalen Wegstreckchen zwischen Fahrstraße und Waldgrenze hin und her ging.

Er erwartet mich, dachte Malene gleich.

Und sie wurde rot, als er sich nun ihr zuwandte und mit dem Hut in der Hand sich über ihre Rechte beugte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ sagte er. „Seit jenem Tage nicht, wo Sie mir rieten, mir gegebenenfalls bei Ihrem Vater Rat zu holen für meine Freunde.“

„Als ich von Lurich bei meiner Rückkehr aus der Kirche — Sie wissen, Vater hält darauf, ein alter Heide, wie er ist, daß Bottenborg jeden Sonntag beim lieben Gott durch einen Langemak repräsentiert wird — Lurich sagte, Sie seien bei Vater. Ich hatte Sie schon viel früher bei uns erwartet.“

Malene zuckte die Achseln.

Er blieb einfach neben ihr. Es schien, daß er sein offenkundiges Auflauern für eine Begründung genug nahm, sie zu begleiten.

Sie traten in den farbenbunten Wald. Seine stillfeuchte Luft war durchsonnt, und sie stand wie feinster, bläulicher Hauch in der Perspektive des Weges.

„Was hat Vater Ihnen geraten? Vielmehr, was meint er, daß der Rittmeister tun soll?“

„Brohla? Kann jemand noch handeln, der ganz und gar gebunden ist? Ihr Vater meint, ich soll Wernsdorf kaufen. Das milderte ja in der Tat den

alten Leuten den schweren Schlag. Es ist ein Gedanke, der mich auch schon reizt. Ihr Vater hat einen gewissen Einfluß auf mich . . . Er ist der klügste Mann, den ich kenne."

„Ach . . .," sagte Alfred nur. In seinem ebenmäßigen, immer sorgfältig beherrschten Gesicht veränderte sich kein Zug. Er sah vor sich hin. Vielleicht um den überraschten Ausdruck, den etwa seine Augen haben könnten, zu verbergen.

Ganz sein Vater! Er, der seit Jahren dasaß und wartete, daß Brohla kommen und sagen müsse: Baron, es ist soweit . . . Aber nicht zum erstenmal sah er seinen Vater kurz vor dem Ziel scheinbar von Plänen abstehen — scheinbar! Denn in der Tat stellte sich immer nachher heraus, daß er nur in letzter Stunde einen andern Weg einschlug, weil der zuerst verfolgte der Welt krumm oder zu hart gepflastert erscheinen konnte. Alfred sagte sich: Ahnte sein Vater? Spürte er, daß Malene seine Schwiegertochter werden sollte? Wahrscheinlich. Alfred kam plötzlich zur Erkenntnis, daß er allen vom Vater häufig angeknüpften Gesprächen über Malene allzu ängstlich ausgewichen war . . . Weil er ja alles schweigend reifen lassen wollte . . . Weil er ja wußte, was seinem Vater verborgen war, daß Malene einen andern liebte.

Das Lob seines Vaters beglückte ihn nun.

„Ja, Vater ist sehr klug. Man fühlt auch immer solche Fülle des Wissens — das lagert wie Reserven in seinem Geist. Mit seinen Kenntnissen reguliert er seine Beobachtungen, und mit seinen Beobachtungen prüft er die Zuverlässigkeit der Kenntnisse nach. So recht aus impulsivem Herzen, so landläufig ‚gut' ist er ja nicht — nicht, was man so im allgemeinen unter dem Ausdruck ‚gut' versteht — er ist oft nur aus Klugheit gut, weil es dumm wäre, häßlich zu handeln."

„Vielleicht die sicherste Art von Güte," sagte Malene.

„Durch den Rat, den Vater Ihnen gab, bewies er auch, daß er Ihr Wesen erkannt hat."

„Wie sollte er das? So oft hat er mich ja nicht gesprochen."

„Aber er ist ein scharfer Menschenkenner. Ganz gewiß hat er erraten, was ich seit zwei Jahren immer beobachtete."

Malene schwieg ein wenig ängstlich. Sie ging nicht unbefangen neben ihm her — sie ahnte, daß sie ihm nicht gleichgültig sei. Sie fürchtete auch, daß er es ihr andeuten könne . . .

„Ich habe gesehen, daß Sie es nicht ertragen, pflichtenlos zu sein. Sie, die Sie keine Pflichten

haben, geben Ihrem Tag genau eingeteilten Inhalt, um sich Ausgefülltheit vorzutäuschen. Sie üben Klavier, als wollten Sie Pianistin werden, so emsig und gewissenhaft und immer um dieselbe Zeit. Sie treiben Literatur und Sprachen in vorbestimmten und innegehaltenen Stunden. Sie gehen spazieren, als hinge an der Pünktlichkeit des Ausganges Ihr Heil. Ich habe das alles seit zwei Jahren bemerken müssen. Zu Anfang dachte ich, eine Neigung zur Pedanterie sei vorhanden. Nun weiß ich längst, Sie sind eine von den Naturen, die zu vielseitigen Aufgaben berufen sind und unbewußt dringlich auf solche warten, im Warten aber nicht haltlos werden wollen."

„Ja," sagte Malene, beinahe freudig überrascht, wie man ist, wenn man Verständnisvolles über sich selbst hört, „ja, so kann es wohl um mich bestellt sein. Darum schlug auch Ihres Vaters Rat so bei mir ein. In einem Besitz, der viel Arbeit und Nachdenken fordert, um wieder hochgebracht zu werden, fände ich ja Aufgaben . . ."

„Diese sind klein," antwortete er, „sind wie ein Vorspiel nur. Sie sollten heiraten. Einen Mann, der Ihnen durch seinen großen Besitz vielfältige Pflichten zubringt, der Sie versteht und Ihr Leben

reich macht und nützlich — reich durch seine Ergebenheit, nützlich durch gemeinsames Wirken."

Er sagte es, immer vor sich hinsehend, mit so vollkommener Ruhe, daß Malene das Gefühl haben mußte, er spräche nicht von sich, nicht für sich.

Und gerade das überraschte sie so sehr, daß sie sich nicht bewachte. Eine plötzliche Weichheit kam über sie. Der bitterliche Schmerz wallte in ihr auf. Für sie gab es kein Glück . . .

„Ich werde nicht heiraten," sagte sie leise.

„Sie werden es doch," sagte er ganz sanft und bestimmt.

„Zum Heiraten gehört Liebe."

„Nicht zum Heiraten — nicht zum Entschluß. Dazu braucht man wohl nur das Zutrauen, die Hoffnung, daß die Liebe später erwachen wird. Wenn sich zwei Menschen in herzlicher Achtung die Hände reichen, so meine ich, wenn nur sonst alles stimmt — das Finanzielle, das Gesellschaftliche und besonders das Aesthetische — ja, so mein' ich, sollte die solide, warme, glückbringende Zuneigung allmählich entstehen. Ob man das nun Liebe nennen will oder gesteigerte Freundschaft . . . wozu nach Namen suchen. Ein solcher Zustand müßte ein gutes Fundament für ein Leben zu zweien sein. Können Sie sich das wohl denken?"

„Nein,“ sagte Malene, „ach nein . . .“

Weil du nicht weißt, dachte er, was für Macht ein Mann hat, der es schwor, ein Weib selbst gegen ihren Willen sich zu erobern.

Er liebte Malene mit einer zähen, heißen, stillen Leidenschaft. Und er war ein Langemak. Das hieß: ein geduldiger Kämpfer sein, starkes Temperament klug immer so zügeln, daß es treibende Kraft, aber kein zerstörender Vulkan wurde. Und sich an jedem Widerstand den Willen zum Sieg schärfen . . . Ja, vielleicht war ihm in allen Dingen des Lebens die Schwierigkeit der Hauptreiz.

Und er sprach weiter, immer mit jener überlegenen Ruhe, die es ganz auszuscheiden schien, daß er von sich spreche.

„Es ist merkwürdig, daß selbst intelligente Frauen meist in Gefahr sind, ihr Leben von Gefühlsmomenten, anstatt von ethischen Einsichten bestimmen zu lassen. Wir Männer haben viel mehr sittliches Bewußtsein von der Verantwortung, die unsere Befähigung uns auferlegt. Wir würden nie sagen: Ich will nun mein ganzes Leben lang nicht wirken, niemand nützlich sein, keine Saat auswerfen und keine Ernten halten, nur, weil ich kein rechtes Liebesglück gefunden habe. Und das ist doch der eigentliche und umfassende Sinn in Ihrem Vorsatz,

nicht zu heiraten. Sie, die Sie vorbestimmt sind, eine Hausfrau großen Stils zu werden, Sie wollen eine überflüssige alte Jungfer werden! Geschmackvoller dekoriert und im Geistigen weiter gespannt würde Ihr Leben ja sein als zum Beispiel das von Fräulein Adeline von Brohla. Aber im Grunde wäre es doch das gleiche . . ."

Er schwieg. Und er dachte ironisch und doch voll von starker, niedergehaltener Erregung:

Ein Vortrag — anstatt eine Werbung.

Er wußte gut: sein Augenblick war da. Nur mußte dieser Augenblick mit kaltblütigem Verstand richtig benutzt werden. Im Grunde genommen wirbt es sich leicht um ein Weib, dessen Herz blutet, weil der Geliebte vorbeiging, ohne seine Liebe zu bemerken. Aus dem Jammer des Verschmähtseins heraus greift eine Frau rasch nach der Hand, die sie auf einen Thron ziehen will — das beruhigt ihren Stolz . . . Aber hier handelte es sich um ein sehr hochgeartetes Weib. Man mußte ihr zeigen, was sie ihrem eigenen Wesen schuldig war . . . Sie durfte nicht aus Stolz oder Trotz, sondern nur aus einem Pflichtgefühl gegen sich selbst zu ihm kommen . . .

Wenn sie nur erst mein ist, dachte er.

Er hatte so viele und so banale Erfolge bei Frauen gehabt. Bis zur Taktlosigkeit waren ihm

Väter, Mütter und heiratsbedürftige Mädchen entgegengekommen.

Er ahnte einen Reiz voll unübersehbarer, verheißender, köstlicher Mühen darin, um die Liebe einer Frau werben zu müssen, vielleicht lange und schwer unter ständiger Anspannung seines ganzen Wesens — einer Frau, die seinen Namen trüge und ihm nicht entrinnen könne . . .

Und er war auch immer der zarten Mythe von Eros und Anteros eingedenk: Liebe erzwingt Gegenliebe . . .

Malene hatte alles mit Herzklopfen angehört.

Was für kluge Männer sie waren, Vater und Sohn.

Eine köstliche Würze für das Leben: Klugheit! Immer zusammen eine hohe Warte besteigen können und von da aus über Menschen und Dinge den Ueberblick gewinnen.

Und wie sich seine Worte mit dem Inhalt von Tante Linens Geständnissen und Jammerreden deckten . . . Sie hatte neulich so heiß ihre Treue beklagt und ihr unnütz verronnenes, steriles Altjungferndasein . . .

Ein Leben ohne Früchte . . . Wenn man in sich alle Kräfte fühlt, in bewegter blühender Tätigkeit zu stehen . . . Ja, hartes Los.

Vielleicht war es unsittlich, es mit freiem Willen zu wählen?

Kräfte brachliegen lassen, ist unsittlich — mindestens schwächlich.

Vielleicht handelte sie würdiger, wenn sie ihr Herz fest in beide Hände nahm — ihre Leiden begrub und sich auch ohne Liebe dem Leben anbot: Hier bin ich, laß mich dir dienen nach meinem besten Willen . . .

Ihr kam ins Gedächtnis, was der alte Mann vom Augenblick im Paradies gesagt hatte . . .

Wenn sie ihr Schicksal gerade entgegengesetzt formte?

Wenn sie die Kraft gewann, nicht mehr zu weinen, weil sie um einen Rausch besinnungslosen Glücks gekommen war . . . wenn sie ein maßvolleres Glück zu finden suchte, indem sie sich ein Dasein voll Nutzen und Segen aufbaute?

Ach, dachte Malene, könnte man sich so bezwingen, daß man das Vernünftige zu tun vermöchte . . . könnte man . . .

Und fühlte doch: Nein, ich kann nicht — noch nicht . . .

Plötzlich wunderte sie sich, warum der Mann neben ihr so lange schwieg . . . Und es kam ihr zum Bewußtsein, daß er ganz ruhevoll wie ein guter

Freund gesprochen hatte, der nicht von fern daran denkt, an der Ausgestaltung ihres Lebens den Anteil des Gatten zu erstreben . . .

Darüber wurde sie ganz bestürzt. Sie hatte in leiser Unruhe eine Werbung befürchtet oder doch das Vorspiel einer solchen. Und nun schwieg er völlig. Das fiel ihr auf. Hatte sie sich getäuscht? Dachte er überhaupt gar nicht mit Hoffnungen an sie? Welche Erleichterung. Und doch auch: welche leise, verborgene Demütigung in dieser Erleichterung.

Sie war beschämt wie über eine eitle Einbildung.

Sie wollte ein Gespäch anfangen. Aber es schien, als gäbe es keinen Gegenstand, über den man unbefangen hätte sprechen können.

Von der Nähe dieses schweigenden Mannes ging etwas Aufreizendes aus.

Wenn sie nur gewußt hätte, ob dies Schweigen sehr inhaltsvoll oder ganz gleichgültig sei.

Sie wünschte auch heiß zu wissen, was er von Elards Verlobung denke. Darüber hatte er nicht ein Wort gesagt.

Sie konnte nicht davon anfangen. — Wie auffallend war es aber, daß er nicht davon sprach.

Will er mich schonen? dachte Malene, dann weiß er, daß ich Elard liebe . . .

Ihre heimliche Erregung wurde immer größer. Der Wald war voll von Gold und Schweigen. Nun sah man die Mündung des Weges. Und da, wo er aus dem bunten Dickicht ins Feld hinauslief, war ein kleiner Ausblick, ein bescheidenes Stückchen Landschaft: ein in sanfter Welle ansteigendes Stoppelfeld mit einem niedrigstämmigen, sehr breitwipfeligen Apfelbaum und dahinter weiter Himmel, blau mit friedvoll weißem Gewölk, das zu stehen schien.

Malene dachte, daß sie sich nun von ihm verabschieden müsse. Die alten Brohlas konnten im Garten sein oder an einem der Fenster nach hinten heraus. Von dort übersah man eine Strecke des Weges über das Stoppelfeld. Der Rittmeister war so überreizt. Vielleicht ärgerte es ihn, wenn er sie mit einem Langemak sah.

Sie stand still. Sie sah in einem wunderlichen Gemisch von Ratlosigkeit und Spannung Alfred an. Er stand ihr gegenüber und schien mit großer Aufmerksamkeit die Arbeit seiner Stockspitze zu beobachten, die er, mit ruhiger, lenkender Hand am Griff, sorgsam feuchte Herbstblätter zusammenschieben ließ. Es sah aus, als solle sich da unten auf der braunen Erde zu seinen Füßen ein kunstvoll geordneter platter Kranz bilden.

Sie dachte wieder, wie schon oft, daß sein Gesicht ein wenig zu regelmäßig sei, so sehr, daß es fast kalt wirkte. Sie bekam ein bestimmtes Gefühl davon, daß er aus irgendeiner Berechnung heraus schweige.

Wenn ich nur wüßte, was er denkt! Mit diesem Wunsch in ihren Gedanken sah sie ihn an.

Und da hob er ganz plötzlich die Lider und begegnete ihrem Blick. —

Sie wurde betroffen von dem Glanz und der Energie in diesen braunen Augen.

Und fast zugleich schon sagte er, als sei alles, was sie vorher gesprochen und nun seit langen Minuten beide schweigend bedacht hatten, ausführliche Vorbereitung gewesen:

„Malene, werden Sie mich heiraten?"

„O Gott . . .," brachte sie heraus. Sie war benommen wie vor Schreck über die erstaunliche Einfachheit dieser Frage — über die unfaßliche Plötzlichkeit — ganz und gar verwirrt war sie.

Ihr Gesicht wurde heiß.

„Wenn ich um Sie werbe? Ich tue es heute noch nicht. Sie sollen sich besinnen. Um Ihretwillen: kein rasches Nein! Um meinetwillen: kein schnell entschlossenes Ja! Aus voller tiefer Ueberzeugung sollen Sie begreifen: neben mir finden Sie ein Leben voll reicher Aufgaben und in breiten Formen."

Er sagte nicht: ich liebe Sie!

Er wußte wohl, das wäre ein zerstörerisches Bekenntnis gewesen in diesem Augenblick.

Sie öffnete den Mund zum Nein — Nein — Nein — —

Sie hob schon abwehrend die Hand.

Er ergriff diese Hand — ganz ohne Pathos war er, nur voll herzlicher Verbindlichkeit, eigentlich mehr höflich als warm. Und der Glanz und die Energie schienen auch in seinem Blicke erloschen. Er hielt die Lider gesenkt.

„Denken Sie nur an sich," sagte er, „gar nicht an mich und meine Hoffnungen, und wie stark mein Glaube ist, daß wir gemeinsam ein Leben voll schöner Wirksamkeit und herzlicher Harmonie haben würden. Nein, denken Sie nur darüber nach — einige Wochen — ja Monate, wenn Sie wollen — nur darüber, ob Sie glauben, sich neben mir ein Dasein voll wichtigen Inhalts versprechen zu können. Und dann entscheiden Sie."

Malene quälte sich. Sie glaubte, ihm sagen zu müssen: ich liebe einen andern.

Aber er sprach ja nicht von Herzensangelegenheiten — er sprach nur von verständigen und freundschaftlichen Entschlüssen . . .

Mußte sie ein Geständnis aufdrängen? Wußte er wohl, wie es um sie stand? . . . Wenn er es wußte, fand er es vielleicht geschmackvoller, es bliebe für immer unausgesprochen . . .

Das entspräche seiner Art. Malene fühlte es deutlich. Ihr war, als erriete sie ihn plötzlich.

Wie das schonend war, wie stolz, wie — bequem.

Sie wußte: meinen Wunden täte er nicht weh . . .

Sie drückte seine Hand — ganz unwillkürlich — aus einer Empfindung der Dankbarkeit und des Zutrauens heraus.

„Ich warte!" sprach er und küßte ihre Hand.

Dann trat er von ihr zurück, und nach einer ehrerbietigen Verbeugung, die vielleicht ein wenig zu feierlich war und der Natürlichkeit entbehrte, schritt er davon.

Malene stand in der Wegmündung zwischen den zwei halbkahlen Haselbüschen, in denen wie Scheiben von Goldstoff der Rest weicher Blätter hing. Hinter ihr war als grüne, von gelben und braunen Farben geströmte Wand der Wald.

Und sie tat etwas Wunderliches. Mit ihrer Schirmspitze schob sie nun an den Blättern auf dem Erdboden herum, aus denen Alfred vorhin einen platten Kranz hatte formen wollen . . .

Sie dachte nicht deutlich: ich werde ihn heiraten.

Sie horchte mit ihrem Verstand seinen Worten nach . . . Und gab ihnen recht . . .

Ihr Gesicht bekam einen harten Ausdruck. Ein unbestimmter Trotz wallte in ihr auf — vielleicht gegen das Schicksal, vielleicht gegen Elard . . .

Nun ging sie mit förmlicher Entschlossenheit nach Hause. Im Schreiten sah sie über das Gelände hinaus:

Wird es bald das meine sein? Der Gedanke war nicht so einfach . . .

Malene kam noch eben rechtzeitig zum Essen; vielleicht hatte man schon ein wenig gewartet und ließ es sie nicht merken. Sie sagte nicht, daß sie auf Bottenborg gewesen sei.

Man aß sehr schweigsam, wie immer jetzt, wo die Sorge offenkundig mit am Tisch saß. Wo der alte Mann nicht mehr mit erkünstelter Forschheit seine Unruhe zu verstecken brauchte.

Sonntags nach Tisch gönnte sich der Rittmeister eine Partagas. Malene schenkte ihm Weihnachten und zum Geburtstag immer Importen. Aber er sparte damit herum, als müsse er mit diesen Kistchen für den Rest seines Lebens langen.

Dann wurde er immer behaglich, fast ein wenig weich, und war geneigt, zu hoffen, daß doch noch mal

bessere Tage kommen könnten. Und heute war Elard nicht da. Man brauchte nicht jedes Wort zu bewachen, ob sich auch etwa ein Vorwurf daraus erhorchen ließe. Menschen, die befangen sind, haben so spitze Ohren . . . und Elard war ja jetzt immer unfrei.

Und nun saß man unnötig lange um den Tisch — die Frauen aus Güte für den Mann, damit er so recht von der Zigarre sein festliches Nachtischgefühl habe und auskostete — die Sonne schien in die hofwärts gerichteten Fenster und warf die Schatten der Gardinen als feingemusterte Dunkelheiten auf den bestrahlten Estrich.

Und weil ein so gemütlicher Friede im Zimmer war, weil die Sonne schien und die Zigarre so famos schmeckte, glaubte der Rittmeister plötzlich an seine „Hoffnung". Es war nur eine Mißgeburt von Hoffnung — gar keine richtig lebensfähige. Aber wer konnte wissen, ob nicht doch . . . Er hatte heimlich an seinen Vetter, den Generalmajor z. D. von Brohla geschrieben, der eine wohlhabende Frau besaß. Wenn der ihm nur eine Handvoll Kapital anvertraute! Ganz felsenfest glaubte er, daß er Wernsdorf dann doch noch hoch bekäme. — Das war ja gar nicht auszudenken, daß man aus dieser Gemütlichkeit heraus sollte . . . Fünfundzwanzig Jahre

fast hatte er hier sein Brot mit Sorgen gegessen, und vielleicht gerade deshalb liebte er die Stätte — eine Unsumme von sich immer neu erzeugenden Hoffnungen war an sie gebunden gewesen. Hoffnungen und Kummer! Ja, die kitten den Menschen an eine Scholle. Reiche, glückliche Jugend wandert leichter.

„Wenn nur diese unselige Heirat nicht wäre," sagte er ergriffen, „alles könnte sonst noch gut werden."

Die Mutter streichelte ihm sacht die Hand. Sie sah: er hatte einen milden Moment! Wie gönnte sie der geängstigten und bedrückten Seele das Aufatmen.

Wie soll ich nur davon anfangen, dachte Malene.

„Onkel Brohla," sagte sie, „haben Sie noch nie daran gedacht, sich ein ruhiges Alter zu gönnen und Wernsdorf zu verkaufen — nun, da Ihr Sohn es ja gewiß nicht übernehmen wird — man sah wohl, seine zukünftige Frau schien keine Vorliebe für das Landle . . ."

Die Worte stockten ihr. So blitzten die hellen Augen sie an. Auf dem Gesicht des Rittmeisters stand schon ein Wetter geschrieben.

Er zügelte sich kaum.

„Wer sagt, daß ich verkaufen will?" fragte er zornbebend, „Langemak? Langemak?" Bei der Wiederholung schrie er den Namen fast heraus.

Malene legte fest und vorweg beruhigend ihre Hand auf Tante Linens Arm, denn das alte Fräulein richtete sich schon, zwischen Trotz und Schuldbewußtsein, zur Verteidigung auf.

„Ich kenne die Lage," erklärte Malene ruhig. „Schelten Sie nicht mit Ihrer Schwester, ich bin ihr dankbar, daß sie mir alles sagte."

„Daß die Frauen das Schwatzen nicht lassen können." Er lachte verächtlich zu seiner Schwester hinüber.

„Nun," sagte er beinahe grob, „dann wissen Sie ja auch, daß hier über kurz und lang ein Langemakscher Verwalter einzieht . . . Wenn nicht mein Vetter . . . Aber der muß helfen, er wird, er kann ja gar nicht anders."

Es gibt doch noch Anstandspflichten in der Familie, dachte er, man steht doch füreinander ein.

„Ach, der Generalmajor!" meinte die Mutter schwach. Wo in aller Welt lag gerade für den ein moralischer Zwang vor, hier zu helfen?

Sie war traurig, daß Malene den milden Moment gestört hatte. Wie unbegreiflich — gerade von Malene.

„Nein, Onkel Brohla, ich denke nicht, daß hier ein Langemakscher Verwalter einziehen wird. Ich

denke, es findet sich jemand anders, Wernsdorf zu übernehmen und Langemak auszuzahlen . . ."

„Wer sollte wohl . . ."

An solche Möglichkeit hatte er nie gedacht. Es stand so fest bei ihm: Langemak wollte Wernsdorf haben; das umschloß: Langemak will meinen Ruin. Das gab dem Lauf der Dinge etwas Fatalistisches, schob auf irgendeine unklare Weise beinahe dem Baron die Schuld zu . . .

Wenn nun ein fremder Käufer käme?! Dann konnte man nicht mehr gegen das Phantom „Langemak" toben.

Mit einem Male schien es, als sei es noch schimpflicher, wenn ganz wildfremde Menschen in diesem Sonnenschein und in diesen Stuben hausen würden.

„Aber wer sollte wohl die Courage zu Wernsdorf fassen?"

„Ich vielleicht," sagte Malene.

Die Mutter machte große Augen. Und nahm all ihre vielgeprüfte Kraft zusammen — denn ein Aufschluchzen wollte ihr kommen . . . Das durfte nicht — ihr Mann geriet außer sich, wenn sie weinte.

Er hielt die geschlossenen Fäuste schwer auf der Tischplatte.

Er starrte Malene an.

Die Gedanken rasten durch seinen Kopf. Und es waren sehr grausame dabei . . .

Das war Großmut — Almosen im Riesenhaften. Das ging nicht — Wernsdorf taugte ja nichts — in diesem Moment mußte er die furchtbare Wahrheit, die immer uneingestandene, doch herausschreien: es taugt ja nichts! Wenn er, er! er!! mit all seinem Fleiß und all seinen Versuchen — Gott wußte, alles war versucht worden! — wenn er da nichts geworden war, wurde keiner was! Das hatte nur für einen wenig Belang, für Langemak, der arrondieren wollte aus Protzeneitelkeit. Aber für Malene hatte es Belang, die durfte nicht etwa den fünften Teil ihres Vermögens in eine sterile Scholle stecken . . . Plötzlich gab er es zu: ja, sie war steril.

All diese Gedanken brodelten heraus, die Worte polterten durcheinander.

Malene hörte zu und wußte ja, was der Baron Langemak gesagt hatte: es liegt nicht an Wernsdorf, es liegt am Bewirtschaften. Aber das natürlich durfte sie nicht sagen. Das wäre kein Trost gewesen, sondern ein Giftpfeil. Wenn der Rittmeister das je begriffe, daß es an ihm gelegen hatte . . . das mochte man nicht ausdenken.

„Lieber Onkel Brohla,“ sagte sie ganz ruhig, „ich denke nicht an eine törichte Großmutshandlung. Ich liebe Wernsdorf. Das habe ich schon bewiesen, indem ich mich bei Euch einmietete. Ich möchte es als Heimat haben. Das ist es. Aber meinen Onkel Eduard Haldern, Sie wissen, den Breitenburger, den will ich bitten, es zu besehen, ganz unparteiisch. Von ihm will ich mich beraten lassen.“

Die Aufregung des Mannes verbrodelte ganz plötzlich, sank in sich zusammen . . . Er war verwirrt. Er hätte Wernsdorf nicht schlecht machen sollen. Es loben, wäre aber unanständig — Gott, er wußte nicht mehr, was er sprechen, was er verschweigen sollte.

Außerdem — es war noch nicht gewiß. Wenn nun dieser Eduard Haldern abriet?! Möchte er doch zuraten, zuraten.

Davon mußte man — so oder so — auf diese Art aber schien es nicht so schimpflich —es sah nicht so bankerott aus.

Und Malene würde sie nicht jagen . . . O, wenn doch der Berater zuriet.

Die Mutter hing an Malenens Hals. Sie dachte das gleiche.

Tante Line saß still. Erst hatte sie sich erleichtert gefühlt, weil der Bruder zu keinem Donnerwetter gegen sie gekommen war.

Nun sah sie wohl: in dem Tumult kam sie nicht zu Wort. Aber sie machte wenigstens ein verdienstvolles Gesicht.

Am ersten Dezember heiratete Clard, und damit hob eine Zeit an, die ihn die vorhergegangenen beiden Monate zunächst völlig vergessen ließ.

Sie waren nicht leicht gewesen. Er mußte die Geliebte ihrem Beruf nachgehen lassen, und es war ihm unerträglich, sie auf der Bühne zu sehen. Sie trat zuweilen in ganz winzigen Rollen im Lustspiel auf, als anmeldendes oder abstäubendes Mädchen; als Dame in Gesellschaftsakten; erschien kostümiert in hohen Dramen in einem Hofstaat; statistierte in der großen Oper und half Ballszenen in Operetten Anmut und Munterkeit verleihen. Wenn die Gäste des Landgrafen in die Wartburg zogen, sah man Hansi als Knaben in braunseidenen Trikots mit einem pastellblauen, pelzumrandeten Samtwams,

der voll niedlicher Scheu neben einem methusalemisch weißlockigen Alten, ihn stützend, einherschritt, und der Elisabeth mit einer drolligen Geste die Hand küßte. Dieser Edelknabe mit seinem Urgroßvater gab eine kleine malerische Gruppe ab und wurde immer bemerkt. Clard hörte einmal neben sich sagen: Guck, was für 'n reizender Käfer — was für entzückende Beine . . .

Er saß wie von Stein. Fest schloß er den trotzigen Mund.

Hansi behauptete, daß man sie hinter den Kulissen fabelhaft respektvoll behandle, weil sie doch die Braut eines Offiziers sei, der ihretwegen den Abschied nahm. Ja, das wirkte ernsthaft! Da traute man sich keine Dreistigkeit gegen sie.

Nach der Vorstellung wartete er auf sie an der Tür zum Bühneneingang. Da stand er zwischen Verehrern dieser und jener Chordame, zwischen Theatermüttern, die ihre Töchter abholen wollten, zwischen aufgeregten jüngeren und sehr jungen weiblichen Wesen, die auf einen von ihnen angeschwärmten Sänger warteten, um ihm ein Veilchensträußchen zuzustecken oder ihm mit sonstigen Versuchen, einen Blick zu erhaschen, lästig zu fallen.

Es war unerträglich.

Der Hamburger Herbst kam mit klebrigen, gelbgrauen Nebeln und mit monotonen Regenfällen, die fein und leise und endlos die Fahrdämme spiegelnd und die Bürgersteige begossen machten. Im Düster der Straßen standen die Laternen als strahlenlose Lichtflecke.

In solchen Wetterstimmungen bekam dies Warten inmitten einer recht gemischten Gruppe von Menschen geradezu etwas Unwürdiges. Die einen und andern kannten ihn auch, wußten allmählich, wer er war, und er mußte sich oft mit einem plumpen Scherzwort anreden lassen. Vielleicht war es meist gut gemeint — aber es berührte ihn peinlich.

Dann kam Hansi. Die großen Blauaugen lachten und bettelten, und das Blondhaar bauschte sich unter dem Matrosenhütchen heraus; das dunkelblaue Kleid, das sie immer trug, ließ die Trikotbeine oder den goldgestickten Schleppenpomp vergessen. Es war wieder seine Hansi . . .

Eng aneinandergedrückt gingen sie dann unter einem Schirm. Irgendwo aßen sie ein Butterbrot oder ein Paar Würstchen mit Kraut und tranken jeder ein „kleines Helles“ und waren ineinander versunken mit heißen Blicken und dringlichen Flüsterworten — wie ein Bursche aus dem Volk mit seinem Schatz. Elard brachte seine Braut dann noch bis an

ihre Haustür, und es gab jedesmal einen langen, brünstigen Abschied im Torbogen. Sie zählten die Tage, die sie noch von jenem trennten, der ihnen das Recht gab, zusammenzubleiben . . .

Elard war sehr beschäftigt in dieser Zeit. — Er saß lange Stunden und lernte aus kaufmännischen Büchern allerlei; er drang in die Geheimnisse der doppelten Buchführung ein, frischte sein Englisch auf, begann Holländisch zu lernen im Hinblick auf die Notwendigkeit, in dieser Sprache geschäftlich korrespondieren zu können. Er arbeitete morgens und abends immer so lange, bis in seinen betäubten Kopf nichts mehr hineinging.

Vermöge der natürlichen Anlage zur Ordnung, die in seinem Wesen war, fand er diese Materien nicht schwer, entdeckte vielmehr eine gewisse rechnerische Begabung neu in sich. — Dank dieser seiner Eigenschaften hatte er ja auch als Offizier mit schmaler Zulage immer so solide sein Budget zu balancieren verstanden.

Nur das lange Sitzen — der Mangel an Luft . . . Das bekam ihm nicht — sein Körper war an Bewegung im Freien gewöhnt.

Aber es galt ja den schönsten Zielen!

Am ersten November trat er dann seine Stellung in der Sunda-Kompagnie an.

Als Offizier wußte er, daß Gehorchenkönnen die Vorbedingung zum späteren Befehlenkönnen ist. Es wurde ihm kaum schwer, in dem ersten Buchhalter, dem Prokuristen und dem Direktor Vorgesetzte anzuerkennen. Er bestrebte sich, seinem verschlossenen Wesen Zwang anzutun, damit nur keiner der Herren denke, er ertrage die neuen Lebensbedingungen mühsam.

Die Räume, in denen die Kompagnie ihre Geschäfte abwickelte, waren hell, fast zu geräumig und ganz modern ausgestattet. Der Betrieb schien noch spärlich. Elard hatte manchmal den Eindruck von mehr Mühlsteinen als Korn, von mehr Bereitschaft als Anforderungen. Aber es war ja auch noch eine junge Gesellschaft, und er konnte sich weder richtigen Ueberblick noch Urteil zutrauen auf diesem ihm ganz neuen Gebiet. Der Direktor schien sehr freudig und der Entwicklung der Geschäfte sicher zu sein. Elard hörte vom Buchhalter einmal stattliche Summen und Namen als Kommanditisten der Sunda-Kompagnie nennen. Sie besaß vorderhand vier Dampfer, die nach Borneo, Lambock und Sumatra fuhren, Frachtdampfer, mit Einrichtung für Passagiere. Man wollte viel billiger fahren als die großen eingeführten Linien und ganz direkt. Man hoffte sehr, Tabak als Fracht zu erhalten, den

holländischen Reedereien diesen kostbaren Frachtartikel wegzuschnappen. Im Maße des Gelingens dieser Pläne konnte sich dann die Sunda-Kompagnie mit ihren Unternehmungen ausbreiten.

Wirklich, alle Chancen waren gegeben, hier rasch vorwärts zu kommen. Elard staunte manchmal sein Glück an. Er wußte doch, wie lange und wie oft ganz vergebens sich verabschiedete Offiziere nach einer Tätigkeit umsehen. Die Ueberwindung, die es ihn zuerst gekostet hatte, an eine Kontorstellung zu denken, war längst vergessen.

Ja, er fing an, sich für dieses Stück Kulturwelt, in das er hineinsah, wenn auch erst mit kurzsichtigen Augen, sehr zu interessieren. Er fühlte sich ein wenig vom Atem des Weltverkehrs angeweht — hörte den Ozean brausen, und die ferne, bunte Fremde kam ganz nahe an ihn heran.

Wenn er Hansi davon erzählte, hörte sie artig zu. Es war ihr im Grunde ganz egal, wovon ihr Schatz zu ihr sprach, ob vom Dalai-Lama oder von der Notwendigkeit, seinen Regenschirm reparieren zu lassen; sie sah ihn an und war verliebt.

Aber natürlich, daß er da vorwärts kommen konnte und würde, das war fein . . .

Damals kam auch für Elard die bittere Stunde, wo er Hansi von dem bevorstehenden Zusammen-

bruch seines Vaterhauses zu sprechen hatte. Er hielt es für seine Pflicht. Hansi mußte wissen, daß sie tatsächlich einen ganz armen Mann heirate, der von zu Hause nichts zu erwarten, sondern vielmehr noch die Sohnestreue zu erfüllen habe, seine alten Eltern mit zu ernähren; die Notwendigkeit dazu konnte schon Neujahr, bestenfalls mußte sie gegen Ostern eintreten. Er kam in die Unfreiheit, die das „Aufschieben" bringt. Da er immerfort eine „günstige" Stunde für seine Eröffnung abwarten wollte, kam keine, und er mußte eine ungünstige wählen.

Es war die, wo Hansi von der Hochzeit sprach. Sie dachte, man werde sie auf Wernsdorf feiern. Eigentlich fand sie es gar nicht schön dort. Sie graulte sich schon im voraus ein bißchen, wenn man später die Eltern dort werde besuchen müssen. Aber Mieze Köhn äußerte einmal:

„Ihr werdet doch wohl auf dem Gut Hochzeit machen? So mit Dorfkindern, die Blumen streuen, und Glockenläuten und Tannengirlanden um die Kirchtür?"

Denn Mieze Köhn war etwas romantisch.

Seitdem hatte sich Hansi in diese Vorstellung hineingelebt und sah sich mit weißer Seidenschleppe schreiten, während Bauersleute staunend Spalier standen.

Und da sagte Elard ihr, daß man auf Wernsdorf keine Feste feiern könnte, nicht einmal das stille und ernste ihrer Verbindung.

Sie saßen zusammen an einem Biertisch, um sie waren behagliches Raunen, schlendernde Unruhe, blaue Lagen Zigarrendampfes und von fern her vibrierende Blechmusik, zuweilen sah man durch die Rauchschwaden die roten Aufschläge und goldenen Tressen am erhobenen zuckenden Arm des Dirigenten.

Elard drückte Hansi unter dem Tisch leidenschaftlich die Hand. Seine Offenbarungen waren ihm furchtbar. Ihn überfiel plötzlich die Angst, daß Hansi, entmutigt von so viel Lasten, sagen würde:

Dann müssen wir aufeinander verzichten.

Oder wenigstens:

Dann wollen wir noch warten.

Nein, er konnte nicht warten — er ertrug es nicht, das Weib, das sein Weib werden sollte, in braunseidenen Trikots zur Schau gestellt zu sehen . . . er verging, wenn er sie immer wieder auf der Bühne mit nackten Schultern am Arm eines „Kavaliers" walzen oder intime Gesellschaftsfröhlichkeit markieren sehen mußte . . .

Und am Schluß seiner Darstellungen betonte er nochmals, daß seine Stellung, die ja zunächst nur

höchst bescheidene Auskömmlichkeit bedeute, sich rasch verbessern könne und werde, daß er auch trachten wolle, sich noch für die Abendstunden Nebenverdienste zu suchen. Es gäbe da allerlei: Uebersetzungen aus dem Englischen, Buchführen für kleine Handwerker; vielleicht — man mußte sehen — suchen — fragen. —

Hansi schwieg sehr lange. Sie tat keine von den gefürchteten Aeußerungen.

Sie war schwer enttäuscht! Also daher dieser pauvere Zuschnitt in allem auf Wernsdorf!

Sie dachte aber doch flink allerlei ganz wichtige Sachen: Die Eltern kämen ohne Schulden und Bankerott davon, wenn Wernsdorf verkauft würde, wozu Aussicht sein sollte. Hm — dann behielten sie auch all die schönen Silbersachen und Bestecke? Natürlich. Und auch all die andern alten Möbel, davon das eine und andere Stück Hansi doch begehrenswert erschienen war. Wenn man nun in der Stadt zusammenzog, kam einem das ja alles mit zustatten. Das war immerhin etwas.

Hansi rechnete auch. Elards Einnahme und Pension und dazu des Vaters Pension — für vier Personen? Knapp. Aber für Hansis Vorstellungen noch keine harte Dürftigkeit. Ihre Ansprüche an das bürgerliche Leben waren minimal. Sie dachte sich

eigentlich nicht viel mehr davon, als wie die Köhns es hatten — Sorge war ja immer, wenn man nur nie in direkte Not kam. Das war schon viel. Aber dicht neben dieser Anspruchslosigkeit für Heim und Alltag stand der Traum von einem prachtvollen Auftreten nach außen, von zukünftigen Brillanten, von Chiffonkleidern und Straßenkostümen, vom ersten Herrenschneider gemacht. Aber sie wußte auch ganz vernünftig: so etwas konnte nicht sofort kommen.

Aber später kam es gewiß, wenn Elard in der Sunda-Kompagnie aufrückte und es vielleicht mal zum Direktor brachte, wobei ihr vorschwebte, daß er es zu einer Art Stellung wie Ballin bringen werde. Von seinen Fähigkeiten hatte sie natürlich keine Idee. Aber sie dachte im allgemeinen und naiv: Er ist so 'n lieber Kerl und so schön und dann von so altem Adel . . . Es konnte ihm nicht fehlen . . .

Die Schwiegereltern in der gleichen Wohnung? Hm . . . Aber . . . Ein erleuchtender Blitz fuhr durch Hansi hin: die Mutter konnte den Hausstand besorgen, und sie, Hansi, sie konnte zum Theater zurück . . . was dazu verdienen, was doch immerhin angenehm sein würde . . . Und dabeibleiben — dabeibleiben!

Sie wußte schon im voraus gar nicht, wie sie die Trennung ertragen sollte.

Ein Chorist, der mal mit ihren Eltern zusammen ein paar Jahre in Breslau am Theater gewesen war und sie von daher kannte, sie dort oft im rosa Gazeflitterröckchen im „Weihnachtsmärchen" gesehen hatte und immer riesig väterlich nett mit ihr war, sagte schon vor einigen Tagen:

„Na, kleines Weseken, wie Du dat fern vons Theater aushalten willst, is mir ooch schleierhaft."

Da waren ihr Tränen in die Augen geschossen.

Elard bewachte Hansis Gesicht. Es war ordentlich streng vom Nachdenken. Das sah entzückend aus — humoristisch — es war, als ob Cupido den Atlas zu tragen bekommen habe. Und nun endlich lächelte Hansi. Sie sah Elard an. Sehr zärtlich, sehr zuversichtlich.

Sie dachte an Mieze Köhn: „Man bloß nich den Männern allens gleich auf die Nase binden . . . ich sag' Dir, es kommt oft weniger auf die Sache an, die man will, als auf den Moment, wo Du sie anbringst . . ."

„Aber, mein Schatz," sagte sie, „daß auf Wernsdorf nicht alles stimmte, hab' ich mir gleich gedacht, als wir da waren. Leute, die es anders haben könnten, würden doch nicht so simpel leben. Ja, das ist ja nun nicht so einfach. Aber dies ist allemal gewiß: für Deine alten Eltern mußt Du sorgen. Das

ist Pflicht. Na, wir kriechen zusammen. Es wird schon gehen. Mit Deiner Mutter vertrag' ich mich gewiß. Sie ist so gut. Ich mag sie wohl leiden. Ja, das kann ich ehrlich sagen. Du hast Deine Stellung. Du wirst fix vorwärts kommen. Und übrigens wollen wir denken: Kommt Zeit, kommt Rat . . . Wir lieben uns — das ist die Hauptsache."

Er war berauscht von Glückseligkeit. Wieviel Klugheit — wieviel Anspruchslosigkeit — wieviel Liebe . . .

Man war in einem Bierhause, und er konnte Hansi nicht in seine Arme reißen . . .

Das konnte er nachher auch auf der Straße nicht, denn es goß in endlosen Strömen ohne Pause durch die Nacht! Und an den Geschäftshäusern um das Bassin der Binnenalster herum flammten noch die elektrischen Inschriften auf und erloschen — von Gespensterhänden hoch oben in die schwarze Luft hingeschrieben und wieder weggewischt, in stetem Wechsel. Auf dem Fahrdamm hoben die Räder der Droschken Tropfenbänder im Rollen auf und spritzten sie von ihren Reifen. Die Menschen stießen einander mit ihren Regenschirmen, und es war ein ungemütliches Gehen. Man war so wie verloren in dieser Welt, die auch der Nacht noch von ihrem rastlosen Geschäftsleben stumm und leuchtend erzählte.

Elard bemerkte nicht, daß von diesem Abend an Hansis Ton sich ein ganz klein wenig veränderte. Man hätte sagen können: er klang weniger fern, war ein bißchen dreister und sicherer . . . Als seien sie sich, noch außerhalb der heißen Liebe, die sie verband, enger gerückt. Es war mehr Gleichheit da.

Vielleicht war Hansi selbst sich dessen nicht ganz klar bewußt. Aber es war eine Art von Empfindung in ihr: Herrgott. Elard hat ja auch gar nichts; alle beide haben wir nichts; aber meine Eltern fallen uns wenigstens nicht zur Last. Das hob nun irgendwie unbestimmte Unterscheidungen auf, die für Hansi bestanden hatten.

Da also eine Hochzeit mit Glockengeläut und ehrfürchtigen dörflichen Untertanen nicht sein konnte, schlugen Hansis Vorstellungen ganz jäh vom Stilvollen zum Billigsten und Praktischen um.

Sie meinte, man ließe sich ganz einfach standesamtlich trauen, und wenn sie recht unterrichtet sei, gäbe es da immer zwei Männer, die gegen ein kleines Entgelt als Zeugen dienten. Denn wenn man Herrn Köhn und etwa Robikow vom Floratheater als Zeugen bäte, müsse man sie nachher zum Essen einladen. Das sei eine unnötige Ausgabe. Nach dem Standesamt wollten dann sie beide, als junges Paar, in einem guten Restaurant essen. Ganz

sein! An so einem Tag sich was zu gönnen, das konnte man verantworten . . .

Dieses Programm tat Elard sehr weh. — Er mußte immerfort an seine Mutter denken . . . Ihm war, als sähen ihre Augen ihn an, während Hansi so praktisch sprach . . .

Bezahlte Trauzeugen — oder die Herren Köhn und Robikow. — —

Sein Vater — sein armer alter Vater sollte ihm an diesem Tage nicht fehlen . . . Mit einem Blick, mit einem Händedruck sollte er ihm doch den Segen und die Liebe seiner Familie geben.

Bescheiden, ganz bescheiden konnte alles sein — aber doch nicht ohne Würde . . .

Es war der heiligste Tag seines Lebens . . .

Und welche Opfer waren gebracht worden, damit er ihn erleben könne . . . Welche Opfer . . .

Elard dachte auch an seine Kameraden von einst. Er war ihnen, als er mit ihnen lebte, nie recht nahe gewesen — scheinbar wenigstens . . . Das wußte er wohl. Seine Eigenbrödelei war ihm wohl etwas verdacht worden. Aber den einen oder andern hatte er doch liebgehabt — in einer gewissen verschwiegenen Scheu . . . er konnte es nun einmal nicht zeigen, wenn er jemand gut war . . . Diese Schwere hatte Hansi gelöst, und nur ihr gegenüber blieb sie

gelöst . . . Jetzt sehnte er sich manchmal danach, einmal noch, einmal noch im Kameradenkreis zu sitzen . . . Wie ein leiser Schauer flog manchmal eine Empfindung durch ihn hin, als sei er ganz vereinsamt . . .

Aber bei der Arbeit und bei Hansi vergaß er es völlig.

Einmal kam er in die Lage, zweien von den Herren seines früheren Regiments begegnen zu müssen — unwillkürlich wich er ihnen aus und trat vorher in ein Geschäftshaus ein . . . Im Theater sah er sie von fern — unten, in der ersten Reihe des Parketts, da wo er auch früher gesessen hatte . . . nun saß er auf dem Freiplatz Hansis im dritten Rang und rührte sich nicht fort von da.

Er dachte, später, wenn er erst in sehr guten Einkommensverhältnissen sei, dann wolle er von seinem Recht, bei besonderen Anlässen Uniform zu tragen, Gebrauch machen und sich an Kaisers Geburtstag und bei den Zusammenkünften der aktiven Herren mit den z.-D.-Herren und den Reserveoffizieren zeigen . . . Später . . .

Ob er wohl Erlinghaus bitten konnte, ihm Trauzeuge zu sein? Erlinghaus war Langemaksche Verwandtschaft, durch Alfreds Mutter; er hatte zu-

weilen Urlaubstage auf Bottenborg verbracht, wenn Elard sich gleichzeitig auf Wernsdorf befand. Das hatte im äußerlichen etwas nähere Beziehungen zwischen Elards Heimatswelt und Erlinghaus hergestellt.

Wenn Erlinghaus ihm als Zeuge diente, konnte sein Vater der Hansis sein. Sie käme sonst ganz gewiß mit Herrn Köhn an oder mit Robikow vom Floratheater. Wie sollte sie anders.

Nein, das ging seines Vaters wegen nicht . . . Die Furcht vor dem schrillen Mißakkord, den das gäbe, half Elard seinen Stolz überwinden . . . Er empfand es ja als Demütigung, Erlinghaus bitten zu müssen . . . Er stellte sich die Gespräche vor, die beim Essen im Kasino um den Tisch gehen würden — — ernst, teilnahmvoll, verurteilend. — — Denn Erlinghaus würde ja davon erzählen.

Er schrieb an Erlinghaus und bat ihn, am ersten Dezember morgens elfeinhalb Uhr sein Trauzeuge zu sein, sowohl bei der standesamtlichen Verbindung als auch bei der nachfolgenden Einsegnung in der Sakristei der Michaeliskirche. Er fügte gleich hinzu, daß sich ein weiteres Zusammensein an diese Zeremonien nicht anschließen werde, weil sein alter Vater alsbald abreise.

Schon am nächsten Mittag fand Elard in seiner Wohnung Erlinghausens Karte vor. Seine Wirtin, eine vielbeschäftigte Handwerkersfrau, tauchte aus dem dichten Dunst ihrer großen Waschküche auf, gab ihm mit der von Seife und heißem Wasser weichen und rötlichen Hand die Visitenkarte und bestellte: „Der Leutnant hat gesagt, er würde schreiben."

Der Leutnant! Also Erlinghaus war in Uniform gewesen. Und so pünktlich, so postwendend gekommen. Vielleicht um ein „Nein" zu bringen — aber ein „Nein" ist milder, wenn es sehr aufmerksam und rasch kommt.

Indessen schrieb Erlinghaus: ja! Und er schrieb es mit einer guten, festen Stimme — diese geschriebenen Worte hatten Stimme:

„Hochverehrter Herr von Brohla! Einem einstigen lieben Kameraden einen Dienst erweisen zu können, ist mir eine Freude. Ich wollte Ihnen das mündlich sagen, traf Sie aber leider nicht zu Hause. Wollen Sie glauben, daß wir, Ihre alten Kameraden, von den allerherzlichsten Wünschen für eine glückliche Gestaltung Ihrer Zukunft erfüllt sind. Indem ich Sie bitte, mich Fräulein Braut respektvollst zu empfehlen, begrüße ich Sie als der Ihrige

Erlinghaus."

Diese Zeilen taten Elard unbeschreiblich wohl.

Auch Hansi war zufrieden. Sie kannte ja Erlinghaus vom Floragarten her; und schließlich gefiel es ihr auch mehr, in der Garderobe zu erzählen: „Der Rittmeister von Brohla und der Oberleutnant von Erlinghaus werden Trauzeugen sein," als wenn sie hätte sagen müssen: „Herr Köhn und Robikow von der Flora sind Zeugen."

Denn in der Garderobe wurde natürlich über alles gesprochen. Beim gemeinsamen An- und Auskleiden machte es sich von selbst; es würde ja wohl lächerlich gewesen sein, geheimnisvoll mit seinen Angelegenheiten zu tun, vor Kolleginnen.

In der Garderobe erzählte Hansi auch, daß sie erst nur zwei möblierte Zimmer nähmen, weil gleich nach Neujahr die ganze Einrichtung vom Gut käme, die aus mehr Möbeln und Sachen bestehe, als man sie in der Stadt auf einer Etage überhaupt brauchen könne.

Und Elard bekam auch das Urteil der Garderobe ausgerichtet. Bald hörte er: In der Garderobe finden sie es sehr vernünftig, daß ich mich im Straßenkostüm und Hut trauen lasse. Oder: In der Garderobe fragen sie, ob wir nicht ein paar Tage verreisen. Und: In der Garderobe war die Rede davon, ob man nicht in der Kirche bei der Trauung

zusehen dürfe. — In der Garderobe sagen alle, daß wir erst mal möbliert wohnen, sei riesig praktisch.

Elard dachte: Es hört ja bald auf . . . Dann habe ich Hansi für mich, und alle diese Fäden zerreißen, die sie an eine Umwelt binden, in der niemand sein Leben für sich zu haben scheint . . .

Die Wohnung, die sie gefunden und mit monatlicher Kündigungsfrist gemietet hatten, wirkte sehr verheißungsvoll. Sie lag am Kuhberg, einer kurzen, einseitig bebauten Straßenstrecke hinter den Anlagen des Bismarckdenkmals, und das Vorderzimmer, drei Treppen hoch, gab Aussicht auf das nun kahle Gebäum und Gebüsch und die ansteigenden Rasenhänge. Wenn man das Gesicht schräg und eng an die rechte Seite des rechten Fensters drückte, konnte man sogar das graue, granitene Riesenhaupt sehen. Das Zimmer war mit alten grünen Plüschmöbeln und einem Nußbaumteeschrank ausgestattet. Das Schlafzimmer, nach hinten und ein wenig düster, besaß ein Mobiliar, das aus allen möglichen, nicht miteinander harmonierenden Holzarten zusammengestellt war.

Die Miete konnte als verhältnismäßig billig angesehen werden; das kam, das Haus sollte im Frühling abgerissen werden, denn es war alt und schmal; durch das Bismarckdenkmal hatte sich die Gegend

verbessert, ein Unternehmer wollte auf dem Platz von drei alten Häusern eine riesengroße Miets- und Geschäftskaserne bauen. So konnten nur noch Mieter auf kurze Fristen aufgenommen werden, was auf den Preis drückte.

Ein winziges bißchen Hausrat mußte angeschafft werden. Man konnte nicht selbst Küche führen. Aber das Morgen- und Abendbrot wollte man doch in der Wohnung zubereiten, auch lag es den Mietern ob, sie selbst in Ordnung zu halten. Elards Kisten, die noch bei seiner früheren Wirtin standen, enthielten allerlei Zweckdienliches. Ein wenig Silber wollte die Mutter schicken — mit dem Vater, wenn er zur Trauung käme.

Hansi freute sich auf alles dieses, als solle sie eine Prunkvilla mit fürstlicher Einrichtung beziehen. Für sie bedeutete es ja auch einen großen Schritt vorwärts, bequemeren und hübscheren Lebensumständen zu. Ihr kam der Gedanke nicht, daß dies im Grunde gar keine eigene Häuslichkeit bedeute, mit der Poesie des Eigentums und der abgeschlossenen Stille.

Ganz im Gegenteil erkundigte sie sich mit Eifer nach den sonstigen Mietern. Diese waren: ein Flötist, der im Orchester eines der großen Vergnügungslokale von Sankt Pauli wirkte, und der ein Hinterzimmer bewohnte; ferner eine Volksschul-

lehrerin, die mit ihrer Schwester zusammen das andere Vorderzimmer innehatte; diese Schwester war Schreibmaschinenfräulein in einem großen Kontor — es sollten sehr ordentliche, fleißige Damen sein.

Gut gelegen war die Wohnung auch, nicht weit vom Bureau der Sunda-Kompagnie, die sich an den „Zweiten Vorsetzen" befand, mit dem Getriebe des Hafens unmittelbar vor sich. Und bis zur Marienstraße zu Frau Köhns Wohnung konnte man in einer Viertelstunde kommen.

Während all dieser Vorbereitungen und Gespräche kam Elard zuweilen der Gedanke: Warte! Warte, bis du etwas erspart hast — bis die Einnahmen steigen — bis du es wagen kannst, ein kleines, wirklich eigenes Heim zu schaffen — ein paar leere Stübchen — nach eigenem Geschmack möbliert — nur eine Etagentür zwischen dem eigenen Leben und der Welt als Scheidewand — es wäre doch schon viel gewesen, wieviel! Poesie wäre es gewesen . . .

Warten? Und Hansi beim Theater lassen?

Unausdenkbar!

Und die Eltern? Die vielleicht in zwei, drei Monaten heimatlos und brotlos kamen und eine neue Daseinsform finden mußten?

Elard verstand auch, was er früher nie begriffen hatte, warum arme Menschen es wagen, eine Familie zu begründen.

Das Zusammenrücken macht alles wohlfeiler. —

Und so kam der erste Dezember heran. Am Spätnachmittag tags zuvor holte Elard seinen Vater ab. Im kalten Licht, mit dem die riesigen Bogenlampen den Bahnhof füllten, stand er und wartete. Und als er hinter dem Glase des langsam fahrenden, braunen Dritteklassewagens das schmale, schlohweiße Haupt sah, wurde er bleich vor Aufregung.

Die Männer umarmten sich, fest und lange und stumm.

Es war Elard, als habe er seinen Vater noch niemals so liebgehabt . . .

Und dann gingen sie zusammen über die windige, kalte Straße, die kahl schien, weil Frost ohne Schnee und Wind ohne Staub in ihr war; es sah aus, als frören die Mauern.

Hochaufgerichtet ging der hagere Mann, und er war in einen alten, ach so uralten Winterpaletot geknöpft . . .

Und dennoch: ein unerbittlicher und unzerstörbarer Stolz war um ihn . . . Er ragte, wie Würde ragt, auch noch in der Niederung des Lebens . . .

In einem Hotel in der Nähe des Sternschanzenbahnhofs fand der Rittmeister ein Zimmerchen für die eine Nacht, die er bleiben wollte. Es war kalt darin zum Erschauern. Und unter der Decke brannte grell die elektrische Birne.

Mit hastigen Bewegungen, ganz verlegen, packte er sogleich seinen Handkoffer aus. Da war das Silber: die Bestecke kamen vom Großvater mütterlicherseits her — das Rahmkännchen wiederum war Brohlasches Erbstück — das Wappen war schon recht verwaschen — und hier war auch noch der alte goldene Streulöffel vom Großonkel Haldern — die Mutter hatte daran gedacht, daß Elard diesen Streulöffel immer bewunderte, sie selbst besaß doch noch den silbernen, der zu den Obstbestecken gehörte . . . In dem Etui war das Hochzeitsgeschenk von Malene — sie habe wohl gedacht, irgendeine Aufmerksamkeit müsse ja sein — der Eltern wegen — wegen ihrer nahen Stellung zum Hause — es würden wohl goldene Salzfässer sein. — Und in dem sorgsam gefalteten Paket in Seidenpapier mit dem lila Band wäre gewiß die Teedecke, die Mutter gestickt habe — in dem andern aber, mit dem rosa Band, die sechs Servietten dazu, Handarbeit von Tante Line — er wisse doch, wie Frauen seien: wenn sie nur die Finger rühren können für einen lieben Menschen,

beruhigt es ihr Gemüt. Schließlich habe die Mutter noch in ihrem bißchen Schmuck herumgesucht und sich von der Brosche mit den Perlen und Türkisen getrennt, die sollte nun Hansi haben . . .

Das waren die Hochzeitsgeschenke. Andere konnten sie nicht geben. Er sagte es nicht geradezu, der alte Mann, aber aus seinen Mienen — seinen abgebrochenen Reden sprach eine Art von Schuldbewußtsein — als sei gerade ihre Armut eine Schuld — als denke vielleicht der Sohn in eben diesem Augenblick, warum man sein bißchen Erbe verwirtschaftet habe . . .

Das Wesen des Vaters erschütterte Elard tief — beschämte ihn unbestimmt und drückend. — Er wandte sein Gesicht weg, um seine nassen Augen zu verbergen.

Und auf einmal fiel er seinem Vater um den Hals.

„Verzeih mir," flüsterte er — so gehaucht, so kaum vernehmbar, daß der Vater es eigentlich nur erriet.

Er hielt den Sohn still gefaßt ein Weilchen an sich — sah mit trüben Blicken bohrend die Wand an.

Ja, dachte er, wenn ich nicht all die Jahre meine Autorität in Heftigkeit verblufft hätte, wär' am Ende

noch genug davon vorhanden gewesen, als es darauf ankam, Elard von diesem Schritt abzuraten.

Aber hatte sich denn schon jemals ein Mann von so etwas abhalten lassen?

Das waren elementare Sachen. Man mußte sie hinnehmen wie Blitzschlag, der das Haus über dem Kopf entzündet . . .

„Es wird alles gut werden," sagte Elard, indem er sich wieder faßte.

„Gott wolle es!" sprach sein Vater feierlich.

Dann fragte er nach Hansi und wo und auf welche Weise man den Abend zusammen verbringen werde. Und Elard mußte sagen, daß Hansis Verhältnis zum Theater mit dem heutigen Tag ende. Man habe ganz kulant darein gewilligt, sie zu entlassen, und gerade deshalb hätte sie den allerletzten Abend keine Verlegenheit hervorrufen wollen, indem sie sich losbäte. Elard brachte es unfrei vor, denn er wußte, daß Hansis Ausscheiden keinerlei Lücke im Getriebe eines großen Kunstinstitutes bedeuten konnte; er ahnte auch, daß sie auf eine kleine Abschiedsfeier in der Garderobe rechnete.

Der Vater murmelte etwas von „Pflichttreue", das man für Lob nehmen konnte.

Im Grunde war es ihm sehr recht, mit Elard allein unten im Restaurant des Hotels sein Steak

mit Bratkartoffeln zu essen und sich dabei über die schwebenden Fragen auszusprechen.

Ja, Wernsdorf würde also verkauft werden! An Langemak? Ih bewahre, das war ja das einzigste, was einem diesen furchtbaren Lebensabschnitt ein wenig erträglicher machte: Langemak hatte das Nachsehen . . .

Aber es schien Elard beinahe, als ob nun, da dieser ständige Zorn auf Langemak, da diese stete Spannung gegenstandlos geworden war, ein Teil von seines Vaters Temperament erloschen sei — sein Wesen schien gleichsam zusammengefallen — da blies keine Erregung mehr die Segel stramm . . . Wie es den Sohn ergriff . . .

Und dann hörte er es: Malene wollte Wernsdorf kaufen . . .

Elard wurde rot. Er schwieg vollkommen.

Aber er brauchte auch nichts zu sagen. Sein Vater hatte so viel zu erzählen. Er brachte fast alles monoton, ergeben vor; nur ab und an flackerte die alte Lebhaftigkeit auf. Ja, Malene liebte Wernsdorf, das hatte sie auch schon seit Jahr und Tag bewiesen, indem sie sich dort einmietete. Und sie mochte sich nicht von da vertreiben und es in fremde Hände kommen lassen. Ihr Onkel Eduard Haldern war dagewesen, ein etwas breitspuriger und unfehlbarer

Herr, dem man bei jedem Schritt, Lächeln und Wort anmerke, daß er von sich wisse, er sei eine Leuchte. Und er habe alles verkehrt gefunden auf Wernsdorf und gesagt, auf die sumpfigen Wiesen müßten Weidenanpflanzungen kommen, und unter der großen Koppel hinterm Garten, wo der alte Apfelbaum mit dem eingeschnittenen Herzen stehe, da müsse man nach Kies graben, und die vierzig Morgen hinter dem Erlenbusch wären sehr lukrativ für Blumenkohl und Schnabelerbsen zu verwerten, der Hamburger Markt nehme gerade feine Erbsensorten in unendlichen Mengen auf. Auch die kleine Geflügelzucht könne zu einem ganz großen Betrieb erweitert werden, auch da käme Hamburg als abnehmender Platz in Betracht, es sei doch schließlich ziemlich nahe, für diese Artikel sogar bequem nahe.

Als ob er es nicht mit den Weidenanpflanzungen versucht habe! Als ob nicht schon mehrfach nach Kies gegraben sei, ohne daß man das vermutete Lager fand! Als ob bei der Gemüsegärtnerei im großen was herauskommen könne, sobald man teure Leute dazu anstellen müsse.

Ja, er kam sich beinahe vor wie ein Betrüger und Almosenempfänger, wenn er das Gut an Malene so hoch verkaufte. Sie wolle Langemak, Lübbers und Tante Line ausbezahlen. Aufgelassen sollte Werns-

dorf erst zum ersten April werden, tatsächlich aber übernähme Malene schon vom ersten Januar ab alle Pflichten. Sie hatte es so gewünscht.

„Sie sagt, es sei ihr noch bequemer, da sie nach Neujahr noch eine große Reise machen oder einige Monate in Berlin leben wolle. Aber das sagt sie nur so. Das merken wir wohl. Sie tut so wegen Mutter," schloß er seinen Bericht, „Du weißt ja, was sie von Mutter hält. Auf diese Weise können wir doch mit einer Art Gefühl von Recht bis Ende März in Wernsdorf bleiben. So mitten im Winter wär's ja auch . . ." Er räusperte sich. Und fuhr dann etwas lebhafter fort. „Malene will später bauen. Sie beschäftigt sich sehr mit Plänen. Du weißt ja: sie muß was tun. So in den Tag hineinleben, das ist ihr schrecklich. In den Neubau kommen auch Fremdenzimmer für uns. Wir sollen immer im Sommer ein paar Wochen dort sein. Ob man das wird über sich gewinnen können — Gott weiß — Gast sein, wo man Hausherr war — mit ansehen müssen, wie alles verkehrt angefaßt wird — wie Geld über Geld 'reingesteckt wird, und wenn man dann denkt: mit dem Viertel davon hätte man selbst Wernsdorf zu hoher Blüte gebracht . . . na, das muß die Zeit entscheiden, ob man die Gemütsruhe aufbringt . . . Jedenfalls, mein Junge . . . wir

fallen Dir nicht sofort zur Last . . . Du kannst Dich erst ein kleines Vierteljahr in Deinen neuen Lebensumständen zurechtfinden . . . Und nun erzähl mal von Deiner Sunda-Kompagnie. Arbeit und Stellung da sind Dir nicht zuwider? Weißt Du, wenn Du da erst fester sitzt — ich mein', Dich unentbehrlich gemacht hast — dann sieh zu, daß ich vielleicht mit 'nem ganz kleinen Posten da auch ankomme . . . ich bin noch ganz frisch . . . ich kann noch viel leisten . . . ja woll . . . ganz frisch." Und er sah mit erloschenen Augen den Sohn an, und die Hand, die jetzt das Bierglas hob, zitterte vor Nervosität . . .

Früh ging er dann schlafen. Elard mußte noch Hansi abholen.

Sein Gemüt war ihm schwer — schwer. —

Durch die Straßen pfiff der Wind, und an der Tür zum Bühneneingang war das Häuflein der Wartenden spärlich. Die Mäntel blähten sich, und die Hüte mußten festgehalten werden, das Laternenlicht zuckte.

Dann kamen einzeln und in Gruppen die Mitwirkenden heraus, fröhlich belebt oder vermummt, müde und gelangweilt.

Schließlich auch Hansi, in einem ganzen Schwarm von Kolleginnen. Sie hatte Pakete im Arm und strahlte. Mit Küssen und tausend Glückwünschen

trennte sie sich, das Wort „Dank“ schwirrte immer wieder über das Gezwitscher und Gelächter hin.

Mit freudig heißem Gesicht tanzte sie dann fast neben Elard her. Heute half es ihm nichts, heute mußte er mit in die Wohnung kommen: Köhns wollten aufbleiben. Hansis Eltern hatten ihr zwanzig Mark zur Hochzeit geschickt. Dafür hatte Mieze Köhn eine Gans und zwei Flaschen Wein gekauft, und was noch sonst dazu gehörte, spendierten Köhns.

So fand Elard sich denn bei Köhns im Wohnzimmer, wo der Glasschrank mit den Haararbeiten und Friseurartikeln der Frau stand, an einem sehr nett gedeckten Tisch, mit einem großen Strauß künstlicher Blumen, die zum Teil schon auf Sommerhüten von Frau Mieze ihre Laufbahn begonnen hatten. Der Gänsebraten, wohl geraten, duftete stark. Herr Köhn war fabelhaft witzig, und Hansi lachte sich halb tot.

Frau Köhn, die elegante Figur im gutsitzenden, schwarzen Kleid äußerst vornehm haltend, höchst modern frisiert, unterhielt emsig Elard. Sie hatte braune, kluge Augen und eine längliche Nase, sehr lange volle Wangen, die in der Nähe der Mundwinkel am dicksten waren, so daß es immer aussah, als habe sie Bonbons im Munde.

Die Geschenke wurden besehen. Von den Kolleginnen waren ein paar Scherzsachen da: ein Storch als Attrappe, mit Schokolade gefüllt, ein Pantoffel von Goldpappe voll Pralinees. Aber auch einige Holzlöffel, mit rosa Band als Bukett zusammengebunden, einige Blechsachen und andere Küchengegenstände, denen Zettel mit scherzhaften Knittelversen angehängt waren, und allerlei Tand aus einem Fünfzig-Pfennig-Bazar.

Hansi war von allen Sachen begeistert.

Dann packte Elard aus, und die alten Silbersachen wurden mit einer gewissen ehrfürchtigen Stille begrüßt. Und Hansi dachte ganz ernsthaft und respektvoll: so was kann man auch mal versetzen, wenn mal knappe Zeiten sind . . .

Später, im Korridor, in dem es nach nun kaltgewordenem Gänsefett roch, und dessen Enge ein winziges Petroleumlämpchen erhellte, hing Hansi leidenschaftlich bewegt in Elards Armen. Sie war vom Wein, von den Erlebnissen des Abends, von den Geschenken ein bißchen wie beschwipst — in einer reizenden Art. Und nun erst, beim Abschied unter vier Augen, gab er ihr die Brosche seiner Mutter.

„Trage sie morgen,“ bat er innig.

Hansis Freude war aber etwas unsicher. Türkisen und Perlen — lauter kleine Steinchen und Perlchen eng beisammen, wie eine Art stilisierte Blume gefaßt — ganz schrecklich altmodisch . . .

Ob man das wohl tragen konnte? Na, morgen natürlich — so gewissermaßen als Familienschmuck — vielleicht konnte man die Steine später anders fassen lassen . . .

Sie dankte beinahe verlegen.

Elard dachte: Hansi sei ganz benommen von gerührten und respektvollen Gedanken an seine Mutter. In tiefer Bewegung umarmte er sie . . .

Am andern Morgen trieb der Wind spitzige Schneeatome vor sich her.

Sie aber saßen heiß und stumm vor Glück im Wagen und fuhren zum Standesamt und von da zur Trauung.

Erlinghaus war da, voll ernster, herzlicher Höflichkeit, in Zivil — Elard fiel es doch auf — aber wie hätte er in Uniform kommen können . . .

Und der Vater stand hoch und hager und tief erregt hinter dem Paar . . . Sein weißer Schnurrbart zückte manchmal, und in seinen hellen Augen war kein blitzendes Leben mehr . . .

Er dachte immerfort an seine Frau . . . und ihm war, als habe er sich im Namen ihrer heiligen Würde hier zu behaupten . . .

Und dann waren sie bald allein, Hansi und Elard.

Die Stadt lag kalt und düster unter dem grauen, schwerhängenden Gewölk. Sie war durchpeitscht von scharfen Winden, und über die verzweigten Hafenarme der Elbe grollte der hohle Warnschrei der Sirenen und jammerte das Heulen der Dampfpfeifen. Die schmutzigschwarzen, von ockerfarbenen Tönen geströmten Wogen brachen sich schäumend an den Bollwerken. Den eiligen kurzen Atem aus ihrer Maschinenbrust stoßend, liefen hundert und aber hundert kleine Dampfer dem Verkehr nach, gleich riesigen, schmutzigen Enten schwammen sie durch die unwilligen Fluten. Aus allen Schornsteinen auf den beweglichen Planken kochten Rauchfahnen herauf, wurden vom Wind zerrissen und wischten dunkle und graue Töne über das Bild, vor dem schon ein feiner Schleier hing, den das dünne Schneetreiben wob. Und dahinter ragten als ganz zarte Silhouetten der Wald der Masten und die Formen der Schiffsleiber auf.

Am Ufer hob sich ein granitenes Riesenhaupt voll gewaltiger Majestät und sah mit steinernem Ernst

über das alles hinaus . . . Von Raben unter dem Gewölk umkreist.

Und ganz nah dieser Welt voll großflutender, wuchtiger Bewegung und doch fern, fern von ihr, wie auf einem andern Stern, warfen sich zwei junge Menschen dem Glück entgegen . . . Lachend das Weib . . . voll unbestimmter, seltsamer Traurigkeit, die seine Leidenschaft nur noch verzehrender machte, der Mann. — —

Auf Wernsdorf verlebte man Wintertage in einer heimlich unruhevollen Stimmung, die man aber voreinander zu verbergen trachtete.

Malene hatte von dem Breitenburger Haldern ausgearbeitete Pläne und Berechnungen bekommen über all die künftigen Unternehmungen, durch die das kleine Gut zu einer einträglichen und vorteilhaften Kapitalsanlage gemacht werden sollte. Aber sie mochte es dem alten Mann nicht antun, diese Dinge schon sichtbar in Angriff nehmen zu lassen, solange er hier noch umherging. Haldern engagierte ihr einen Inspektor, für dessen Tüchtigkeit er sich ver-

bürgte; der Mann war früher bei ihm Wirtschaftseleve gewesen und stammte aus seiner „Schule“. Am ersten April sollte er seine Stellung antreten, er hielt sich aber schon vom ersten Januar ab im Städtchen auf, bezog eine Gage von Malene und machte alle Vorarbeiten, bestellte Lieferungen, sicherte Arbeitskräfte, schloß Inventarankäufe ab und andere Dinge mehr. Dies konnte Brohla nicht verborgen bleiben und erinnerte ihn fortwährend bitterlich daran, daß er der Entthronte sei.

Seine Schwester, das alte Fräulein, rechnete immerfort. Am ersten April bekäme sie ja nun ihre Hypothek ausbezahlt. Zugleich wurde auch sie heimatlos. Mit Bruder und Schwägerin zu Elard ziehen und in den allgemeinen Familiengeldtopf ihrerseits etwa achthundert oder gar tausend Mark hineinlegen, das war ihr ein entsetzlicher Gedanke. Außerdem forderte sie kein Mensch dazu auf. Von sechzehnhundert Mark recht standesgemäß allein zu leben, schien auch unmöglich.

Wenn Malene sie doch bäte, als Ehrendame bei ihr zu bleiben! Sie benahm sich so beflissen, als sie nur vermochte, bei Malene. Aber diese schien gar keine Pläne in bezug auf ihre Person zu haben.

Als sie wieder einmal so tat, als sei sie die durch das Schicksal am schwersten Betroffene, sagte ihr

Bruder grob, daß sie doch ihr Geld auf Leibrenten tun möge, dann könne sie ja standesgemäß leben. Aber sie verschwor sich, daß dagegen ihr Familiensinn und ihre Liebe zu Elard, der ihr Erbe sein solle, sich sträube. Ihr sei bisher auch nie der Gedanke an solche Möglichkeit gekommen . . .

Indessen sah man kurze Zeit darauf mit der Post Prospekte von Leibrentenversicherungsanstalten, an Adeline von Brohla adressiert, ankommen. Der Rittmeister zeigte einmal einen solchen, mit der Firma stark bedruckten Briefumschlag seiner Frau. Er sagte kein Wort. Aber er lächelte grimmig . . .

Ja, dies waren Wochen für ihn! Er stiefelte meist einsam, auch bei Sturm und Wetter, an den Feldern entlang — sah die grünen, kurzen Halme der Wintersaat im Wind zittern und dachte daran, daß sie nicht mehr für ihn zur Ernte aufwuchs . . .

Wenn er im Hof Tammsen begegnete, sahen sie aneinander vorbei. Er hätte ja noch das Recht gehabt, gegen ihn loszuwettern wie einst — noch stand er als Besitzer im Grundbuch auf dem Katasteramt des Kreises eingetragen — oho, ja! Aber ihn lähmte förmlich die Furcht, daß Tammsens Frechheit nun darin gipfeln könne, ihm vorzuwerfen, er habe nichts mehr zu sagen. Er ahnte nicht, daß in Tammsens Gemüt ein Entschluß zur Sanftmut gärte: He duert

mi doch bannig, un wenn he mal wedder losgrölt, will ick man nix seggen.

Er fühlte, mit welcher Zartheit Malene ihm begegnete.

Aber sie sollte nicht zart sein — gerade nicht! Das reizte ihn. Und er fühlte doch, wie ungerecht es war, sich davon reizen zu lassen.

Wenn Elard schrieb, was er ziemlich regelmäßig zweimal im Monat tat, verdichtete sich die allgemeine Gedrücktheit zu einem schmerzlichenSchweigen. Er schrieb immer an die Mutter. Niemals war er mitteilsam über Empfindungen gewesen; er machte ja alles schweigend mit sich allein ab. Jetzt stand in den Briefen der ersten Wochen oft ein kurzes Wort, das stark auf die Mutter wirkte. „Mutter, ich bin so glücklich!“ Und: „Das Leben zu zweien ist zu schön.“ Oder: „Wie werdet Ihr Hansi lieben, wenn wir erst alle zusammen sind, sie ist immer heiter und zufrieden.“

Das mochte die Mutter bald nicht mehr vorlesen — die kleine blasse Freude, die ihr Herz davon hatte, sollte man ihr nicht zerstören. Und das trübe Schweigen, mit dem der Vater solche Mitteilungen hinnahm, war wie Unglauben; und Line prophezeite immer allerlei Düsteres hinein in das bißchen Freude.

Nach wenig Wochen verschwanden diese Worte. Das konnte Zufall sein — man gewöhnt sich so an sein Glück . . . Es kam ihr so vor, als sei der Inhalt zusammengequält — die Buchstaben größer, die Zeilen weitläufiger — damit nur ja vier Seiten voll würden. Aber das konnte ihre Einbildung sein. Man sieht so leicht Gespenster, wenn man in der Angst lebt, es sei nicht ganz geheuer . . .

Und das Seelische mußte auch zurückgedrängt werden. Es waren so viel praktische Fragen zu bedenken.

Elard schrieb, daß er zum ersten April eine Wohnung gefunden habe, die aber, weil sie zurzeit leer stehe und renoviert werde, schon in den letzten Märztagen bezogen werden dürfe. Eine kleine nette Wohnung, ihren Bedürfnissen entsprechend: vier Zimmer, zwei für die Eltern, zwei für das junge Paar, Küche und Nebengelasse eng, doch ordentlich, vier Treppen hoch, zu einem Mietpreis, der annähernd dem sechsten Teil ihres Gesamteinkommens entspräche, also nach wirtschaftlich richtiger Berechnung ausgesucht.

Nun konnte die Mutter auswählen und aufschreiben, was von dem Hausrat für die Einrichtung dieser vier Zimmer ausgesondert werden sollte. Den Rest mußte man verkaufen, wozu im Städtchen

schlechte Gelegenheit war. Man würde auf den geringsten Erlös gefaßt sein müssen.

Und schon Mitte Februar wußte man, daß der mit Bangen erwartete Umzug am fünfundzwanzigsten März stattfinden solle. —

Durch all diese Unruhe und schmerzlichen Stimmungen, die das Haus bis zum letzten Winkel förmlich greifbar zu füllen schienen, ging Malene, als bemerke sie sie kaum.

Ihre Tage waren von dem unermüdlichen Bestreben erfüllt, den Stunden Inhalt anzutäuschen, damit die hoffnungslose Leere nicht zu grausam fühlbar werde . . .

Sie gönnte sich keine müßige Minute. Sie übte am Klavier, sie studierte landwirtschaftliche Bücher, sie korrespondierte, sie machte weite Märsche oder fuhr in die Stadt mit dem neuen Einspänner zum Selbstkutschieren, den sie sich anschaffte, und mit dem Tammsen herumpuppte, als sei der Wagen eine Kostbarkeit und der hübsche Rappe ein arabisches Edelroß. Tammsen hatte eben doch eine heimliche Erkenntnis davon, daß er sich nun dazuhalten müsse.

Diese beständige Betätigung Malenens wirkte auf die beiden alten Damen des Hauses ganz verschieden.

Fräulein Line dachte: wie man sich doch in ihr getäuscht hat! Gar kein Herz. Bloß Verstand! Wie haben wir uns einbilden können, daß sie Elard liebe. Man sieht sie niemals weinen . . . Und Fräulein Line mit ihrer ewigen, klagereichen Treue kam sich wieder extra gemütvoll vor.

Die Mutter fühlte: Malene w o l l t e nicht leiden. Ihre stolze und gesunde Natur bäumte sich dagegen auf, an einer unglücklichen Liebe zu zerbrechen . . . Sie dachte vielleicht: wenn ich nicht glücklich sein kann, will ich doch wenigstens nützlich sein . . .

So ganz klar und geradeaus dachte Malene das nicht. In ihr war hauptsächlich der fast verzweifelte Wunsch, nicht mehr an Elard zu denken — an ihn, der jetzt einer Hansi Weseke gehörte. — Und die Rastlosigkeit ihres Tuns bewies vielleicht, wie schwer es ihr wurde, mit sich fertig zu werden.

Sie wollte durchaus an einen andern denken . . . an diesen andern, der ihr mit so viel Zurückhaltung ein Leben voll interessanter Aufgaben bot und keine Liebe zu erwarten schien . . .

Wie eine Krankheit zehrte das brennende Bewußtsein an ihr, verschmäht zu sein. Davon wollte sie genesen . . .

Oft, in schlaflosen Nächten war sie von der Furcht gefoltert, der Mann, der nun Hansi Weseкes Gatte war, habe ihre Liebe doch erraten.

Dann erhob sie sich über ihn und sein gewähltes Geschick in einem merkwürdigen Hochmut, der beinahe Haß war — sie wünschte ihm zu beweisen, daß sie niemals an ihn gedacht habe . . .

Wie konnte sie es deutlicher als dadurch, daß sie die Hand nahm, die ein Freund ihr entgegenstreckte.

Beinahe in jeder Nacht faßte sie den Entschluß, sich mit Alfred Langemak zu verloben.

Und jeden Morgen dachte sie wieder: nein!

Sie sah ihn oft. Wenn sie in die Stadt fuhr, um mit ihrem Inspektor zu sprechen, traf sie Alfred Langemak. Wenn sie ihren nachmittäglichen Spaziergang machte, begegnete sie ihm. Es schien, als sei sein Ahnungsvermögen fast übernatürlich, oder als unterhalte er Spione. Es ging aber höchst einfach zu. Denn Malene wählte, was absichtsvoll scheinen konnte, aber nur aus uneingestandener Unruhe geschah, immer den gleichen Weg; und sie verriet fast immer tags zuvor durch ein flüchtiges Wort ihren Vorsatz, zur Stadt fahren zu wollen. Trotzdem war sie jedesmal überrascht und befangen, wenn sie ihn sah, und gewann erst eine freie Haltung, wenn er

auch nicht mit einem Wort oder Blick auf seine Wünsche zurückkam.

Sie sagte sich auch immer wieder: es war ja gar keine Liebeswerbung — es war ein freundschaftlicher Vorschlag zu einem Uebereinkommen, für das alle Gründe sprachen . . .

Zuweilen fuhr sie nach Bottenborg und nahm dort ihren Tee. Der alte Baron hob sein lederfarbenes Indianerhäuptlingsgesicht dann mit einer belebten Miene zu ihr empor, küßte ihr ritterlich die Hand und war zufrieden mit ihr, mit sich und leidlich immerhin auch noch mit der Welt, weil die noch eine so schöne und kluge Sendbotin zu ihm schickte, die sich ein wenig von ihm regieren ließ.

Er mochte zu gern seine praktischen und psychologischen Erfahrungen, davon er Unsummen hatte, an den Mann, noch lieber an die Frau bringen. Aber er mußte eben warten, bis die Weisheitbedürftigen an seinen Stuhl gepilgert kamen.

Daß Malene so unbedingt seinen Rat bezüglich Wernsdorfs befolgen wollte oder eigentlich schon befolgt hatte, nahm er für eine gewisse töchterliche Anschmiegsamkeit — er war ihr schon der autoritative künftige Schwiegervater. Darüber hegte er keinerlei Zweifel. Sie fuhr auch fort, weiter seinen Rat zu hören, und besprach alle Maßnahmen mit ihm, die

Haldern für den Neubetrieb von Wernsdorf vorgeschlagen hatte.

Der Baron, dankbar, wie alle vom Schicksal Depossedierten für Ehrenbezeigungen sind, liebte Malene förmlich, war in sie verliebt, weil sie zu ihm kam und respektvoll horchend neben seinem Stuhl saß.

Er machte ihr dringlich den Hof — für seinen Sohn — damit nichts versäumt werde. Er empfahl sich sozusagen als annehmbarer Schwiegervater der geneigten Beachtung. Malene sollte nicht nur Alfred um Alfreds willen nehmen, sondern auch den Gedanken scharmant und verlockend finden, einen so ritterlichen und unterhaltenden Schwiegervater zu bekommen.

Das Zögern des Sohnes verstand er nicht. Es machte ihn ungeduldig. Er fing an zu denken, daß da Momente im Spiel seien, die er nicht kenne.

Alfred und er waren ihr Leben lang stets von der liebevollsten Höflichkeit gegeneinander gewesen und zugleich von der vollkommensten Undurchdringlichkeit in ihren Gefühlsangelegenheiten. Offen waren sie nur, wenn sie von Geschäften sprachen.

Schließlich kam der alte Baron auf den Gedanken, daß Rücksichten auf den Rittmeister Alfred hemmten. Aber das wäre denn doch zu wenig Langemaksch gewesen . . .

Er fragte Malene:

„Wie erträgt denn Brohla sein Geschick?"

„Ich fürchte, er leidet sehr hart," sagte Malene traurig.

„Mehr um den Verlust des Gutes oder mehr um die Heirat des Sohnes?"

„Er empfindet es wohl als ein Schicksal — so ineinanderverknotet, daß er es nicht trennen kann."

„Nun ja — wenn Elard Geld erheiratet hätte ... dann konnte die Familie wieder in die Höhe kommen — hab's auch immer gedacht, daß das Elards Vorsatz sein müsse. Man hatte immer den Eindruck von ihm, daß er ein Mensch sei, der sich zu bezwingen verstehe. Aber da hat eben die Leidenschaft eine ihrer kleinen Dynamitpatronen dazwischen geworfen. Was will denn Brohla! Er soll nur still sein. Seine Malheurs sind reparierbar. Der Sohn könnte glücklich werden — obgleich — sein Niveau wird sinken. — Meine Erfahrung, liebes gnädiges Fräulein: die Frau hebt, oder die Frau zieht herab. Nur unintelligente und temperamentlose Männer wechseln n i ch t ihre Stufe durch die Frau. So ist männliche Unbeeinflußbarkeit in dieser Hinsicht Armutsoffenbarung. Was wollte ich sagen?"

„Sie wollten sagen, daß der Rittmeister nur stille sein solle," erinnerte Malene, ein wenig lächelnd,

denn sie wußte wohl, daß der alte Langemak nie den Faden verlor oder ihn verwirrte, so viele Knoten er auch hineinknüpfte. Aber diese Zwischenfragen waren seine Kontrolle über die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer.

„Richtig. Der Sohn kann wirtschaftlich rasch und glänzend vorwärtskommen — es wird ja jetzt für den alten Adel beinahe Mode, in den großen Schiffahrtsgesellschaften Karriere zu machen . . . Zwar ich kenne die Sunda-Kompagnie nicht. Es ist ein neues Unternehmen. Alfred sagt: man hört Verschiedenes. Die Kompagnie soll die Zulassung ihrer Aktien an der Börse erstreben. Wünschen wir ihr, daß sie dies wichtige Ziel aller kapitalistischen Gesellschaften erreicht. Nun, und wenn Elard erst finanziell in der geräumigen Assiette sitzt, ist ja alles gut. Vielleicht wurmt es Brohla, der sich als Herrenmensch fühlt — ich unterstelle ihm, daß er sich so fühlt — das ist so 'ne Pseudomännerwucht bei diesen Cholerikern — vielleicht mag er nicht vom Sohn sich ernähren lassen. Das sind atavistische Empfindungen. Rudimentär. Aus den Zeiten verblieben, wo die Kinder den Vätern hörig waren. Ich habe gar nicht das Bedürfnis, hoch über meinem Alfred zu thronen. Ich ließe mich ohne komplizierte Seelenqual von ihm ernähren."

Er spielte mit seinen eleganten Händen und lächelte behaglich. Da er das angenehme Bewußtsein hatte, seinem Sohn einige Millionen vererben zu können, sprach es sich für ihn sehr unterhaltend von den seelischen und finanziellen Nöten anderer Leute, trotzdem er keineswegs kaltherzig war.

Dies schloß schon der hohe Grad seiner ästhetischen Bildung aus.

„Ach, Baron," sagte Malene, „wie sehr leicht kann man sich einen Zustand als möglich vorstellen, von dem man bestimmt weiß, daß man nie in ihn hineingeraten wird."

„Zugegeben, Teuerste — zugegeben. Das sind so die Sachen: wenn bei mir Feuer ausbräche, würde ich — wenn ich in Gefahr käme, hätte ich — wenn ich reich wäre, gäbe ich — — Und so weiter und so weiter. Nehmen Sie der Phantasie der Menschen dieses Spiel, und Sie nehmen ihnen die Hälfte aller ihrer Gedanken und Unterhaltungen. Lassen Sie mich also bei dem entzückenden Wahn, daß es mir gegebenenfalls ein Stoff interessanter Selbstbeobachtung sein würde, wenn mein Alfred mich zu ernähren hätte. Ich trau' ihm Noblesse zu, meinem Herrn Sohn — ich nehme an, er gäbe mir nicht nur Brot, sondern auch Gänseleberpastete dazu, für die ich eine kleine Schwäche habe, wahrscheinlich, weil

sie mir verboten wurde. Haben Sie auch schon bemerkt, daß es mit der Zunge geht wie mit dem Moralischen? Das Unbekömmliche und Verweigerte reizt erst recht. Deshalb ist es ein feines Bild von Fechner, wenn er das Gewissen den Geschmack der Seele nennt."

„Clard wird zunächst wohl Gott danken, wenn's für Brot reicht," sprach Malene. Ihr Herz klopfte. Sie wünschte so heiß, daß der Baron dies Thema verlassen möchte.

„Aber Brohla wird es in Gesundheit essen!" stellte der Baron mit einem sehr wirkungsvollen Seufzer fest. „Er läuft mit seinen langen Beinen und seinen Riesenschritten in die Zukunft hinein! Ja, wißt Ihr denn, Ihr Unverstümmelten, Ihr Vollmenschen, was das ist?! Mag die Zukunft so grau sein, wie sie will — Brohla kann in ihr agieren. — Ich?! Da sitze ich. Das einzige, was mir bleibt, ist die Qual, welche der vielen herpassenden und mythologischen Gestalten ich zum Vergleich heranziehen soll. Und außerdem — Brohla hat diese Frau! Ach, welche Frau! Wenn ein edles Weib im Haus ist, ist immer das Glück darin, mögen die sonstigen Konstellationen sein, wie sie wollen."

Worauf er Malene voll Bedeutung die Hand küßte — es war eine sehr starke, sehr verständliche

Anspielung in der Geste — er glaubte diese Deutlichkeit in Alfreds Interesse nicht versäumen zu sollen.

Und Malene dachte: der Vater kennt die Pläne des Sohnes, billigt sie, freut sich ihrer . . .

Sie wurde rot.

Das bezauberte den Baron. Das Erröten törichter Kinder hatte weiter keine Poesie für ihn. Aber wenn ein kluges, reifes Weib errötete, das packte ihn . . .

Er dachte:

Wenn man nur noch Beine hätte! Die Jahre sollten nichts machen.

Im Grunde genommen war es vielleicht eine Chance für Alfred, daß er selbst im Rollstuhl saß und nicht daran denken konnte, dem Sohn Konkurrenz zu machen.

Immerhin hatten schon solche flüchtige Gedanken etwas Belebendes und unterhaltsam Verjüngendes für den Baron.

Ganz gewiß, sein Alfred war ein Stratege ohne Elan. Kaltblütige Berechnung und Vorsicht — famos, famos! Erste Bedingung bei jedem Unternehmen! Aber von dieser Basis aus im rechten Moment die Leuchtkugeln himmelan steigen lassen — darauf kam es an!

Frauen, die Temperament und Verstand haben, nimmt man mit einer großen und starken Haltung ein . . . Nicht mit zögernder Ergebenheit.

Aber der alte Baron würde es für indiskret gehalten haben, seinen Sohn zu fragen.

Hätte er die Wahrheit gewußt! Sein Esprit und seine Erfahrung hätten sich an ihr entflammt. Er würde seinem Alfred gesagt haben, daß selbst die Abc-Schützen der Leidenschaft davon Bescheid wissen, wie kein Herz sich leichter erobern lasse als eins, das aus frischen Wunden blutet. Welche Möglichkeiten, sich diesem Herzen teuer und unentbehrlich zu machen! Man kann mit ihm weinen. Man kann es trösten. Man kann leise, leise seine Götter stürzen. Man kann seinen Stolz entzünden. Bald seinen Zorn nähren, bald seiner Weichheit beistimmen. Was kann man nicht alles! Mit feinster und stets wechselnder Nahrung ihm neues Leben geben. Bis es, entzückt, sich dieses neuen Lebens bewußt wird und es als ein reicheres empfindet denn das eben erloschene.

Nein, von Malenens Liebe zu Elard ahnte der Baron nichts.

Nur das sah er, das schien ihm: Alfred machte irgendwelche Fehler.

Vielleicht fing er es zu klug an! Darüber seufzte der Baron. Er wußte wohl: wenn sich in einer Familie sehr viele Klugheit forterbt, verliert sie manchmal schon in der dritten Generation die gesunde Unmittelbarkeit und wird vor Ueberfeinheit der Spekulation kurzsichtig. —

So saß er wie ein angeketteter Löwe in seinem Stuhl und mußte warten, wie sich die Dinge entwickeln wollten.

Wenn Malene mit heißem Gesicht, sehr angeregt nach solchen Plauderstunden mit dem alten Herrn, davonfuhr, dachte sie immer:

Ich bekäme einen Schwiegervater, der mich gewiß nie langweilte ... von dem ich lernen könnte ... der es sehr ritterlich mit mir meinte . . .

Aber wenn sie dann heimkam und die stille Frau sah, die so ohne Klage und mit einem zähen Mut das Leben trug, dann dachte sie gar nichts . . . Sie fühlte nur wie ein heißes, trockenes Aufschluchzen: „Mutter!"

Und sie umarmte sie in einer schweigenden, heftigen Innigkeit. —

Aber sie wußte ja: ein Entschluß mußte gefaßt werden. Die Achtung vor Alfred, die Dankbarkeit für das, was er ihr darbringen wollte, gebot es — es gebot auch ihr eigenes Interesse.

Der März war da.

In die schweigende Gedrücktheit des häuslichen Lebens kam nach und nach eine große Unruhe, die das Bild auch der äußerlichen Behaglichkeit völlig zerstörte. Mit alten Koffern und Körben wurde treppab und treppauf geschleppt. Tammsen kam mit einer ganzen Fuhre voll leerer Kisten, die bei Lübbers erstanden worden waren. Die Türen der Bodenkammern standen geöffnet, und in den vom Winter ausgekälteten Räumen sah man Frau von Brohla mit Anna vor dem Leinenschrank und den Kleiderrechen stehen oder mit gebücktem Rücken in der Tiefe eines Korbes Sachen schichten.

Elard schickte eine Zeichnung der Zimmer, gab die Maße der Wandflächen zwischen Fenstern und Türen an und den Quadratmeterraum des Estrichs. Er bat auch dringend, daran zu denken, daß im Korridor fast nichts zu stellen und daß die zur Wohnung gehörige Bodenkammer sehr eng, der Wäscheboden aber mit allen Parteien gemeinsam sei.

Das Wernsdorfer Herrenhaus war gewiß nur bescheiden. Aber jetzt sah man, daß es doch den Luxus gehabt hatte, der das Wohnen auf dem Land und in kleinen Städten auch für die wenig Vermögenden zur Freude macht: Raum — Raum — Raum — —

Die Mutter wurde gleichsam immer kleiner, grauer, stummer — — es war beinahe, als käme zum erstenmal Hilflosigkeit über sie — bei der Aufgabe, das auszusuchen, was man in die Stadt mitnehmen durfte . . . Es hatte immer geschienen, als besäße man nichts Ueberflüssiges . . . Und nun mußte man sich dennoch von mehr als der Hälfte des Besitzes an Hausrat trennen. So viele Dinge waren dabei, die man liebhatte, an denen Erinnerungen hingen.

Tischler Vollhagen kam, der neben seiner Werkstatt ein Geschäft mit alten Sachen unterhielt. Er ging umher und taxierte, und seine Kritik waren gesprochene Ohrfeigen: Die Stühle? Feuerungswert! Der Schrank? Kostete mehr aufzupolieren, als jemals die Käufer gebrauchter Möbeln zahlten. Und so ging er umher und drang mit plumpen Händen und groben Worten und neugierigen Blicken in den Haushalt ein, der nun auseinanderfiel. Er war wie ein rührendes, altes morsches Kunstwerk gewesen, das unter Glassturz bewahrt wird, weil es keine Berührung verträgt und an ihr zerbräche . . . Nun wurde der Glassturz abgenommen . . .

Malene sah: der Auszug stand bevor. Sie konnte diese kläglichen Vorspiele, die ihr das Herz zerrissen, nicht verhindern. Sie konnte auch das jämmerliche

Angebot des Tischlers Vollhagen nicht überbieten — sie konnte nicht für diesen alten, zusammenfallenden Hausrat ein pietätvolles Interesse heucheln und sagen, daß sie ihn deshalb zu kaufen wünsche. Das wäre eine zu durchsichtige Lüge gewesen . . .

Sie mußte die teuern Menschen durch diese Leidenszeit gehen lassen . . .

Aber dieser Aufbruch drängte sie selbst zu einer Entscheidung . . .

Ihr Verstand beschloß: einige Tage vor oder nach? . . . Nein — nach! Denn Brohlas sollten beim Abschied fühlen: sie blieb da und hütete die Scholle — — also einige Tage nach dem Abzug der Familie dachte sie nach Berlin zu reisen. Als Alfred Langemaks Braut . . .

Fern von ihm sich an den neuen Lebenszustand zu gewöhnen . . .

Sich allmählich darein zu finden, daß ihre Zukunft ohne helle Freudigkeit bleiben mußte, daß sie sie in würdiger Gefaßtheit zu tragen habe, daß sie aber doch Zufriedenheit finden könne, wenn sie, Hand in Hand mit einem klugen Mann, Pflichten auf sich nähme und erfülle.

Während ihres Aufenthaltes in Berlin und einer sich vielleicht noch an diesen schließenden Reise konnte dann Wernsdorf umgebaut werden.

Malene fragte sich: Sollte sie überhaupt umbauen lassen?

Aber da lagen ja die Pläne bereit — — Wenn ich Alfred heirate, werden wir doch im Schlosse von Bottenborg wohnen müssen, dachte sie.

Dann mußte man einen Verwalter für Wernsdorf nehmen, und der würde dann das liebe, alte Haus bewohnen.

Warum nicht Brohlas darin lassen? Aber unter welchem Titel? Wovon sollten sie leben? Es gab ja gar keine Form, um das zu arrangieren.

Den Rittmeister als Verwalter engagieren? Ihn, der sich nicht aufs Wirtschaften verstand? Und damit Wernsdorf zu einem Aderlaß an ihrem Vermögen machen?

Alles war schief — die Sachen stießen sich wahrlich hart im Raum.

Malene wußte nicht, was sie sollte und wollte.

Sie dachte daran, daß der alte Baron einmal gesagt hatte, wenn sich Gefühlsmomente in Geschäfte mischten, werd's ihm zu phantastisch.

Auch mußte Malene sich eingestehen, daß ihre eigenen, wichtigsten Entschlüsse im Grunde genommen immer von der Fürsorge um die alten Leute bedrängt wurden und ins unklare kamen.

Sie sah ein: das Schicksal dieser mußte nun seinen Lauf nehmen; sie mußte es dem Sohn überlassen, für seine Eltern zu sorgen, denn von ihm allein konnten sie ohne Demütigung ihr Brot annehmen. Sie durfte nichts tun, als von fern her ihnen das Leben ein wenig verschönern und sie später alljährlich für lange Sommerwochen als verhätschelte Gäste zu sich nehmen.

Gegen Mitte März verreiste Alfred Langemak auf einige Tage. Hiervon wurde Malene völlig überrascht. Sie traf ihn nicht auf ihrem nachmittäglichen Spaziergang. Das machte sie betroffen.

Sie fragte sich, was jede Frau sich gefragt haben würde: Ist ihm sein stilles Warten zu unerträglich geworden? Zieht er sich zurück?

Das beschäftigte sie in der außerordentlichsten Weise, in einem unbegreiflichen Gemisch von Erleichterung und Beschämung . . .

Gegen Abend des gleichen Tages schickte ihr der alte Baron aus den Bottenborger Treibhäusern einen Korb voll Rosen und Orchideen. In den Begleitzeilen entlarvte er diese herrliche Sendung als Bestechungsversuch; er erklärte, sie seien nur gesandt, weil er bei der Empfängerin in Ungnade zu sein fürchte, denn er habe ihr seit fast vierzehn Tagen

keine Tasse Tee mehr anbieten dürfen. Infolgedessen sei er eingerostet und langweilig geworden, was wiederum seinen Alfred aus seiner Nähe verscheucht und ihn zur Flucht nach Berlin veranlaßt habe.

Malene schrieb ein Dankeswort auf ihre Visitenkarte und meldete sich für den andern Tag zum Tee an.

Dann erschienen einige von den Rosen auf dem Abendtisch. Malene hatte die langstieligsten in ein schmächtiges hohes Glas gestellt. Da glänzten sie in ihrer weißen Schönheit, vornehm und prunkvoll zu dem einfachen Mahle. Malene wußte ja: was von Langemak kommt, reizt und ärgert den Rittmeister. Aber sie dachte: man muß einmal anfangen, den Weg zur Unbefangenheit zu suchen. Sie faßte den Vorsatz: Wenn er fragt, will ich die Gelegenheit nehmen und von Langemaks Verehrung für Tante Brohla sprechen. Die Würdigung seiner Frau wirkte immer wie Oel auf das rauhe Wesen des Rittmeisters.

Aber er fragte nicht. Er wußte ja von selbst, woher sie kamen, diese anspruchsvollen Blumen von köstlicher Frische.

Er wußte ja auch längst, daß Malene zuweilen eine Nachmittagsstunde auf Bottenborg verbrachte.

Er dachte darüber: sie langweilt sich jetzt wohl manchmal zwischen uns; und Geist hat er ja, der Alte, und kokettieren tut er ja damit wie 'n Frauenzimmer mit schönen Augen.

Aber es war ihm beinahe gleichgültig, daß Malene mit dem alten Baron gut Freund schien. Die Hauptsache blieb bestehen: Wernsdorf bekamen die Langemaks nicht!

Im übrigen war seine Hitze verflogen — sein Leben war so zu Asche verpulvert. Dann macht man Frieden mit den Feinden . . . so einen traurigen Grabsteinfrieden, der kalt und schwer zudeckt, aus dem nichts mehr erblüht.

Seine Schweigsamkeit gegenüber diesen auffallenden Blumen gab Malene den hoffnungsvollen Gedanken, daß noch zwischen den beiden alten Herren eine gute Verträglichkeit entstehen könne.

Am andern Morgen brachte die Post ihr einen Brief. Sie hatte noch niemals Alfred Langemaks Handschrift gesehen und erriet doch auf der Stelle, daß dies die seine müsse. Sie war ein wenig dünn und von der vollkommensten Gleichmäßigkeit, kein Buchstabe fiel durch besondere Druckstriche auf, nirgends wich ein Wort aus der Schnur der Zeilenlinien. Auch der Inhalt schien klar und beherrscht,

fast kühl, und dennoch wurde Malene das Gesicht heiß.

„Teure Freundin,

es war Herbst, als ich Sie darauf vorbereitete, daß ich eines Tages um Sie werben würde. Obgleich Ihre liebenswürdige Haltung meinem Vater gegenüber, für die ich Ihnen dankbar die Hände küsse, mir ein Zeichen Ihrer gütigen Geneigtheit für mich hätte sein können, habe ich dennoch mit der entscheidenden Frage gewartet bis heute.

Nun aber steht die Auflösung des Heims bevor, in dem Sie sich geborgen fühlten. Es dürfte der Augenblick gekommen sein, wo Sie über Ihre Zukunft entscheiden.

Wenn Sie sich diese gemeinsam mit mir, an meinen Lebensaufgaben teilnehmend, denken können, so machen Sie mich stolz und glücklich.

Um diese Frage schriftlich an Sie zu stellen, ob Sie sich entschließen können, meine Hand anzunehmen, reiste ich ab.

Zwar bin ich auf keine Ablehnung gefaßt, ich gestehe es frei. Wenn aber dennoch eine Enttäuschung meiner wartete, so wünsche ich, daß sie meinem Vater verborgen bleibe.

Deshalb bitte ich Sie um ein Wort hierher, das mich zu Ihnen ruft oder mich so lange fernhält, bis Sie Wernsdorf verlassen haben werden.

In unbegrenzter Ergebenheit, teure Malene,

der Ihrige

Alfred Langemak."

Malene besann sich keinen Augenblick. Sie fror — ihre Hände waren unsicher — sie fand den Schreibtischschlüssel nicht — sah kein Tintenfaß, obschon es vor ihr stand — suchte herum nach Bogen und Briefumschlägen, die doch am gewohnten Platz lagen. Und schrieb endlich, die Feder kaum beherrschend, weil Fieber sie schüttelte:

„Lieber, hochverehrter Freund!

Von einem ausgezeichneten Mann mit solchen Fragen beehrt zu werden, muß das Gemüt einer Frau erheben. Ich danke Ihnen. Wir haben diesen Winter in so manchen Gesprächen feststellen können, wie völlig wir in dem Wunsch übereinstimmen, dem Leben wichtigen und geschmackvollen Inhalt zu geben. Ich hoffe, daß ein Bündnis zwischen uns segenbringend für viele werden wird, daß es vor allem auch dazu beitrage, den Lebens-

abend Ihres Vaters wärmer und heiterer zu gestalten.

Mein Vertrauen zu Ihnen ist so groß, daß ich mir erlaube, an mein Jawort gleich eine Bitte zu knüpfen. Selbstverständlich werde ich den alten Brohlas mitteilen, daß ich Ihnen meine Hand zu reichen mich nach reiflicher Selbstprüfung entschloß. Aber ich möchte diesen für meine teuern Freunde so unglücklichen Zeitpunkt nicht wählen, Sie schon auf Wernsdorf als meinen Verlobten zu begrüßen. Lassen Sie uns deshalb unsern Entschluß noch ein Weilchen als Geheimnis behandeln, das außer uns nur Ihr Vater und die alten Brohlas teilen.

Einige Tage nach dem Fortzug dieser werde ich gleichfalls Wernsdorf verlassen und in der Familie meines Onkels Eduard gastliche Aufnahme finden. Die Breitenburger sind in Berlin und bleiben noch einige Wochen. Dort also werden Sie mich finden, und ganz gewiß pflichten Sie mir darin bei, daß eine Veröffentlichung unserer Verlobung auch am schicklichsten von Onkel Eduards Haus aus erfolgt.

Ich bin, lieber Alfred, in ernster Bewegung und voll Zuversicht Ihre

Malene."

So habe ich noch ein wenig Zeit, dachte sie, als sie mit ihren kalten Fingern den Brief schloß.

Das war eigentlich der Gedanke, der über alle andern triumphierte.

Und dann fühlte sie sich förmlich wie gehetzt von dem Verlangen, den alten Brohlas ihren Entschluß mitzuteilen. Ihr war, als würde er erst dadurch wirksam, als befreie sie erst dann ihre Seele von dem Mann, der ihr verloren war . . .

Bei Tisch hatte heute das alte Fräulein das Wort. Sie befand sich in einer geradezu jugendlichen Aufregung. Niemand hatte sich den Kopf über ihre Zukunft zerbrochen, niemand sie beraten — aber sie ganz allein fand Auswege und Möglichkeiten. Jawohl — vom ersten April ab gäbe sie sich in Pension bei einer Oberförsterwitwe, die ständig vier Damen in Kost und Logis hatte, für achtzig Mark den Monat. Jawohl — in Itzehoe. Und im dortigen adeligen Jungfrauenkloster lebte doch Tante Lines Jugendfreundin, Helen von Coßwitz. Also Aussicht auf freundlichen Verkehr war in Hülle und Fülle, und es zeigte sich, daß sie eigentlich voll brennender Vorfreude war auf die neue Umwelt und diese Empfindung kaum verbergen konnte. Ja, man spürte, daß sie auf einmal nachträglich die hier verbrachten Jahre als ein den Geschwistern geweihtes

Opfer ansah. Sie betonte auch, daß sie es — vorerst — noch nicht übers Herz gebracht habe, ihr Geld auf Leibrenten zu geben und Elard die Aussicht auf diese einzige Erbschaft zu entziehen. Sie blies sich ein wenig als Erbtante auf. —

Die Mutter, immer voll Geduld, sprach ab und zu eine kleine Bemerkung dazwischen, Billigendes, Hoffnungsvolles für Line. Der Rittmeister sagte:

„Na, wenn Du Dich da man verträgst . . .“

Und er zog sich grollend in sein Zimmer zurück. Gleich ging ihm die Mutter nach. Nein, das durfte man nicht, sich in diesen letzten Tagen noch Bitterkeiten sagen. Er meinte, ein bißchen gegen ihre Milde trotzend:

„Ach was, Line will nur hofiert werden. Paßt mir nich . . .“

Da klopfte es.

„Herein!“

„Malene?“ fragte er erstaunt. Sein grobes Herein hatte Tammsen gegolten, den er hinter der Tür vermutete, mit der gewohnten Dienstags- und Freitagsfrage auf den Lippen: Is ock sonst noch wat in de Stadt to besorgen?

Malene? Und so blaß? Ja richtig: auch bei Tisch hatte sie dagesessen, bleich, mit schwerem Ernst im Gesicht. So beinahe schuldbewußt hätt' man

sagen mögen, wenn's nicht so phantastisch gewesen wäre.

„Ja, lieber Onkel Brohla —" Aber während sie sich an ihn richtete, erfaßte sie die Hand der Mutter.

„Ich möchte Ihnen . . . ich möchte Dir . . . es ist mir unmöglich, vor Euch eine Tatsache zu verheimlichen, die . . ."

„Mit Elard ist ein Unglück passiert?" sagte die Mutter schwach.

„O Gott — nein — verzeiht —," bat Malene. Sie fühlte: ich fange es so ungeschickt an . . .

Und indem sie mit ihren beiden Händen die Rechte der Mutter umschloß, sagte sie es rasch gerade aus.

„Ich werde mich verloben . . ."

„Malene!"

Die Mutter stand benommen. Sie dachte: Aber du liebst doch Elard. — Was tust du — was tust du? . . . Aber vielleicht war Malene genesen — hatte ihn aus ihrem Herzen gerissen, sich besiegt. — Ja, darüber müßte sie sich doch freuen . . .

Ihre Augen füllten sich mit Tränen . . . ganz langsam perlten zwei Tropfen über die Wangen herab.

Die weinte sie vielleicht ihren Träumen nach — den Träumen von dem Glück, das auf Elard gewartet hatte, und an dem er vorbeigegangen war.

„Nun, Malene," sprach der Rittmeister etwas heiser, „möge das Ihr Glück sein. Sie verdienen Glück. Wer weiß das besser als wir!"

Er legte ihr mit schwerem Druck die Hand auf die Schulter. Es war so viel verhaltene, männliche Väterlichkeit in seiner Art.

„Und wer ist es denn?" fragte er dann.

„Es ist Alfred Langemak," sagte Malene leise.

Eine ganz kurze, bange Pause entstand.

Dann atmete der Rittmeister auf wie einer, der ins kalte Wasser sprang und nun erst wieder Luft bekommt.

„Langemak — — Langemak . . ."

Die hellen Augen blitzten in altem Feuer.

„Langemak!"

Zum drittenmal hatte der Name schon gewaltige Klangkraft.

Er rannte hin und her — ein paarmal, in dem starken und vergeblichen Versuch, seinen hoch und höher lodernden Zorn zu meistern.

Ja, zu seinem Tort hatte der liebe Gott diese Menschen in die Welt gesetzt! Alles nahmen sie ihm fort vom Tisch des Lebens . . . Das Schicksal selber verbündete sich mit ihnen — hatte Elard mit Blindheit geschlagen, so daß er sich dies Mädchen entgehen ließ. Und nun bekam ein Langemak sie.

Und mit ihr — mit ihr auch Wernsdorf — — das war zu viel! Er schäumte . . .

Er fühlte wohl die linde Hand auf seinem Unterarm — diese teure, heilige Hand, die ihn streichelte. Er sah wohl das bleiche Leidensgesicht und darin die weinenden Augen und hörte das leise mahnende, zärtliche: „Mann . . .“

Aber da der Blitz in sein Gemüt gefahren war, mußte naturnotwendig der Donner nachrollen.

„Ah,“ schrie er, „das haben die Langemaks fein gemacht! Weil ihnen Wernsdorf weggeschnappt war, holen sie sich's so 'rum doch in ihren Besitz . . .“

Jäh brach seine tobende Stimme . . . Er wandte sich ab. Mitten in seine Wut hinein — gleichsam wie ein Nachhall des zärtlichen „Mann . . .“ — fiel die Erkenntnis, daß er Malene kränke . . .

Nein — das nicht — — wenn sie vielleicht den Alfred liebte — — seinen Jungen vergessen hatte oder vergessen wollte. Er legte seine Stirn gegen das Fensterkreuz . . . seine Schultern zuckten . . .

Die Mutter umarmte Malene.

„Verzeih,“ flüsterte sie.

Malene ging hinaus. Ganz still — die Seele voll einer seltsamen, schmerzlichen Ernüchterung.

Sie wußte ja: so, wie Brohla es sah, war es nicht zugegangen . . . Der Baron war kein

Wucherer und Intrigant, und jede Möglichkeit, Brohla im Besitz zu erhalten, war ausgeschlossen gewesen. — Der Rittmeister hatte es selbst wie eine schmerzliche Freude empfunden, daß sie die Käuferin sein würde . . . in dem Gedanken des Barons, den er ihr suggerierte, war Menschenfreundlichkeit gewesen. Aber hätte er den Rat auch erteilt, wenn er in ihr nicht seine künftige Schwiegertochter ahnte? Würde er dann nicht seine günstige Position benutzt haben, um Wernsdorf auf das rücksichtsloseste in seinen Besitz zu bringen? . . . Und mit einem Male schien der anziehende Reiz des geistreichen alten Mannes zu verblassen — sein Wesen bekam so unklare Züge.

Sie wußte auch nicht: wenn sie heute nachmittag zu ihm ginge — sollte sie von ihrer Verständigung mit Alfred schweigen? Wie unnatürlich wäre es gewesen. Davon sprechen? Wie unausdenkbar, von ihm väterlichen Kuß und Segen zu empfangen . . .

Das mußte alles die Zeit bringen. Alles erschien gewiß leichter und klarer, wenn nur erst die armen alten Leute in ihrem kümmerlichen Nothafen bei ihrem Sohn zur Ruhe gekommen sein würden.

Malene schickte den Hofjungen nach Bottenborg, mit einigen Zeilen, in denen sie sich entschuldigte und gleich verabschiedete, auch die Zuversicht aussprach,

daß ihre augenblickliche Zurückhaltung später völlig vom Baron verstanden und vergeben werden würde.

Und dann noch zwei Tage voll dieser brutalen Häßlichkeit des Auszugs. Tante Line reiste fort und hatte kaum Tränen, so benommen war sie von den Erwartungen auf ihr neues Leben. Der Rittmeister, ein wenig scheu und geduckt vor Malene, fuhr mit ihr in die Stadt, aufs Katasteramt und zu Abraham u. Cie. Es fand sich, daß er schuldenfrei davonging, mit einem baren Sümmchen von zweitausend Mark in der Tasche — das rechnerische Fazit eines rastlosen Arbeitslebens, das vor fünfundzwanzig Jahren mit fast zweimalhunderttausend Mark begonnen hatte . . .

Er lächelte . . .

Malene dachte, daß sie dies Lächeln in ihrem ganzen Leben nicht mehr vergessen werde . . .

Durch das Haus blies der Wind, alle Türen standen offen, der Estrich war überstreut von Strohhalmen und zusammengeknülltem Papier. An den Mauern waren die Rückwandformen der Möbel zu erkennen, helle Flecke auf den alten Tapeten zeichneten ab, was da doch nicht mehr stand. Die verbliebenen Sachen waren des Zusammenhanges mit den Räumen beraubt; einzeln und als seien sie ver-

gessen, standen sie, auf die derben Hände wartend, die sie bald von ihrer Wurzelstätte wegholen würden.

Bespannt und abreisefertig, plump und hoch, hielt auf dem Hof das große, blaue Möbelfuhrwerk mit seinem gewölbten Dach. Es sollte zur Station gefahren und dort auf eine Lore gestellt werden, um mit der Bahn nach Hamburg zu gehen.

Die Sonne schien, in den Aesten der Linden machten die Spatzen Spektakel zwischen den rötlichen Blattknospen. Die Felder draußen schienen erwacht, und in den Büschen arbeitete der Frühling und sprenkelte grüne Pünktchen hinein. Lustige Mienen hatte die Natur — ganz unternehmend: morgen geht es los!

Vor dem Hause wartete der kleine Wagen, und Tammsen saß auf dem Bock . . .

Tammsen — noch einmal er . . .

Und er hatte eine rote Nase und guckte verlegen weg. Aber als jetzt der Rittmeister in der Tür erschien mit ehernem Gesicht und in furchtbarem Schweigen, da schluchzte Tammsen auf — ganz laut.

Der Rittmeister zog die Schultern zurück und nahm den Kopf noch höher.

Die Frauen küßten sich . . .

„Mutter," sagte Malene, „Mutter . . ." Sie fand kein Wort als dieses.

Und es versprach alle Treue, die ein junges Herz einem alten, gebrochenen Leben nur geloben kann.

Der Wagen fuhr mit hellem, klapperndem Rollen davon . . .

Und dann setzte sich das schwerfällige Gefährt in Bewegung — die großen Buchstaben auf den blauen Wänden schienen schief zu stehen — der Wagen neigte sich ein wenig — fand sein Gleichgewicht wieder — Und wankend und schwankend zog er zum Tor hinaus. Eine Fuhre des Schiffbruchs . .

War der groß bewegte Himmel ein Gewoge grauer Farben?

Nein, von lichtem Saphir schien sein Gewölbe.

Stürzten düstere Regengüsse herab?

Nein, goldene Tropfen fielen mit feinem Klingen aus der Höhe.

Waren es Raben, die mit gedrückten und gesträubten Flügeln im Sturm um das granitene Riesenhaupt flogen?

Weißrosige Wundervögel umschwebten schmeichelnd das steinerne Mal.

Wühlten sich unter zerpeitschtem Rauch dunkel und eilig über die lehmfarbenen Fluten Schiffe hin, schwarz das Deck vom Gedränge fröstelnder Arbeiter?

Nein, Blumenboote schaukelten über einem stillbeglänzten Wasserspiegel, und selige Menschen ließen sich von ihnen dahintragen — Wohin? Wohin?

In das Märchenland des Glücks — —

Darinnen jetzt Elard und sein junges Weib wohnten, während die Welt für sie etwas traumhaft Fernes war, von silbrig irisierenden Schleiern umhüllt —

Es gab keinen Schmerz, keine Sorge, keine Not. Es gab nur die Liebe.

Und sie, die Allweise, sie, die Allmächtige, hatte sie nicht wissend und sicher zugegriffen, als sie mit ihren Zauberhänden diese zwei Menschen aus der unübersehbaren Menge der Lebendigen herausnahm? Sich ein Spielzeug aus ihnen zu machen, es mit elektrischen Kräften zu erfüllen, bis es Funken sprühte und mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts wirbelte . . .

Jeden Tag glaubte Elard es von neuem: was ihn bezwungen hatte, war eine grandiose Notwendigkeit der Natur gewesen — das vollkommene, das jauchzende, das brünstig heiße Glück, das sie beide

mit gleichen kochenden Atemzügen durch ihre Vereinigung empfanden, war ein Beweis dafür . . .

In dieser Zeit war sein ganzes Wesen von einer Heiterkeit, Leichtigkeit und Lebendigkeit, daß es völlig verwandelt schien und er sich seiner früheren Schwere und Verschlossenheit als eines fast unglaublichen Zustandes erinnerte.

Die Stunden im Bureau bedeuteten ihm keine Last — zwischen der Arbeit, nein, zugleich mit ihr, in einem Doppelzustand, wie ihn sonst nur Dichter kennen, die neben dem Dasein noch das Bewußtsein ihrer eigenen, von ihnen ganz allein beherrschten Welt in sich tragen, lebte er immerfort der Wonne seines Glückes mit Hansi nach — von seligen Erinnerungen heiß, von Vorfreuden auf das nächste Erleben fiebernd. Dabei schien es ihm, als würde ihm die Arbeit leichter — als hätte er das Zehnfache davon bewältigen können. Seine Fähigkeiten spannten sich und vibrierten.

Wenn er heimkam, durch Schneetreiben sich kämpfend, vom Sturm geschoben, vom Regen begossen oder vom schwer-stillen Nebel umschrankt, war es doch immer Frühling . . .

Hansi lauerte schon oben am Fenster, und er ging deshalb immer an der Anlagenseite der Straße unterm Bismarckdenkmal und nicht unter den Haus-

mauern hin, um hoch oben hinterm Glas das blonde Haar und das lachende Gesicht zu sehen und hinaufzuwinken — mit geschwenktem Hut und grüßender Hand.

Und die Wonne des Wiedersehens, die Gewißheit, zwei Stunden voll ungestörter Zärtlichkeit vor sich zu haben, ließ es so nebensächlich erscheinen, daß schlechtes und nur lauwarmes Essen auf ihn wartete, in weißlackierten, runden Blechgefäßen, die durch einen Lederriemen zusammengehalten wurden und eine Art von kurzer Säule bildeten. Die Aufwärterin, die die beiden Stuben rein machte, holte es aus der Nachbarschaft, wo ein „Bürgerlicher Mittagstisch" gehalten wurde, der auch Essen außer dem Hause abgab. Hansi kam nicht dazu die Speisen auf dem Petroleumkocher anzuwärmen, sie mußte doch am Fenster auf ihren süßen Schatz warten.

Einmal hatte sie einen großen Spaß. Schon von der Straße her schien es Elard, als sei das gar nicht Hansi da hinter den Scheiben. Aber als sie lachend an seinem Hals hing, sah er es: anstatt der lockeren Wellen, die ihrem runden Gesicht so gut standen, lag das Blondhaar in zwei dicken Schnecken geflochten über den Ohren, und eine weiße Scheitellinie zog sich von der Mitte über der Stirn bis hinten in den Nacken. Die schönen, zärtlichen, übergroßen Augen

waren die gleichen, sonst aber schien das ganze Gesicht verändert, seine unedle Form, die Winzigkeit der Züge kam kraß zur Erscheinung.

„Was hast Du gemacht?“

„Ich war bei Mieze Köhn, und da hat sie mich mal anders frisiert.“

„O, bitte, nicht — ändere das gleich!“ bat er geradezu leidenschaftlich; ja, man hätte sagen können, daß Angst in seiner Stimme sei.

Hansi amüsierte sich himmlisch. Aber natürlich, im Moment konnte sie es nicht ändern, sie brauchte doch eine Stunde zum Frisieren, und jetzt war Essenszeit.

So mußte er einstweilen dies merkwürdig zum Ungünstigen veränderte Köpfchen ertragen.

Ihm fiel noch etwas auf, und er fragte:

„Warum bist Du zu Frau Köhn gegangen?“

„O, da geh' ich doch oft hin. Mein Gott, das ist doch selbstverständlich, daß ich sie manchmal besuche! Wir sind doch dicke Freundinnen. Und es ist schauderhaft langweilig hier, wenn Du nicht da bist. Und Frau Köhn soll doch nicht denken, daß ich nun hochnasig bin?“

„Nein, nein, Du hast recht,“ sagte Elard zerstreut. Er dachte nach: Köhns sind anständige Leute — warum soll sie nicht zuweilen hingehen — es wird

schwer sein, ihr die feinen Grenzen zu erklären, die freundliche Höflichkeit von Intimität scheidet — sie wird allmählich selbst erkennen, daß da Unterschiede in der Kultur und den Formen sind — aber: langweilig? Eine Frau kann sich doch nicht langweilen? Seine Mutter war immer beschäftigt. Auch Tante Line. Sie zwar hatten Pflichten im Hausstand. Aber Malene hatte keine Pflichten — sie suchte sich welche — bildete sich unaufhörlich weiter. — Ja, das waren wohl Gewohnheiten und Bedürfnisse, die durch Erziehung und Veranlagung kamen . . . Das würde später anders werden. — Wenn die Mutter mit ihnen lebte, wenn man eigene Wirtschaft führte. — Die Mutter würde Hansi alles lehren . . .

Seine Gedanken spannen sich um sein Wesen mit endlosen Fäden, so daß er gar nicht mehr herausfinden konnte.

Hansi hatte aber keine solche Scheu mehr vor seinen Schweigsamkeitsanwandlungen. Sie wollte auf der Stelle wissen, was er denke, und küßte ihn so lange und zerrte mit Bitten, Scherzen und Fragen so lange an ihm herum, bis er halb widerwillig, halb lächelnd sagte:

„Ich dachte, Du wirst keine Langeweile mehr haben, wenn Mutter da ist und Dich in alle Hausfrauenkünste einführt. Und im steten Umgang mit

ihr wird Dir auch der Unterschied zwischen ihrer Bildung mit derjenigen der guten Frau Köhn aufgehen."

„Och . . .," machte Hansi gedehnt — es war ein ganz unbestimmter Ausdruck in ihrem Gesicht.

„Und weißt Du," fuhr er fort, „wenn Du Dich langweilst — räum' mal ein bißchen auf, Liebling, es ist so unordentlich bei uns, und die Möbel sind voll Staub."

„In so 'ner engen Wohnung kann man keine Ordnung halten," sagte sie entschieden.

Das hatte sie auch in der Marienstraße gesagt, und das kleine Stübchen war auch kaum zum Umdrehen gewesen, so daß damals die Ausrede überzeugend wirkte.

„Und gegen den Staub kann in Hamburg kein Mensch an. Ich bin sehr ordentlich," ereiferte sie sich, „ich sehe auch Deine Wäsche nach, obschon es kein Spaß ist."

Sie war wirklich beleidigt. Denn sie hielt ihre kleine Person so nett und sauber. Wer hätte auch unordentlich auf der Straße oder mit zerrissenem Unterzeug sich früher in der Garderobe zeigen mögen! Auf die Stuben kam es aber doch, weiß Gott, nicht an — wer sah sie denn?

Und so hatten sie ihren ersten Streit, der nicht sogleich in Versöhnung endete, denn Elards Gedanken waren benommen von der Gewißheit: Erziehung ist Geduldsarbeit.

Es war einige Zeit nachher, als Elard vergebens hinaufsah. Da war kein Gesicht gegen die Scheiben gedrückt, zu dem er hätte hinaufgrüßen können. Auf der ersten Treppe begegnete ihm dann Frau Köhn. Ihr langes Gesicht mit den besonders an den Mundwinkeln so fleischigen Wangen lächelte verbindlich. Sie benahm sich außerordentlich damenhaft und sagte ganz förmlich, daß sie erst heute dazu gekommen sei, Frau von Brohla ihren Gegenbesuch zu machen. Sie war ganz in Schwarz, höchst modern und so taktvoll gekleidet, daß Pelzwerk und Federn auf den ersten Blick beinahe wie echte Sachen aussahen.

Elard dachte, daß es ja eigentlich ein Glück sei, daß Hansi an diese Frau geraten war, die doch sehr auf sich hielt.

Oben fand er dann sein geliebtes Weibchen schon wieder anders frisiert. Ganz fabelhaft kunstreich und von dem schrägen Scheitel und den riesigen, abstehenden Puffen an der rechten Kopfseite höchst verändert. Jede Veränderung schien aber durchaus eine Entstellung zu bedeuten.

„Aber, Hansi! Ich mag Dein Köpfchen nun doch einmal nicht verändert finden.“

„Ich kann doch nicht immer und ewig die gleiche Frisur tragen! Außerdem mag Frau Köhn mit meinen schönen Haaren gern die neuen Moden nach dem Journal versuchen, ehe sie ihre Kunden so frisiert.“

Er schwieg und dachte nach, ob dies ein Anlaß sei, gebieterisch aufzutreten.

Das sind so merkwürdige Probleme in der Ehe: Es scheint fast unmännlich, Kleinlichkeiten seine Autorität gegenüberzusetzen — unter der Würde der Mannhaftigkeit scheint es — und doch: Kleinheiten und Kleinlichkeiten sind Maschen, und wenn Masche sich unzerstört an Masche fügt, so wird das allmählich ein Netz.

Hansi wollte wieder wissen, was er denke. Aber er konnte ihr nicht antworten, weil es unsichere Gedanken waren. Und deshalb sagte er abwehrend:

„Ach, laß nur.“

Aber Hansi witterte Feindseliges und erklärte, zwischen Mann und Frau gäbe es keine versteckten Gedanken, und man müsse sich beiderseits immer alles mitteilen.

„Nein,“ sagte ihr Elard, „das kann man nicht, und das darf man auch nicht. Man hat zuweilen

gärende Gedanken, die man selbst voll Zweifel ansieht, von denen man sich schließlich ganz abwendet, wenn man erkennt, sie können nicht klar werden. Wie voreilig wäre es gewesen, schon von ihnen zu sprechen. Die Unruhe der eigenen Gärung hätte man unnötigerweise in das andere Gemüt hinübergetragen und könnte ihm dann nicht helfen."

Hansi saß auf seinem Schoß und hörte nicht genau zu. Sie hatte noch ein Anliegen. Davon durfte man sich nicht ganz entfernen. Mieze Köhn war von Herrn Robikow vom Floratheater mit zwei Parkettplätzen beschenkt worden, Herr Köhn hatte seinen „Verein" heute abend, und da dachte denn Frau Köhn, wenn sie, die beiden Damen . . .

Elard war betroffen. Sollte er das verweigern? Aber Hansi bat auch nicht so eigentlich, sie sagte vielmehr nur, daß dies ihr Plan für den Abend sei, und sie bettelte bloß ein bißchen, daß Elard sich entweder auch einen Platz kaufen oder sich allein zu Haus nicht langweilen solle. Und mal ein Vergnügen, das müßten auch die ärmsten Leute sich gönnen. Und dann: Floratheater! Sie freue sich doch unmenschlich. Es wären doch sehr nette Zeiten da gewesen. Und für sie zwei beide sei das Floratheater doch gewissermaßen historisch — wo sie sich da kennen gelernt hätten. Und weil Elard nicht „nein" sagte,

nahm Hansi es für Einwilligung, küßte ihn und befahl zärtlich:

„Kaufe Dir nur einen Platz neben dem unsrigen — nötigenfalls tauschen wir unsere Plätze um.“

„Nun ja, dies eine Mal,“ gab er langsam zu.

Er blieb blaß und schweigsam. Er dachte daran, daß er seiner Mutter einst gesagt hatte, er könne sich keiner Frau unterordnen, und Malene sei ihm zu selbständig. Und nun? Vor so winzig kleinen Ueberraschungen des Alltags wich er zurück — wie ein Willenloser oder Unschlüssiger?

Hansi hatte Frau Köhn gegenüber wichtig getan: Elard ist so eigen; ich weiß nicht, ob mein Mann es mag, daß ich von Robikow ein Billett annehme; ich bin doch eben jetzt Frau von Brohla — man hat Standesrücksichten. — Sie wollte natürlich und unter allen Umständen hingehen, aber Frau Köhn sollte fühlen, daß es etwas gekostet hatte an Ueberredungen und Bitten. Nun war sie halb vergnügt und halb enttäuscht, daß es so leicht gegangen war.

Nachher aber meinte sie:

„Ach, Du bist doch launenhaft!“

„Ich?“

„Na ja, nun bist Du wieder mucksch, und Gott weiß, warum.“

„Launenhaft? Weil ich heute ein wenig schweigsam bin? Geliebtes Kind. Unser Leben, indem es gemeinsam wurde, hat eine ungeheure Veränderung erfahren, nicht nur in allem Zuständlichen um uns, sondern auch seelisch. — Und Du weißt es ja: ich habe viel mit mir zu tun — ich muß zu jedem, auch dem kleinsten Vorkommnis eine Art sichere Stellung in meinem Innern gewinnen —"

„Reut es Dich schon, daß Du mich geheiratet hast?" fragte sie aufwallend.

„Aber, Kind!"

„Na ja, es kommt mir manchmal so vor — diese schweigsame Nachdenkerei ist mir gräßlich. Wenn man glücklich ist, braucht man nicht nachzudenken," erklärte sie.

Er fand kein Wort der Erwiderung — keins ...

So verbrachte man denn zum erstenmal einen Abend außer dem Hause. Das Theater, ein großer, langer Saal mit Seitenlogen, war voll von Zigarrenrauch und nicht sehr glänzend erhellt. Auf der Bühne zog eine Posse mit Gesang und bunt belebten Szenen vorüber. Die Musik hetzte — eigentlich hörte man nur das Trumpfen des Basses und die Gewöhnlichkeit eines klappenden Rhythmus. Vorn an der Rampe stand zuweilen ein rundköpfiger Mann mit dunkeln Augen im bartlosen Gesicht, darin eine

kleine Nase mit riesigen Nüstern auffiel; er hatte die Daumen in die Hosentaschen gehakt, mit etwas schief gelegtem Kopf guckte er ungeheuer schlau und lustig ins Publikum und sang, bis ihm rasender Applaus antwortete. Oder da war eine Dame, die ihr beflittertes rosa Gewand sehr hoch emporhob und, an der Rampe entlang schreitend, kokett das Köpfchen seitwärts dem Hause zuwendend, ein Lied fast sprach, bis sie am Schluß jeder Strophe mit einer seltsam spröden, verbrauchten, flachen Stimme ein paar hohe Töne herausbrachte. Manchmal war die Bühne voll von ungeheuer vergnügten Herren und Damen, die aus irgendeinem Grund über die Maßen lebhaft taten — — —

Die erdrückende Sinnlosigkeit des Ganzen betäubte Elard fast. Er hörte, wie Hansi und Frau Köhn entzückt über Robikows Couplets lachten.

Im ersten Zwischenakt stand Hansi auf: sie wolle mal hinter den Kulissen guten Tag sagen; das erklärte sie im selbstverständlichen Ton. Elard, in seiner völligen Ueberraschung und vor all den Umsitzenden, konnte es ihr nicht verbieten. Er hatte eine dumpfe Angst, daß sie das Verbot nicht verstehen und entweder dagegen streiten oder mit der sichtbarsten Empfindlichkeit gehorchen würde. Er mußte sie gehen lassen. Unterdes machte Frau Köhn

eine Konversation mit ihm, die sie als gebildet und gewandt empfand, und in der sie sich ausnehmend gefiel.

Der Zwischenakt war lang. Bier und Butterbrot wurden von Kellnern umhergetragen. Frau Köhn war doch von Elards „Unaufmerksamkeit" und „Knauserigkeit" peinlich überrascht: er ließ ihr kein Bier geben . . .

Endlich kam Hansi zurück. Sie hatte geweint und war strahlend. Mit nassen Augen, ganz glückselig erzählte sie: nein, die Freude der früheren Kollegen! Alle hatten sie umarmt, und wiederkommen solle sie — ach ja, schön war es damals doch gewesen . . .

Es war so natürlich, daß sie diese Aufwallung hatte. Es ehrte ihr warmes, aufrichtiges Herz.

Das sagte Elard sich den ganzen Abend hindurch.

Aber er litt dennoch von Eifersucht. Ihm war, als wollten diese Menschen und diese Dinge von einst Hansi zurückholen. Als müsse er sie mit erhöhter Kraft festhalten.

Und als sie daheim waren, wieder allein mit sich und ihrer Liebe, rauschte sie von neuem auf, in ganz betäubenden Akkorden, und ihre brausenden Melodien verschlangen alle Mißtöne der letzten Zeit . . .

Elard aber fühlte inmitten aller Liebesseligkeit wieder jene rätselvolle, schwere Traurigkeit in sich,

die seine Leidenschaft zugleich verzehrender und quälend machte . . . Diese Traurigkeit, die eine überwundene Krankheit gewesen zu sein schien, ein paar Traumwochen lang . . .

Von diesem Tage an fand Elard das eine und andere Mal auch Herrn Robikow vor, der die Annahme der Billette und den Besuch hinter den Kulissen als Erlaubnis zu freundschaftlicher Annäherung von selbst angesehen hätte, auch ohne Hansis Bitte: „Besuchen Sie uns doch mal.“ Dieser Mann mit dem runden, grobknochigen, verbrauchten Gesicht, den frechen Augen und den riesigen Nasenlöchern war ihm schrecklich.

Er dachte darüber nach, wie er diese Besuche verhindern könne. Er fand keine Möglichkeit als die, Hansi zu bitten, die Beziehung abzubrechen.

Das nahm aber Hansi gewaltig übel. Erstens wußte sie nicht, wie sie das anfangen sollte, denn sie konnte ihm doch nicht ins Gesicht sagen: Bleiben Sie weg! Und überhaupt, was wollte Elard denn: Robikow war 'n Ehrenmann. Und vorigen Winter, als Hansi mal Influenza hatte und es ihr miserabel ging, hatte Robikow gesammelt, und sie hatten ihr zwei Flaschen Malaga und einen Korb voll Eier geschenkt. Jawohl, so 'n Mann war Robikow.

Elard wußte: Frühere Umwelt ist wie ein gefällter Baum — er scheint verschwunden, aber seine Wurzeln blieben im Boden, und ganz unversehens zeigen sich da und dort Schößlinge mit neuen Blättern.

Aber er gab seinen Wunsch nicht gleich auf, er erinnerte Hansi daran, daß sie selbst einmal über unbescheidene Handgreiflichkeiten Robikows geklagt habe.

Nun Gott ja — und wenn? Das war noch keine Todsünde, 'ne hübsche junge Kollegin mal um die Taille zu fassen — Leutnants seien auch keine Klosterbrüder . . .

Elard hatte einen allgemeinen Eindruck, den er am liebsten von sich abgewehrt hätte. Aber er kam immer wieder: ihm schien, als ob Hansi jetzt viel mehr und flinker spräche als früher — eine neue Art von Beredsamkeit offenbarte sich. — Eine Art, die ihn peinigte.

Zuweilen sehnte er sich nach Einsamkeit. Ganz gesammelt und still wollte er über zahlreiche, mehr gefühlte als zu benennende Veränderungen nachdenken. Wo war aber Einsamkeit für ihn? Die kurzen Wege vom Bureau nach der Wohnung und zurück ließen keine Zeit, einem Gedankengang recht zu folgen.

In der Wohnung konnte man sich nicht zurückziehen — sie war eng — zwei Zimmer — eine Zelle fast, mit zwei darin Gefangenen.

Einmal wollte er allein nach Tisch spazierengehen. Das Essen war so schlecht und kalt gewesen, er empfand es und erinnerte sich, daß es im Kasino für nur wenige Groschen mehr so unvergleichlich viel besser, appetitlicher und reichlicher gewesen sei. Die ganz objektive Bemerkung hatte Hansi als einen gegen sie gerichteten Vorwurf aufgefaßt und sich endlich zu der leidenschaftlichen Klage emporgesteigert: er gäbe ihr zu verstehen, daß er ihretwegen Opfer gebracht habe.

Dieser Streit machte ihn so müde. Er hoffte, in einer Stunde völliger Sammlung, bei einem weiten Gang durch klare Winterluft sich zu einer gewissen Frische zurückzukämpfen.

Aber da war die eben beruhigte Hansi in einen neuen Zustand von Kümmernis verfallen: er langweilte sich neben ihr; den ganzen Tag saß sie allein, und nun wollte er auch noch in den Mittagstunden ihr seine Gesellschaft rauben.

Er streichelte ihr das Haar und blieb bei ihr.

Er wußte es längst: das Bedürfnis nach Einsamkeit, das oft so stark in ihm war, kennen Seelen von

geringer Kultur nicht . . . Und er war an eine Seele von geringer Kultur gekettet . . .

Aber gewiß — sie würde reifen — wachsen — feineres Instrument werden . . . Vielleicht durch den täglichen Umgang mit der Mutter . . .

Vielleicht, nein gewiß, wenn sie selbst erst Mutter würde . . .

Aber das zu werden lag gar nicht in Hansis Wünschen. Als er einmal von solchen Zukunftsmöglichkeiten voll leiser Keuschheit und Andacht sprach, wurde Hansi ganz eifrig. Nein, nur nicht das! Das bedeutete für arme Leute, für Anfänger eine entsetzliche Last.

Elards Mund verschloß sich fest und bekam den harten, eisernen Ausdruck . . .

Hansi hatte durchaus das Gefühl, in einer glücklichen Ehe zu leben. Sie gefiel sich ungemein als Frau von Brohla. Auch kaufte sie sich Taschentücher und ein Handtäschchen mit einer siebenzackigen Krone.

Sehr gern hätte sie mal Gesellschaft gegeben: Köhns und Robikow und vielleicht sogar den Oberleutnant von Erlinghaus mit seiner Freundin, der Soubrette vom Floratheater. Das Essen hätte man ja bei dem „Bürgerlichen Mittagstisch“ bestellen können. Als sie es vor Elard in einer Art von

lautem Selbstgespräch erwog, sagte er liebevoll, daß das nicht wohl angehe . . .

Er ängstigte sich vor der nun entstehenden Debatte und auf wieviel Empfindlichkeiten die treffen mußte.

Aber Hansi sagte zu seiner Ueberraschung nur, ganz ergeben seufzend: „Du hast recht. Es kostet zu viel. Wir können es nicht.“

Sie war in einem fortwährenden Erstaunen begriffen, daß dreitausend Mark so wenig Geld sei. Sie hatte gedacht, es sei ein ganz feines Einkommen. Und früher hatte sie doch von zwölfhundert Mark gelebt. Und zwei kosten doch verhältnismäßig weniger als einer. Sie begriff es nicht! Wenn Miete, Wäsche, Essen, Feuerung und die Bedienung bezahlt war, blieb so wenig nach, daß es für Morgen- und Abendbrot kaum reichte. Und wenn man sich mal einen kleinen Extrawunsch erfüllte, kam man gleich gänzlich aus der finanziellen Ordnung.

Sie hatte schon in aller Heimlichkeit die goldenen Salzfässer von Malene versetzt, die man ja nie brauchte, und zwei silberne alte Löffel verkauft. Das würde Elard nicht bemerken. Der geringe Erlös hatte übrigens ihren Respekt vor den Sachen sehr vermindert.

Wie sollte das nun werden, wenn die Eltern noch mitessen wollten! Elard sagte zwar, in eigener Wirtschaft richte sich alles vorteilhafter ein als jetzt, wo man möbliert wohne und das Essen holen lasse.

Aber Hansi sah es sehr schwarz an. Und immer wieder kam sie — mit einem geheuchelten kleinen Seufzer — darauf zurück, daß es am besten sein würde, sie verdiene wieder . . .

Elard wußte ja, auf welchem Gebiet allein sie etwas Geld würde verdienen können . . .

Und die bloße Tatsache, daß sie so, von fern her freilich nur, daran zu denken schien, erregte ihn . . . Um sie zu beruhigen, sprach er davon, daß nach einjähriger Tätigkeit in der Sunda-Kompagnie sein Gehalt ohne Zweifel erhöht werden würde. Der Direktor scheine sehr zufrieden mit ihm.

Ein andermal stellte er ihr vor, daß ein kleines Engagement, wie sie es nur erhoffen könne, wahrscheinlich mehr koste als einbringe. Denn von abgelegten Garderoben-Prunkstücken, von Hansis Mutter erbeten und geschickt, könne doch keine Rede mehr sein. Und wenn man Toilette anschaffen solle . . . sie möge nur selbst rechnen.

„Meinst Du?" fragte Hansi ganz unüberzeugt.

Hansi mochte gern sehr früh zu Bett gehen. Oft genug aus Langerweile. Was sollte man abends eigentlich anfangen, wenn man beinahe nie ausging!

Dann lag Elard noch lange wach. Es war eine seltsam phantastische Stille nach der von durcheinander hallenden, stoßenden, rauschenden, pfeifenden und keuchenden Tönen erfüllten Unruhe des Tages. Worüber dann Elard nachdachte, hätte er am andern Morgen schwer sagen können. Eigentlich kämpfte er nur gegen einen furchtbaren Druck, gegen eine immer mehr anwachsende Niedergeschlagenheit.

Und es geschah wohl, daß er, die Worte geradezu mit den Lippen formend, in diese unbestimmten Unglücksgefühle hinein sagte:

„Sie tut ja nichts Böses — sie tut ja nichts Böses . . .“

Aber vor dieser Versicherung sanken die Traurigkeiten nicht in sich zusammen. Es schien vielmehr, als erhebe sich dann eine andere Stimme in ihm, die ihm zuflüsterte:

„Nein, es ist nur ihre Art . . .“

Manchmal hörte er in solchen Stunden seinen Zimmernachbar, den Flötisten, heimkommen. Das war ein solider Mensch, mit Zielen. Er schuftete sich in einem mindern Theater bei schlechter Musik ab, hetzte tags umher zu Proben und Unterricht und

hoffte einmal durch seinen Lehrer gut anzukommen. Er übte manchmal des Nachts — ganz leise — in der festen Hoffnung, daß niemand es höre.

Aber Elard hörte es . . . und es war zuweilen, als zwitscherten fern die Pirole im Walde, der als Mauer der Ruhe das Feld begrenzte, auf dem der alte Apfelbaum stand, mit dem Herzen, dessen Kontur zerrissen war . . .

Oft dachte Elard auch an die Sunda-Kompagnie.

Je mehr er sich in die Geschäfte hineinarbeitete, desto unverständlicher wurde ihm ihr Gang und ihr Gewinn.

Er übersann allerlei Tatsachen. Jawohl, die Sunda-Kompagnie hatte dank der billigen Frachtangebote, die sie machte, Tabakladungen erhalten, von Benkeulen nach Amsterdam; aber bei Ankunft im Hafen war acht Tage Regenwetter gewesen, bei dem der Tabak nicht gelöscht werden durfte. Der Dampfer hatte acht Tage im Hafen von Amsterdam liegen und warten müssen, dadurch waren Kosten und Verschiebungen entstanden, die bei den niedrigen Frachtsätzen nicht ertragen werden konnten, ohne Gewinn in Verlust zu verwandeln. Auch hatte Elard aus Schimpfereien der Kapitäne wie von unzufriedenen Passagieren entnommen, daß die Kalkulation der Sunda-Kompagnie falsch sei: das für

diesen Verkehr in Betracht kommende Publikum war international, in bezug auf Reinlichkeit und Komfort anspruchsvoll und erfahren. Es fand in der zweiten Kajüte der großen Lloyddampfer nach Singapore viel ausgiebigere Befriedigung aller Ansprüche als in der ebensoviel kostenden ersten Kajüte der Sunda-Kompagnie-Dampfer. Und man hatte gerechnet: auf solchen Strecken will jeder gern erster Kajüte und direkt fahren! Aber es zeigte sich, daß die Reisenden lieber in Singapore umsteigen wollten, um bis dahin besser und auf großem Schiff zu leben.

Eine ganze Reihe solcher und ähnlicher Dinge machte Elard den Kopf schwer. Wenn er zuweilen — in der Form, als bäte er um Belehrungen — zu dem ersten Buchhalter von diesen Umständen sprach, fand er ihn sorglos und voll Zuversicht. Natürlich, ein Geschäft mußte sich erst durchbeißen! Solche Anfänge waren nie einfach! Aber es käme noch! Bei den Verbindungen des Chefs! Freilich die Männer, die man einige Zeit als Kommanditisten genannt hatte, waren in der Tat nicht daran beteiligt. Aber die Verwandten des Chefs! Und das Vermögen, was der selbst habe! Und dann war da der Bruder des Chefs! Ein so reicher und unternehmender Mann! Ja, dieser Bruder des Direktors flößte Elard auch irgendwie Vertrauen ein. Man sah ihn

oft durch das Bureau gehen und in das Kontor des Direktors eintreten. Er hieß Hein Behrens, und sein Name hatte eine gewisse Popularität in der Stadt. Eine seiner Hauptunternehmungen war das Paketfahrt- und Eilboteninstitut „Parat“. Ueberall sah man die hellgrünen Wagen mit der Aufschrift „Parat“. Es gab keine Gegend der Riesenstadt, sei es inmitten ihres eiligen, rasselnden Geschäftsverkehrs, sei es in der vornehmen Stille ihrer Villenvororte, wo man nicht den graugrün uniformierten Radlern oder Fußgängern begegnete, an deren grüner Mütze mit weißen Buchstaben stand „Parat“.

Hein Behrens war immer jovial und immer eilig. Es wirkte, als wolle er diesen letzteren Umstand durch die erstere Eigenschaft freundlich ausgleichen. Er war groß, ein wenig zur Fülle neigend, trug immer einen weichen, braunen Filzhut, auch nachmittags und zur Börse, sein Pelz stand immer weit geöffnet, auch bei schärfstem Unwetter, und seine sehr blauen Augen hatten etwas Flinkes und zugleich Durchdringendes. Er strich mit seinen Blicken taxierend über Menschen und Dinge hin.

Für Elard hatte er oft ein gönnerhaftes Nicken, zuweilen sogar einen Händedruck und eine teilnehmende Frage, auf die er zwar die Antwort nicht abwartete; und einmal hatte er sogar gesagt:

„Hat mir gefallen, daß Sie vorurteilslos den bunten Rock ausgezogen haben. Arbeit ist Ehre. Das lernt man in Amerika.“

In seinen nächtlichen Grübeleien wurde es Elard ganz deutlich zur Gewißheit, daß die fröhliche Raschheit von Hein Behrens sich in der letzten Zeit, etwa seit Mitte Februar, ganz erheblich gemildert habe und nach und nach zu einem verstimmten Ernst geworden sei.

Er legte sich aufs Beobachten. Er dachte, seine eigenen Augen anzweifelnd: wenn man etwas finden will . . . Aber doch: er mußte es sich zugeben: Herr Behrens sah mürrisch, wenn nicht besorgt aus. Mehr noch wenn er ging, als wenn er kam.

Zuweilen dachte Elard, ob er es wagen könne, Herrn Hein Behrens aufzusuchen und ihn aufs Gewissen zu fragen: Wie steht es mit der Sunda-Kompagnie? Denn Herr Behrens wußte ja, wer er war, und daß er um seiner Heirat willen in diese Tätigkeit hineinverschlagen sei. Mann zum Mann unter vier Augen! Da sollten doch redliche Worte gewechselt werden können! Aber dann kamen wieder Bedenken; es schien Elard unmöglich, sich gerade an den Bruder des Direktors mit einer Frage zu wenden, die doch Mißtrauen bedeutete.

Eine Woche nach der andern verstrich. Und in Elards Gemüt wuchtete die Sorge wie ein Bleigewicht.

Er wurde immer schweigsamer. Und wenn Hansi darüber schalt, konnte er ihr nur recht geben.

Er versuchte einmal, ihr seine Zweifel über die Blüte der Sunda-Kompagnie klarzumachen. Da lachte sie:

„Und wenn die Leute ihr Geld zusetzen! Was geht's Dich an. Es ist ja nicht das Deine."

Es kam jetzt manchmal vor, daß er Hansi am Abend nicht zu Hause fand. In solchen Fällen hatte sie nichts für ihn auf den Tisch zurechtgestellt, was er für ein Abendbrot hätte ansehen können. Das war keine Lieblosigkeit von ihr. Sie dachte einfach gar nicht an solche Art Fürsorge für den Mann. Und er mochte sie nicht dazu erziehen.

Er dachte: wenn Mutter erst da ist, wird ja alles von selbst anders. Für jetzt war er schon dankbar, wenn er sah: Hansi hatte einen Zettel hingelegt: „Hol' mich von der Flora ab." — „Hol' mich vom Stadttheater ab." — Sie bekam jetzt oft und noch im letzten Augenblick vor Beginn Karten zum Theater — Elard mußte auf den Gedanken kommen, daß sie sie von früheren Kollegen oder Kolleginnen erbat. Aber

er fragte nicht . . . es wurde ja alles anders . . . vom fünfundzwanzigsten März ab.

Der Frühling kam. Aber kein Lächeln ging durch die von Rauchschwaden und Nebeln oft verdüsterte Stadt. Den trüben, lehmfarbenen Fluten des Stromes schwollen vom Oberland her gewaltige Wassermengen zu, trieben kreisende, schmutzige Eisschollen vor sich her und stießen sie aneinander und an den Leibern der Schiffskolosse entlang.

An einem solchen lauten und dunkeln Tag hatte Clard an Bord des Dampfers „Veltofreden" zu tun. Die Winden kreischten, und die Frachtstücke baumelten schwer pendelnd an den Ketten, die vom Kran herabhingen. Der eiserne Arm des Krans wandte sich in langsamem Schwunge bald dem Leichter zu, der Backbord längs lag und das Stückgut aufnahm, bald streckte er sich über dem dunkeln Schlund des Laderaumes aus. Diese majestätische Bewegung hatte etwas Menschliches, als nähme ein Riese sich des Spielzeugs an, es voll Grandezza hin und her bewegend. — Von dem Leichter schimpften die Schauerleute nach oben hinauf, von oben schrien sie nach dem Leichter hinunter. Auf einem Nachbardampfer heulte die Sirene irgendwelche Signale über Deck hin. Glockentöne schlugen an. In den Rahen

war der Wind und ließ knarrend und klatschend anschlagen, was nicht stramm saß vom Tauwerk.

Die Kapitänskajüte war von einer wahren Tropenhitze erfüllt. Einige Steinkruken mit schweren, holländischen Schnäpsen standen auf dem Tisch.

Elard dachte, es sei zum Ersticken, und der Kapitän sagte:

„Ja, so müssen wir es nun mal haben. Besser warmer Mief, als kalter Ozon — so denken wir Seeleute.“

Und übrigens war der Kapitän erbittert. Sein braunes, bärtiges und kluges Gesicht war ganz durchblitzt von Zorn. Nichts als Klagen und Reklamationen hatten die Passagiere gehabt — und alles fiel auf den unschuldigen Kapitän. Und da waren die Abrechnungen: erfreulich waren sie nicht. Ein bißchen Zwischenfracht von Benkeulen nach Kolombo — von da eine kleine Ladung Tee und ein Posten Matten nach Port Said — und so weiter. — Und noch diesen Nachmittag wollte er zum Direktor Behrens gehen und nach einer gründlichen Aussprache sich entscheiden, ob er sein Verhältnis zur Sunda-Kompagnie lösen müsse. Wenn sie Mittel hatte, mußte sie die Dampfer sauber und eleganter einrichten, die Verpflegung mußte besser und reichlicher werden, denn an Bord wollen die Leute immer

essen, und haben sie da was zu mäkeln, machen sie der Linie schlechten Ruf. Eine ganze Liste hatte der Kapitän, auf der die bitter notwendigen Verbesserungen vermerkt standen. Natürlich: Das kostete 'n Haufen Geld. Hatte die Gesellschaft aber nicht die Mittel, na, dann konnte der Deubel überhaupt den ganzen Kram holen.

Und er machte vor Elard, nachdem er auf Verschwiegenheit mit ihm angestoßen und voll Energie seinen Genever gekippt hatte, kein Hehl daraus, daß er die Sunda-Kompagnie für oberfaul, respektive für nicht lebensfähig halte. Die sei wieder mal eins von den fabelhaft naiven Unternehmungen, die mit ungenügendem Kapital in die Welt gesetzt werden und lächerlich glücken können, wenn sie von erster Stunde an Dusel haben. Aber die kleinste Puste können sie nicht vertragen — bums fallen sie um. Ein solches Unternehmen muß aber Rückgrat haben, Rückgrat von Gold, damit es auch stramm stehenbleibt, wenn erst mal Fehlschläge sind. —

Am allerwütendsten war der Kapitän auf sich selbst. Erster Offizier war er gewesen beim Lloyd. Und da hatte er sich weglocken lassen, hatte gedacht: das Avancement ist zu langsam, und gleich Kapitän werden und zur Gage noch die Tantieme — das sollte schmecken. Eigentlich hatte er's seiner Frau

wegen getan. Sie war aus gutem Hause, sie liebte ihn, und da wollte er ihr höheres Einkommen und ansehnlichere Stellung bieten. Nun saß man da. Woher wieder einen Dampfer kriegen! Ja, anstatt Heimkehrfreude, war's Sorge, die man mitbrachte.

Schließlich merkte er, daß Elard bleich und mit hart geschlossenem Mund dasaß, auf den Boden starrend.

„Na," sagte er tröstend, „ich kann mich ja auch irren. Es kann falsche und kurzsichtige Disposition sein, was als Mangel an Kapitalkraft wirkt. Hoffen wir das Beste. Aber immerhin — wenn ich Sie wär'! Ich sähe mich nach 'ner neuen Position um — beizeiten — eh' der Kontorstuhl unter mir doch vielleicht zusammenkracht. Denn bei dem Ueberangebot der Kräfte — gerade im kaufmännischen Leben — na, aber 'nem jungen, ledigen, fixen Kerl steht die Welt offen."

„Ich bin auch verheiratet," sagte Elard gepreßt, „und habe auch sonst . . ."

Er vollendete nicht.

Der Kapitän, in der Gutmütigkeit und Freigebigkeit des Seemanns, holte gleich aus dem Seitenschrank seines Schreibtisches allerlei Kleinigkeiten hervor: eine Kette von merkwürdigen blaugrünen Glassteinchen, die durch milchfarbene Perlreihen

verbunden waren, einen Schal aus Goldfäden und blaugrünem Flor, einen Fächer — wie die Eingeborenen auf Sumatra sie sich anfertigen und brauchen. Das sollte für die junge Frau sein. Und er klopfte Elard, als dieser mit den Schiffspapieren in der Mappe dann ging, noch ermutigend auf die Schulter.

Als Elard mittags diesen hübschen, ostasiatischen Tand mitbrachte, war Hansi wie besessen vor Freude. Sie hing sich die Kette um und nahm den Schal um die Schultern, fächerte sich und stand vor dem Spiegel. Da Kette und Schal zufällig in den Farben zusammen und zu Hansis hellblauer Flanellbluse paßten, sah es hübsch aus. Ihre Glückseligkeit rührte Elard.

Was biete ich ihr eigentlich, dachte er; sie ist nicht unbescheiden; mit ein wenig Schönheit und Sorglosigkeit wäre sie glücklich und bliebe vielleicht zufrieden.

Zum erstenmal durchzuckte ihn der Gedanke:

Tat ich recht — an ihr — auch an ihr?

Es war beinahe, als ob dieser neue Gedanke seinen Mut stärkte, von seiner Männlichkeit den Druck hob.

Er wollte tapfer kämpfen!

Die Warnung des Kapitäns verlor ihr drohendes Gesicht — wurde vielmehr zum Ansporn.

Elard wollte sofort versuchen, sich nach einer andern Stellung umzusehen. Er wußte zwar jetzt noch genauer als vor Monaten, wie schwer es ist für einen Mann ohne Verbindungen und ohne den regelrechten Gang einer kaufmännischen oder sonstigen Berufsausbildung, einen gut bezahlten Posten zu erlangen.

Aber er hatte ja auch keine Vorurteile mehr — wähnte er wenigstens — alles sollte ihm recht sein —, sagte er sich.

Er dachte daran, im „Korrespondenten" und in den „Nachrichten" anzuzeigen, daß ein früherer Offizier in noch ungekündigter kaufmännischer Stellung einen andern Wirkungskreis suche.

Er erinnerte sich, daß er früher so oft voll Mitleid über solche Annoncen mit den Kameraden gesprochen hatte . . .

Aber es mußte versucht werden . . . Ein einziges Angebot lief ein: ein Agent machte sich anheischig, gegen Vorausbezahlung von fünfhundert Mark und gegen Zusicherung gewisser Prozente von der Einnahme, eine Stellung zu verschaffen. Elard hatte die fünfhundert Mark nicht, und als er im Adreß-

buch die „Firma“ des „Agenten“ nachsuchte, fand er sie nicht.

In seiner Mittagspause machte er weite Gänge: bei allen bekannten Reedereien sprach er vor; manchmal gelang es ihm, von den Chefs empfangen zu werden. Vielleicht erweckte seine Visitenkarte da und dort Erinnerungen an den Offizier des Hamburgischen Regiments, der um einer Heirat willen seine Karriere aufgab . . . Man hatte vielleicht in der Gesellschaft davon gesprochen.

Aber es schien, als gäbe es in all diesen großen Betrieben niemals eine Vakanz und niemals eine Vermehrung der Arbeitskräfte. Ueberall bedauerte man höflich, an einigen Stellen bedauerte man auch nur mit einiger Ungeduld . . .

Und immer hatte Elard ein Gefühl tiefer Demütigung, gegen die er dann mit vielen Verstandesgründen ankämpfen mußte, um sie zu besiegen.

Nun sah er, wie recht der Kapitän mit seinem Rat gehabt hatte, sich beizeiten umzutun.

Es war nicht auszudenken, wie es sein müßte, diese Gänge zu tun, wenn man brotlos wäre . . .

So heiß hatte er sich ein Resultat seiner rastlosen Bemühungen gewünscht, ehe die Eltern einträfen.

Wie sollte er ihnen diese Gänge und Abwesenheiten in der Mittagspause erklären, ohne sie zu be-

unruhigen? Hansi war zufrieden gewesen mit der kurzen Auseinandersetzung: „Ich will versuchen, einen Posten mit höherem Gehalt zu bekommen.“ Das billigte sie. Und als Optimistin war sie völlig sicher, daß Elard bald mit einer glänzenden Anstellung in der Tasche ankommen würde.

Sie selbst benutzte die Stunde nach Tisch dann zu Sie standen vor den Schaufenstern der Friseure, einem kleinen Bummel mit Mieze Köhn nach Hamburg hinein. Manchmal ging Robikow mit. Juweliere und Modehäuser still, machten sich nichts aus Regen und Nebel, waren harmlos und vergnügt und leisteten sich ab und zu eine Einkehr in den Alsterpavillon. Robikow verteilte seine Galanterie gerecht zwischen beiden Damen, und er sagte oft so freche Sachen, daß Hansi sich halbtot lachte und ihm nur gratulierte, daß ihr Mann so was nicht höre. —

Es kam die zweite Hälfte des März heran, und Elard hatte immer noch keine Aussichten — gar keine.

Der Dampfer „Beltofreden“ lag noch im Hafen und kostete Liegegelder. Eines Tages hatte man im Bureau heftige Stimmen drinnen im Kontor des Direktors gehört; Elard erkannte die des Kapitäns. Und dann hörte man, daß dieser seine Stellung bei der Sunda-Kompagnie aufgegeben habe, und daß

für den „Weltofreden" ein neuer Kapitän engagiert sei. Aber einstweilen wurde der Dampfer von dem Zweiten Offizier betreut, und der Segeltermin verstrich, ohne daß das Schiff abreiseklar gemacht wurde. Dies alles sagte Elard genug.

Nun mußte er für einige Tage seine Gänge unterlassen — er wußte auch eigentlich nicht mehr, wohin denn noch gehen, wo denn noch anklopfen.

Die Ankunft seiner Eltern stand bevor. Man mußte die neue Wohnung vorbereiten. Mutter hatte sorgsam gewaschene und gestopfte Gardinen und die verschossenen alten grünen Ripsvorhänge und Portieren vorausgeschickt. Hansi und Elard machten sich auch daran, ihr bißchen Hab und Gut zusammenzupacken. Am Fünfundzwanzigsten nachmittags kamen die Eltern; eine Nacht mußten sie im Hotel bleiben, am Sechsundzwanzigsten konnte dann der Einzug bewerkstelligt werden.

Hansi schien so still und mürrisch. Dies war ganz ungewohnt an ihr.

„Hansi, freust Du Dich nicht auf die Eltern, und daß wir eine Wohnung bekommen, wo wir wirklich für uns sind?"

„Für uns?! Nimm es mir nicht übel, aber so mit den Schwiegereltern zusammen, das ist ja nie leicht."

„Es wird sehr herzlich und schön werden.“

„Wollen's hoffen.“

Seit langer Zeit hatte Elard, trotz aller Härte der Umstände, eine stille, tiefe Freude gehabt, wenn er daran dachte, daß er nun jeden Tag seine Mutter sähe, daß durch sie und ihre wundervolle Würde ganz wie von selbst Hansi erzogen und erhoben werden mußte . . .

Ihm kam es oft vor, als habe Hansi sich verändert, als habe die Ehe sie nicht geadelt, sondern mehr verflacht . . . Da stand er vor Rätseln der weiblichen Natur — er fühlte es wohl . . .

Auf den Einfluß seiner Mutter hatte er voll heißer Hoffnungen gerechnet . . .

Nun war alles Angst und Beklommenheit geworden . . .

Hansi bestand darauf, die Eltern mit vom Bahnhof holen zu wollen. Das sei natürlich ihre Pflicht. Und ob Elard denke, sie wolle es an Höflichkeit fehlen lassen . . .

Er wäre so gern allein gegangen . . . Und erschrak tief und furchtbar, als er das begriff.

Wie ihn dann das Wiedersehen mit den Eltern erschütterte . . .

Alt und klein war die Mutter geworden . . . Das Herz klopfte ihm vor Jammer . . . Und die Mutter

sah, wie elend und wie voll harten Ernstes das Gesicht ihres lieben Jungen geworden war . . .

Sie sahen sich tief — tief und lange in die Augen. Der Rittmeister stand stramm dabei, guckte weg und hatte nicht so viel Herrschaft über seine Stimme, auch nur ein einziges Wort zu sagen . . .

Hansi benahm sich, wie es ihr von Mieze Köhn angeraten worden war: sie küßte der Mutter die Wangen und dem Vater die Hand und sagte, wie wohl sie aussähen, und daß man in der neuen Wohnung recht glücklich zusammen leben wolle, und daß sie, Hansi, sich es nicht nehmen lassen werde, die Mutter zu pflegen und von ihr zu lernen.

Elard sah vor sich nieder. Er erriet, daß dies keine Improvisation sei. Daß die Worte nicht aus dem Herzen kamen, hörte und sah man: glatt flossen sie, und Hansi lächelte, wie sie immer lächelte.

Sie meinte es gut — gewiß — gewiß . . . Sie war auch stolz, wie „taktvoll" sie es gemacht hatte. Und im Moment überwog auch die Neugier auf die Sachen im Möbelwagen und der Spaß am Einräumen jede andere Empfindung.

Das spürte Elard klar . . .

Hansi verabredete mit den Eltern, daß sie sich am andern Morgen um neun Uhr in der Wohnung treffen wollten, dann sollten auch der Möbelwagen

und die bestellten Leute dasein. Elard konnte ja leider nicht helfen. Der mußte ins Geschäft, das war nun mal in Hamburg so, erklärte Hansi, als wolle sie die Eltern belehren: hier geht es anders zu als auf dem Lande . . .

Am andern Morgen sah es im Bureau eigentlich aus wie immer. Und doch schien irgendeine ungreifbare Veränderung da zu sein — als wären die Menschen stiller — die Luft kälter — die Räume leerer. —

Der Buchhalter schien vor Ueberbürdung nicht den Kopf von seinen Schreibereien erheben zu können . . .

Einmal kam ein Herr und hatte ein erregtes Flüstergespräch mit dem Buchhalter . . . man verstand, daß dieser sagte: es sind doch immer noch fünf Tage . . . Und dann: bis Ultimo sind noch viel Möglichkeiten . . . Auch versicherte er, daß Direktor Behrens nicht anwesend sei. Er saß aber im Kontor.

Dann kamen zwei Leute, die sich nach der Abreise und den Preisen des Dampfers „Veltofreden" erkundigten; während Elard ihnen Prospekte gab und diese mit mündlichen Versicherungen ergänzte, trat der Postbote mit der zweiten Vormittagspost ein.

Der Buchhalter selbst trug sie zum Chef ins Kontor.

Dann wurde es wieder still — so erdrückend ungestört still, als sei dies kein Raum, von dem aus eine der Adern des Weltverkehrs ihren Pulsschlag erhalten sollte . . .

Bis ein merkwürdiger, harter Ton — ein Knall, als platze eine Blase — dieses drohende Schweigen zerriß. —

Das war nebenan . . .

Die Köpfe, die über Bücher und Briefbogen gebückt gewesen waren, richteten sich jäh auf . . .

Mit aufgerissenen, entsetzten Augen starrten sich die Männer an . . .

Sie wußten auf der Stelle, was das für ein Ton gewesen war . . .

Und anderthalb Stunden später konnte Elard nach Hause gehen . . . Nun hatte er Zeit, viel Zeit, das neue Heim mit einzurichten, wo sein junges Weib und seine alten Eltern wohnen sollten, um von dem Brot zu leben, das er verdiente . . .

Als er in die Straße einbog, sah er schon den großen blauen Möbelwagen stehen, und als er sich dem Hause näherte, wurde gerade seines Vaters Schreibtisch hineingetragen.

In den leeren Räumen des Hauses wuchs die Kälte. Nachdem auch noch die allerletzten Sachen vom Tischler Vollhagen abgeholt worden waren, entstand eine Kahlheit von unbeschreiblicher Melancholie.

Aus diesen Zimmern hatte das Schicksal das Glück und den Inhalt mehr als eines Menschenlebens weggefegt.

Die Sonne glänzte kalt hinein; die länglichen Formen der Fenster lagen schräg und hell als Licht auf dem Estrich, mit den sonderbar verschobenen Schatten ihrer Kreuze. Häßlich und verbraucht sahen die Tapeten von den Wänden herab. Wenn Malene durch die Zimmer ging, dünkten sie sie weit wie Säle. Es klang ihr Schritt.

Und kaum war der frühere Besitzer davongefahren, so kam ein emsiges Leben herangeflutet, als ergösse sich eine Woge von arbeitenden Menschen über Hof und Feld. Voll flinker Fröhlichkeit entwickelte sich das Treiben, und man sah wieder das Schauspiel freudigen Gehorchens, wo sichere Befehle gegeben werden. Herr Klingemann, der Inspektor, zog sofort in die vormalige Schreibstube des Rittmeisters. Herr Klingemann war ein energischer und ehrgeiziger Mann, dem vielleicht weniger daran lag, vor Malene zu bestehen, als vor dem Breiten-

burger Haldern, der für ihn die Autorität aller Autoritäten war, und dessen Geist ihm gewissermaßen allgegenwärtig zu sein schien. Denn dereinst Administrator auf einem der Güter des Breitenburger Komplexes zu werden, war Herrn Klingemanns Ziel. Daß er zur Erreichung dessen der Berufene sei, wollte er auf Wernsdorf beweisen.

Auf der Koppel hinterm Garten, wo man Kieslagerungen vermutete, begann eine Kette von Arbeitern Grabungen. Dicht hinter dem alten Apfelbaum entstand schon am ersten Tag so etwas wie ein Erdwall.

Die Felder, die sich vom Erlenbusch ab in sehr sonniger Lage westlich hinstreckten, wurden für den beabsichtigten Gemüseanbau im großen umrigolt.

Auf dem langen Streifen etwas sumpfiger Niederung, wo bisher immer das Gras sauer geworden war, so daß die Kühe es nicht fressen konnten, begann man mit Weidenanpflanzungen. „Es gibt nichts Einträglicheres als Weidenanbau, wenn die Bodenverhältnisse ihn gestatten," sagte Herr Klingemann.

Und Herr Klingemann mit seinen Kniestiefeln und seiner scharfen Adlernase war überall.

Malene hätte ja nun gehen können. Gleich nach ihrer Abreise konnte dann der Ausbau des Hauses

beginnen. Die Pläne sahen eine stattliche Erweiterung nach der Gartenseite vor.

Sie fühlte selbst, einen freudloseren Aufenthalt konnte es kaum für sie geben.

Der Schauplatz eines Zusammenbruches ist keine Stätte, die einem schwer bedrängten Gemüt wohltun kann — das sagte sie sich und blieb doch.

In Berlin wartete ein Mann — der, dem sie ihre Zusage gegeben hatte . . .

Aber es war gerade, als erfände Malene immer neue Schwierigkeiten, die geebnet sein wollten, bevor sie an Abreise denken könne.

Sie kämpfte mit sich, verstand sich nicht — und blieb doch.

Sie war ja mit ihrem Verstand so klar und mit sich selbst völlig darüber einig, was sie wollte . . .

Sie wollte ein von interessanten und vielfachen Pflichten angefülltes Leben haben. Sie wollte sich nicht von einer unglücklichen Liebe zerbrechen lassen. Sie wollte den Mann heiraten, der mit ihr eine gemeinsame Zukunft auf ruhiger und sicherer Basis aufzubauen wünschte. Den Mann, dessen Klugheit ihr eine Gewähr bot für geschmackvolle Form und mannigfach belebten Inhalt des Alltags. Und sie wußte: ein solcher Mann begegnete ihr nie-

mals wieder — einer, der keine Liebe forderte, sondern nur Herzlichkeit, Sympathie und Gleichgesinntheit in der Arbeit. Jeder andere Man würde zu ihr von Liebe sprechen, sie von ihr erwarten . . .

Und sie glaubte von sich, daß ihr Herz keine neue Lebenskraft zurückgewinnen könne — niemals. —

Und trotz dieser völligsten Entschlossenheit, mit der sie an ihre Vereinigung mit Alfred Langemak dachte, sich immer wieder die nahezu mustergültigen Vorteile dieser Heirat vorstellend, trotzdem blieb sie.

Er depeschierte eine Frage. Die, wann er sie in Berlin erwarten dürfe.

Sie antwortete mit einer kurzen Depesche: erst in einigen Tagen.

Nun setzte sie sich einen Termin. „Wenn ich erst Nachrichten aus Hamburg habe." Die Mutter hatte doch versprochen, gleich zu schreiben, wenn auch nur eine Postkarte. Aber es kam nichts. Keine Zeile. Eine unerträgliche Unruhe befiel Malene. Sie wagte sich kaum einzugestehen, daß die Nachrichten von den lieben alten Leuten ja auch zugleich Kunde vom Leben des geliebten verlorenen Mannes bedeuteten.

Solange sie mit seiner Mutter zusammen gewesen war, hatte sie auf eine seelische, schmerzlich-befriedigende Art doch immer auch noch Teil an ihm gehabt. Die Mutter sprach von ihm, man sah seine Hand-

schrift auf Briefen, da waren die Räume, in denen er geweilt, da waren die Stätten der Erinnerung . . .

Nun war alles, alles zerstört. Er war wie verschollen — ein Toter für sie . . . wenn die Mutter schwieg . . .

Malene fing an, nach der Post auszusehen, fast wie damals, ehe die Unglücksnachricht kam.

Aber neben der Zeitung lagen immer nur gleichgültige Sachen; Tante Line schrieb, und sie war am dritten Tag ihres Aufenthaltes in Itzehoe schon ganz und definitiv in ihrem Urteil über den dortigen Aufenthalt und die Menschen sicher: alles war entzückend, die Pension und die Pensionärinnen, die Jugendfreundin im Stift. Es schien wirklich, als hebe nun ein Dasein für Tante Line an, mit endloser Musik von Friedensschalmeien an gemütlichen Whisttischen und bei behaglichen Kaffeestündchen. Ganz Itzehoe hatte offenbar nur auf Tante Line gewartet, um aus ihr viel Wesen zu machen. Auch konnte sich Tante Line einiger Anspielungen nicht enthalten auf die mit stiller Würde getragene Tatsache, daß in Wernsdorf nicht alle Menschen richtig nach ihrem Wert eintaxiert worden seien. — Diese Nachricht beschäftigte Malene fünf Minuten humoristisch. Dann war wieder die Unruhe und die Leere da.

Auf dem Hofe begegnete ihr eines Tages Tammsen. Er nahm die Mütze ab und stand still. Sein bartloses, verkniffenes, kluges Gesicht hatte ein leises, hilfloses Lächeln.

„Na, Tammsen?" fragte Malene nicht sehr ermunternd.

Aber Tammsen besah noch zaudernd das Futter in seiner Mütze.

„Wünschen Sie etwas?" fragte Malene ein wenig kälter, als sie sonst mit den Leuten zu sprechen pflegte, denn sie erinnerte sich all der namenlosen Aergernisse, die Tammsen mit seinem frechen Mundwerk dem Rittmeister bereitet hatte.

„Ik wull mal fragen — hett he all schreven?"

„Wer?"

„Och hott, de Rittmeister — — he fehlt an allen Ecken und Enden . . ."

„Nein," sagte Malene, „es ist noch keine Nachricht gekommen."

Und sie fühlte eine merkwürdige Aufwallung . . . ja, ja, auf dem Hofe fehlte die hohe, hagere Gestalt und das weißhaarige, schmale Haupt . . . Und man wünschte sich, daß die zornige Stimme ein kleines Donnerwetter herauspoltern möchte . . .

„Nu geiht dat hier bannig neumodsch to," sagte Tammsen langsam.

„Wollen Sie fort?"

„Oh nee — dat dje nu nich — weg nich — ik meen man blot so . . ."

Er hat Heimweh nach seinem alten Herrn, dachte Malene . . . Jetzt donnerte ihn zwar niemand an . . . aber er konnte auch nicht frech werden — vielleicht war ihm deshalb dumpf zumute, als verkümmere sein Wesen — als sei er um irgendein angeborenes Recht betrogen . . . .

„Un denn," sagte Tammsen, „denn wull ick mal na de Sunda-Kumpanie fragen . . . bi Lübbers wär de Red . . . ganz kapiert hev ick dat nich . . . aber de Kumpanie is dje woll tosammenkracht . . ."

„Ich weiß nichts," sprach Malene.

Sie lief in ihr Zimmer — da lag die Zeitung von heute morgen — wo waren die andern, von den vorhergehenden Tagen? — Malene hatte keine Gemütsruhe gehabt zu lesen — alle Begebenheiten der Welt erschienen so gleichgültig neben dem, was sie mit ihrem Herzen auszumachen hatte . . .

Mit kalten Fingern faltete sie die bedruckten Bogen auseinander — suchte herum — übersah Notizen — der Name des Direktors Behrens war ihr entfallen — vielleicht hatte sie ihn auch niemals gehört . . . So ging ihr Auge über die Nachricht von der Beerdigung seiner endlich freigegebenen Leiche

hin. — Ihr fiel ein: im Handelsteil. — Aber es war die Morgenausgabe der Zeitung, und sie enthielt keine Börsennachrichten . . .

Anna kam gelaufen; sie hatte noch ein paar Blätter gefunden . . .

Und Malene fuhr fort zu suchen. Spalte auf und ab.

Bis sie fand. Es war eine Notiz, die als zweite oder dritte von dem Ereignis sprach, also nicht mehr seine ganze Umrißlinie gab, sondern nur noch eine Ergänzung.

Malene verstand sich wenig auf das wunderliche Deutsch solcher Handelsberichte und Fachausdrücke. Sie las allerlei von bevorrechtigten und nicht bevorrechtigten Forderungen, von der Masse, von der beteiligten Bank, die durch den ihr als Sicherheit schon längst verpfändet gewesenen Dampfer der Kompagnie gedeckt war, von Verwandten des Direktors Behrens, die schwere Verluste erlitten, von Hein Behrens, dessen Firma gesund genug sei, solchen Schlag zu überwinden — und solche Sachen.

Von Elard stand da nichts . . .

Aber wie sollte das sein . . . Er war ein bescheidener Angestellter gewesen . . .

Dies jedoch war gewiß: das Haus, in dem er sein bißchen Brot erwerben sollte für die Seinen — es

war zusammengestürzt. Und die Trümmer begruben auch die bescheidene Existenz der teuern Menschen.

Nun wußte Malene, weshalb die Mutter geschwiegen hatte.

Es gibt ein Uebermaß des Unglücks . . . Der Getroffene klammert sich an seine letzte Würde, an den Stolz.

Malene wußte: sie wollten sich vor ihr verstecken. Sie drängten sich nicht auf.

Aber man kann sie suchen — an den Händen erfassen und sie zum Licht zurückführen . . .

Es gibt Zusammenhänge von Mensch zu Mensch, die sich nicht nachrechnen lassen, die nicht auf Stammtafeln und nicht in Standesamtsregistern verzeichnet stehen.

Und Malene fühlte: dies Schicksal war mit auf ihre Schultern gelegt. Diese Familie war die ihre. Ihr kam es zu, sie zu trösten. —

Plötzlich hatte ihr Leben einen Inhalt. Der Verstand brauchte ihr nicht mehr mit klug ausgesonnenem Programm die Zukunft schön auszumalen. Aus ihrem Herzen war jeder Kampf und jede Schwere verschwunden. —

Sie schrieb einige Zeilen an Alfred Langemak.

„Lieber Freund! Ich kann nicht nach Berlin kommen. — Unglückliche bedürfen meiner. Mehr brauchte ich eigentlich nicht zu sagen. In dem Augenblick, als die alten Brohlas sich an ihres Sohnes ärmlichen Herd flüchteten, erlosch dessen Flamme. Ich fahre nach Hamburg, um zu sehen, ob es eine Form und eine Möglichkeit gibt, die teuern Menschen aus diesem Schiffbruch zu retten. Alte Menschen! Alte Menschen, die in Sorgen leiden! Könnte ich mit solchem Wissen eine ruhige Stunde haben?

Verzeihen Sie mir, wenn ich mein Wort in diesem Augenblick nicht halten kann.

Ich schreibe Ihnen bald von Hamburg aus, wohin ich sofort abreise.

Mit herzlichen Grüßen Ihre

Malene von Haldern."

In rasender Hast wurde gepackt. — Tammsen spannte an — mit dem Wesen eines Menschen, der sich etwas darauf zugute tut, näher beteiligt zu sein und mehr von den Dingen zu wissen als andere. Und weil sonst niemand da war, wurde er wenigstens gegen den Hofjungen grob.

Erst in der Bahn konnte Malene nachdenken. Aber was war da eigentlich viel nachzudenken.

Sie fühlte eine Festigkeit, einen Mut, ja beinahe eine Freudigkeit in sich wie noch nie in ihrem Leben.

Es erschien ihr wie ein Ausgleich: sie hatte kein Glück gefunden durch den geliebten Mann; ihm in seinem Unglück beistehen zu können, erhob sie förmlich.

Aber es mußte zart geschehen. Mit Heuchelei, mit Lügen — ganz egal. Nur so, daß der alte Mann sich nicht stolz aufrichten konnte, um abzuwehren, nur so, daß es den jungen Mann nicht demütigte.

Sehr spät kam Malene in Hamburg an und stieg im Atlantik ab. Während Anna, die sich nun aus dem Wernsdorfer Stubenmädchen zur „Jungfer" allmählich emporentwickeln mußte, die nötigsten Sachen aus dem Koffer nahm, stand sie hinter den Vorhängen am Fenster und sah in die Frühlingsnacht hinaus. Die war weich und still. Um das Bassin der Außenalster standen tausend ruhige Lichtaugen. Da und dort floß ein goldener Reflex in zitternden Schuppenbewegungen über die schwarze Flut. Der Himmel schien von Wolken ganz verhangen, die Höhe war eine undurchdringliche Schwärze, in die sich der Blick verlor. Ueber den Ufern war Schweigen, zwischen knospenden Bäumen

und Büschen lagen Häuser, aus deren Fenstern da und dort noch Helle kam.

Nach der hastigen Jagd, in der die Tagesstunden vorübergeflohen waren, empfand Malene dies Bild voll Größe und Stille ganz wundervoll. Es wirkte so klärend auf sie.

Sie gestand es sich: eine schmerzliche und doch überwältigende Vorfreude war in ihr, weil sie vielleicht morgen den geliebten Mann wiedersehen würde.

Was für ein zähes Leben eine Liebe hat, dachte sie. Wie lange dauert es, bis sie stirbt — wie lange — selbst wenn man ihr verbieten möchte zu leben —

Vielleicht stirbt sie nie! Man muß sie mit sich weiterschleppen wie eine schleichende Krankheit — oder wie ein verborgenes Mal — oder wie ein riesengroßes, himmlisch schönes Talent, das widrige Schicksale unterdrücken. — —

Das ganze Leben bleibt eine Unzulänglichkeit. —

Aber welch erhabener Trost, ihm die schwerste Last, die sein Gemüt am furchtbarsten bedrücken mußte, tragen zu helfen . . .

Ihn, Vater und Mutter aus der Not zu erretten.

Die Nacht ging unter immer wechselnden Plänen hin. Jeder einzelne erschien plump und unzart, wenn

man ihn näher ansah. Endlich fand Malene, wie sie alles einrichten konnte.

Auf der Stelle die alten Leute nach der alten Heimat zurückführen, von wo sie vor kaum einer Woche mit dem Rest ihrer Habe unter heißen, würdevoll verborgenen Schmerzen ausgezogen waren — das ergab eine nahezu groteske Vorstellung. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit zerriß Malene das Herz. Nein, von Wernsdorf mußten sie jedenfalls fernbleiben, bis dort alles eine neue Gestalt bekommen hatte.

Gleich nach dem Frühstück nahm Malene ein Auto und ließ sich nach dem Bismarckdenkmal fahren. Sie wußte in Hamburg leidlich Bescheid und dachte von dem Denkmal aus zu Fuß in wenig Minuten die Wohnung zu erreichen. Sie lag in einer der nach Sankt Pauli hineinführenden Straßen.

Das Haus sah ordentlich aus. Ein paar Läden unten, zwischen ihnen der Eingang in ein Treppenhaus, darin sich schmucklos Stiege um Stiege emporwand.

Malene stieg sie hinauf — mit bleiernen Füßen.

Und vor der Tür stand sie still. Diese Tür mußte es sein. Kein Name stand darauf. Aber die Nachbartür, die zur andern Hälfte des Stockwerks führte, trug irgendein Schild.

Wenn ich nun klingle? Wer wird öffnen? Er?! Die Mutter?

Mein Gott, wieviel hing vielleicht an dieser ersten Minute.

Wenn nun gleich diese lächelnde, drollige Hansi mit den großen Bittaugen vor ihr stände? Diese blonde, kleine Frau, die das Glück und die Hoffnung aus dem Leben so vieler Menschen verjagt hatte, ohne es zu ahnen, ohne es zu wollen — nur als ein Werkzeug des Zufalls. — —

Der Gedanke, ihr zu begegnen, war Malene so unerträglich, daß sie fast umgekehrt wäre. Alles in ihr drängte zur Flucht.

Da hörte sie drinnen Schritte — eine Tür wurde zugeworfen — wie der Rittmeister tat, wenn er seine Heftigkeit bezwingen wollte oder mußte und nur die Tür seinen Zorn entgelten lassen konnte.

Und dieser harte Ton war wie eine Stimme, die nach ihr rief.

Malene klingelte.

Beinahe sofort öffnete sich die Tür. Hoch und hager stand der weißhaarige Mann da. Er wollte einen Ausruf tun . . . Aber nur das rasche, hitzige Blut stieg ihm rot ins Gesicht.

Er fühlte schon Malenens Arme um seinen Hals
Es war das erstemal, daß sie ihn umarmte, als sei sie sein Kind.

Ganz stumm hielten sie sich umfaßt. Wieviel Fragen brannten auf Malenens Lippen. Aber sie blieb standhaft. Alles Mitleid und alle Sorge mußten tief verborgen werden. Es galt eine Rolle zu spielen.

Sie löste sich von dem alten Mann.

„Ach, Onkel Brohla,“ sagte sie sanft und mit klagender Stimme, „ich komme zu Euch, weil ich Mutter brauche. Ich bitte Dich, steh' mir bei . . .“

„Was denn — wie — —“

„Ja — komm' nur — wo ist Mutter . . .“

Aber die öffnete schon ihre Tür — sie hatte das Klingeln gehört und dann die merkwürdige Stille gespürt, und nun dünkte sie, daß eine Stimme spräche . . . eine Stimme . . . die . . .

„Malene!“ sprach sie.

Sie sagte es beinahe vor sich hin — kaum überrascht — auch nicht freudig — mit dem Ton eines Menschen, der nicht einmal mehr die Kraft zum Erstaunen hat . . .

Malene küßte die lieben Hände und die eingefallenen Wangen.

Da waren rings die alten Sachen aus der Heimat, sie standen Kant' an Kante an den Wänden auf-

gereiht wie in einem Möbelmagazin. Und der Raum, der noch in der Mitte blieb, war so klein. Ganz gewiß konnte der alte Mann ihn nie mit voll ausschreitenden Füßen durchmessen. Das war es, was Malene beinahe zuerst dachte ... Und das tat ihr weh ... Eingesperrt war hier sein heftiges Temperament ... angebunden ...

Und was diese eine Woche der höchsten Sorgen und äußersten Enttäuschungen aus den beiden Gesichtern gemacht!

Würde und Stolz hatten ihre Leiden verklärt. Sie hatten ihre Scholle verlassen in Gram und doch voll adeliger Hoheit.

Nun stand ein Zug von Bitterkeit, von verängsteter Scheu in ihren Gesichtern — und gab ihnen eine seltsame furchtbare Aehnlichkeit.

Die Sonne schien ins Zimmer — das brachte eine leise Freundlichkeit hinein ... Breit und schräg kam ein Lichtband ins Fenster, legte sich über den alten Schreibtisch und ging an der Wand in die Höhe.

Die Mutter fragte gar nichts. Ganz erschöpft saß sie in der Sofaecke und ließ ihre Hand von Malene streicheln.

„Wunderst Du Dich denn gar nicht, daß ich hier bin?" fragte sie.

„Ich dachte, Du bist in Berlin," sagte die Mutter.

„Malene will was von Dir," sagte der Rittmeister.

Er stand herum. Es war wirklich, als sei im Zimmer gar kein Platz für ihn. Seine Gestalt und seine Gesten waren zu groß für den kleinen Raum.

„Ja," sagte Malene, „ich kann nicht nach Berlin."

„Aber Alfred Langemak . . ."

Die Mutter erinnerte daran — es kam ganz gleichgültig von ihren Lippen.

„Ich habe ihm geschrieben, daß es zunächst noch nicht sein kann . . . Ich . . . Liebe, liebe Tante Brohla . . . ich komme mit Bitten: sieh mal, mein Vorsatz, mich mit Alfred zu verloben — ja, ja, ich will es gewiß — ein wenig später — es ist nicht so einfach — ich bin nervös — ich brauche einige Wochen der Besonnenheit, und liebevolle Pflege brauche ich . . . und seit Ihr fort fuhrt, fühlte ich erst ganz, daß ich so verwaist bin . . . Und nun . . ."

„Und nun?" flüsterte die Mutter.

Dabei sah sie ihren Mann an. Seine blitzenden Augen waren nicht ganz klar. Aber sie lasen doch einander aus den Augen ab, was sie dachten — ahnten. —

„Nun hab' ich eine Bitte . . . Kommt mit mir. — Sorg' ein bißchen mütterlich für mich. — Ich brauch' das — glaub' es mir, Mutter. — Ich denke, ich miete mir ein kleines Haus — still im Sachsenwald — Reinbek oder Friedrichsruh. — Nicht wahr, Onkel Brohla, Du hilfst mir suchen — und da bleibt Ihr bei mir, bis es mir besser geht . . . Nicht wahr? Du schlägst es mir nicht ab . . . Ich . . . Verzeih', daß ich so egoistisch bin — an mich denke — jetzt — wo Ihr so viel Schweres . . ."

Und sie brach in Tränen aus. Vor Rührung — aus Angst, ob ihr glaubhaft gerate, was sie sich ausgedacht — vor zitternder Spannung, was sie erreiche . . . und vor allen Dingen vielleicht aus der Erkenntnis heraus, daß dies alles gar keine Lügen seien, daß es in Wahrheit für ihr wundes und enttäuschtes Herz gar keine bessere Wohltat gäbe, als die Hände der lieben, armen Dulderin in den ihren zu halten.

Die beiden alten Menschen sahen sich immerfort an . . .

Ganz langsam lief dem Mann eine Träne über die Wange . . .

Sie dachten: Malene lügt . . . Und sie fühlten, es gibt Lügen, die so erhaben sind, daß man klein handelt, wenn man zeigt, daß man nicht glaubt . . .

„Wein' doch nicht, Malene," sagte der Rittmeister, und er bemühte sich, ganz sanft zu sprechen, „daß Du immer auf uns zählen kannst, das weißt Du ..."

Und mit einem Mal atmete er tief auf . . .

Ein ganz heller Schein lief über sein Gesicht.

Er dachte: Fort von hier — nur erst mal wieder fort! . . . Was nachher kam: egal! Nur erst mal wieder fort — heraus aus diesen Löchern, dieser Stadt — weit weg von der kleinen Frau, die so niedlich und so heiter war — und so — herablassend. — Jawohl, in furchtbarster Naivität herablassend gegen die armen Alten . . .

Und er war wie ein Kind, das sich freut und über der Freude des Augenblicks alles vergißt, was es je geschmerzt hat . . .

Oh, gottlob: fort — fort . . .

Die Mutter drückte Malenens Hand. Eigentlich dachte die Mutter etwas ganz Nebensächliches:

Vater und Malene nennen sich auf einmal du . . .

Das war von selbst gekommen. — —

Und Malene dachte: wie elend müssen sie hier sein. — Daß sie es so rasch, so glatt annahmen! Daß sofort Helle in das Gesicht, das Wesen, die Stimme des alten Mannes kam . . . Sie hatte gefürchtet, daß es zu langen Auseinandersetzungen führen

werde. Daß der Rittmeister ihr ins Gesicht sagen könne: das erfindest du, um uns Almosen schön eingewickelt anzubieten — oder Aehnliches . . .

Aber sie wehrten sich nicht — ob sie nun glaubten oder nicht glaubten. —

Malene wurde ruhiger. Sie trocknete ihre Tränen.

Sie wollte nun nach Elard fragen — nach seinem Glück und seinem Unglück . . . Aber es war, als sträubten sich ihre Lippen gegen den Namen.

Ihn auszusprechen, schien beinahe, als schrie sie es zugleich heraus: Ich liebe ihn — immer, immer noch . . . Mein Gott, vielleicht mehr als je, weil er Hartes durchzukämpfen hat.

Die Lebhaftigkeit des Alten kam ihr aber schon entgegen. Nun flammte sein Temperament auf — nun war ihm, als sei alles ein böser Traum. Da war Malene! Wehte nicht Wernsdorfer Luft um sie — war nicht vielleicht an ihren Schuhen noch die Erdspur der teuern Scholle?

„Hast Du gelesen, Malene? Von der Sunda-Kompagnie?“

„Erst gestern. Und nur Ungefähres.“

Und bist gleich hergeflogen! dachte er mit blitzenden Augen — erhoben, fast stolz: ja, es gibt noch Größe und Güte in der Welt. Er sprach:

„Sie ist verkracht. Der Direktor hat sich erschossen. Vorgestern ist er beerdigt. Elard ist ohne Stellung."

„Er wird gewiß gleich eine wiederfinden," sagte Malene in einem Ton, als lägen die glänzenden Stellungen nur so auf den Bürgersteigen herum und warteten, daß sie Elard aufhöbe.

„Na ja — hoffentlich . . . sonst . . . Was sollte werden? . . . Ein bißchen ruhiger kann er es ansehen — da wir nun ein paar Wochen fort sollen, zu Dir . . . Vielleicht, daß inzwischen . . . Man muß hoffen . . . Er ist immer unterwegs — von früh bis spät . . . Ja, das — und er mit seinem starren Nacken — so'n Mann wie er — so einer, mit dem angeborenen stillen Stolz der Menschen, die von keinem was wollen und sich zu bescheiden wissen — und nun fast betteln: Laßt mich an die Krippe kommen — bloß irgend — irgendwo . . . Aber sie laufen ja zu Hunderten herum . . . die nobeln Männer, die hungrig sind nach Arbeit — fähig vielleicht zu dem und jenem — aber das ist mal so tückisch eingerichtet: der rechte Mann und die rechte Gelegenheit müssen zusammenkommen — und das ist wie großes Los gewinnen . . . Man gewinnt's nicht . . . Ja, 'n Offizier, der den Abschied nahm — und darum — darum . . ."

Er brach ab.

Malene dachte daran, was der alte Baron Langemak gesagt hatte:

„Man sollte einmal eine Statistik machen von all den Männern, die sich durch eine Heirat verplempern. Dabei würde man auf die Entdeckung kommen, daß der größte Prozentsatz von Offizieren gestellt wird. Das ist auch ganz natürlich. Da wirken äußerliche und seelische Gründe ineinander hinüber. Ein Offizier ist ja in seine Standesrücksichten eingesperrt. In diese Sperre darf er nun mal kein Weib von sogenannter unebenbürtiger Art hereinholen. Er darf nicht versuchen, was fast allen andern Männern möglich ist: ein Weib, das aus einer andern Gesellschaftszone kommt, allmählich zu heben, zu bilden und in seiner eigenen Kultursphäre einzubürgern. Und wenn ein verliebter Mann die Geliebte nicht zu sich emporheben darf, steigt er zu ihr hinunter — natürlich meist in der Hoffnung, mit ihr gemeinsam auf irgendeiner Leiter wieder 'raufklettern zu können. Eine Hoffnung, die zuschanden werden läßt. — Haben Sie schon bemerkt, liebes Fräulein, daß Sprichwörter der Extrakt von Wunsch und Lüge der Volksseele sind? — Ja, um wieder zu diesem Thema vom Offiziersabgang

durch unzukömmliche Heirat zurückzukommen: Hier und da mag auch verborgene Angst und allzu schroffes Ehrgefühl im Spiele sein. Man hat in leidenschaftlicher Aufwallung von gemeinsamer Zukunft geträumt — und die Mitträumerin versteht dann einen Druck auszuüben, der in dem Mann eine ferne Furcht vor Skandal aufdämmern läßt — da stürzt er lieber mit dem Kopf nach vorn in die Heirat. — Und wo ein anderer Mann in gewonnener Erkenntnis, aus zutreffendsten Gründen sagen würde: es war Täuschung, laß uns beizeiten scheiden, denkt der Offizier an sein Wort. Er hat es gegeben. Er muß es halten. Das ist ihm Gesetz. Das sind tragische Dinge, liebes Fräulein. Aber sie haben ja auch ihre erfeulichen Seiten. Zum wenigsten für die Autoren von Militärstücken. Oskar Wilde hat ganz recht: die Leidenschaften sind dazu da, daß die Dichter ein Geschäft damit machen."

Es war eine von den Langemakschen Auslassungen gewesen, bei denen man nicht wußte, ob sie ernst oder spöttisch waren, um schließlich zu empfinden, daß der alte Menschenkenner sie hauptsächlich machte, um sich und seine Zuhörer zu unterhalten. Dieser Rede erinnerte sich Malene nun so deutlich.

Elard natürlich war einer von denen gewesen, die herabsteigen, um durch Energie und Fleiß irgendwie neuen Aufstieg zu finden.

Und nun warf ihn das Schicksal gleich von der ersten Sprosse wieder hinab. Malene kannte genug vom wirtschaftlichen Leben, um zu wissen, daß es fast ein Wunder sein würde, wenn er rasch einen andern Stützpunkt fände, um abermals zu versuchen, Fuß zu fassen.

Das bittere „Darum — darum“, mit dem der Rittmeister seine Worte abgebrochen hatte, lag ihr wie ein Nachhall im Ohr.

Aber wie hätte sie fragen dürfen: Ist Elard nicht glücklich?

Wenn das ungeheure Opfer vergebens gebracht worden wäre . . .

Das Schweigen der Eltern fiel ihr auf. — Niemand fand den Weg, auf dem man ein freundliches und wohltuendes Gespräch hätte fortsetzen können.

So übervoll waren die Herzen. O, der Rittmeister hätte wohl losbrechen mögen. Aber alle seine Worte mußten ja das Mutterherz mißhandeln. — Nein, das ging nicht an. Er fraß es in sich hinein, seit er hier war. Vom ersten Augenblick an: stumm,

stumm. — — Aber nun war der Dampfkessel seines Wesens auch am Explodieren. —

Und die Mutter hatte ein so schweres Gemüt, als ob es ganz voll von Tränen sei — man durfte nicht daran rühren — dann zerbarst die dünne Hülle der Fassung, und die Tränen strömten heraus . . . Das hätte den Vater gejammert . . . Das hätte ihn hingeworfen in Verzweiflung.

Sie mußten sich halten! Tapfer! Einer wegen des andern . . . Aber sie waren krank vor Tapferkeit . . . wankende Helden, die sich durch einen Aufschrei erleichtern konnten und ihn doch nicht von den Lippen ließen.

Malene hatte ein wenig Fassung gefunden und sagte fast unbefangen:

„In Wernsdorf war es nicht gemütlich jetzt. Aber es ist ja nur ein Uebergang. Ich hoffe, Onkel Brohla, im Herbst vielleicht, wenn Ihr mich dann dort besucht, wirst Du doch mit allem einverstanden sein. Und was ich Dir schon immer sagen wollte: wenn Elard zu Vermögen kommt — nicht wahr — es könnte ihm doch glücken — dann kann er Wernsdorf zurückkaufen."

„Danke, Malene," sprach der Rittmeister grimmig auflachend, „Elard spielt zwar nicht, aber sobald er zweimalhunderttausend Mark gewinnt . . ."

Sie fuhr aber ganz ungestört fort.

„Und eins wird Dir Spaß machen. Ja, Du wirst nun denken, ich flunkere. Weißt Du, wer vor Sehnsucht nach Dir windelweich ist — versteht sich, auf seine stachliche Art weich — so mit dem Gesicht, als wolle er einem gleich mit einer unverschämten Grobheit kommen? — Nun, rätst Du es schon? Ja, denke Dir: Tammsen! Und er scheint mit gar nichts einverstanden, was nun da alles gemacht wird.“

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen . . . Und dann sagte er in einem wunderlichen Gemisch von Widerstreben und Schmunzeln:

„Grün hat man sich an dem Kerl geärgert . . . Ja, nu kann er wohl nich mehr frech sein . . .“

Wie ihm das schmeckte, daß Tammsen nicht mit den Neuerungen in der Bewirtschaftung einverstanden war . . . Beinahe war was drin, was ihn rühren wollte . . . Er kämpfte dagegen.

Trat ans Fenster in den prallen Sonnenschein, der ihn mit Stäubchen und Glanz umflimmerte und die Linien seiner Gestalt unsicher zu machen schien.

„Malene,“ begann nun die Mutter mit ihrer scheuen, leisen Stimme, „Du kennst so viel mehr von der Welt als wir — wir haben ein Vierteljahr-

hundert so fern von allem gelebt — ich möchte wohl wissen: verdient man viel beim Theater?"

„Große Künstler verdienen viel, sehr viel. Gute, gewandte Kräfte, die an größeren Bühnen dauernde Anstellung finden, haben ihr Auskommen, oft recht angenehm, zumeist aber bescheiden. Und die kleinen Kräfte, all die tausend, die mit geringen Gagen sich durchhelfen müssen, leben ein buntes, sorgenvolles, Dasein. So liest man. Ich kann nur wiederholen, was man so hört. Es wird aber wohl stimmen."

„Hansi meinte, wenn sie wieder . . .," sagte die Mutter.

„Sie will zur Bühne zurück?" fragte Malene rasch.

Der Rittmeister kam vom Fenster her, als wolle er damit näher und energischer an das Gespräch herankommen.

„Sie möchte woll," sprach er laut.

„Sscht — scht —," mahnte die Mutter. „Man hört so hell hier," erklärte sie dann zu Malene.

„Ach, die ist ja schon weg — sie ist fast immer weg — Gott weiß wo — kommt zu Tisch — ja, Mutter kocht — — so ist das . . . Aber so eigentlich klagen dürfen wir nicht. Es ist 'ne vergnügte kleine Krabbe, die Hansi . . . natürlich wenn man selber

nichts hat — und da kommen alte Eltern und wollen noch mitessen . . . ist nicht leicht für die Kinder . . . Als Elard damals heimkam — sind das erst acht Tage, Mutter? Nicht Jahre, Jahre? Ja, da war Hansi außer sich. Weinte. Herzbrechend. Jawoll. Und man dachte: da ist nun auch die Jugend zerbrochen. Aber die Tränen waren eins, zwei, drei trocken. Und sie sagte getröstet: da sei es wohl am besten, sie gehe wieder zum Theater und verdiene auch . . ."

„Und — und Elard?"

„Na, Elard bekam sein eisernes Gesicht. ‚Nie,' sagte er, ‚nie!' Alle Tage spielte sie aber drauf an. Und immer: ‚nie!' Sie trumpft aber: er gibt aus Liebe zu mir nach. Sie denkt nicht: er hat Proben gegeben von seinem Willen. Die Probe war ja sie selbst und die Heirat mit ihr. So'n Mann zerbricht. Aber nachgeben tut er nicht. Nie."

„Er ertrüge es nicht," flüsterte die Mutter.

„Ja, wenn sie 'ne große Künstlerin wäre — wenn sie das zurückzöge — das Genie — aber das ist sie ja wohl nicht — es ist die Luft, die vertraute Luft, nach der ihr Näschen schnuppert — so möcht' ich meinen. Nein, das erträgt unser Junge nicht."

„Ich glaube, eher — eher . . . Jawoll, eher erschösse er sich," vollendete der Vater mit grausamer Härte.

Malene saß blaß und stumm.

So stand es — so . . .

Und wieder hörte sie die Stimme des alten Langemak in ihrem Ohr:

„Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt . . ."

Das Opfer, das er um dieser Ehe willen gebracht, war niemals wieder auszugleichen. — Die Frau aber, die wollte das ihre zurücknehmen — schon jetzt.

Das mußte ihn zerbrechen . . .

„Und nach alledem, was Malene da sagt," fuhr der Rittmeister fort, „wenn die kleinen Kräfte nur kümmerlich verdienen — Gott, eh' sie heiratete, war's ja auch bloß mühsames Durchkommen — na, dann hätte die Rückkehr zur Bühne nicht mal wirtschaftlich Sinn."

Ein Wort, das vorhin gefallen war, kam in Malenens Gedächtnis zurück.

„Und Du kochst? — Du? — Nicht — nicht die junge Frau?"

„Ach, mache nichts davon — ich tue es gern — Hansi kennt nichts vom Häuslichen — sie lernt es gewiß — später — es ist doch alles so schwer jetzt. —

Und sie sagt, sie horche auch bei ihren Bekannten herum, ob die was für Elard wissen . . . deshalb geht sie so viel fort . . ."

Der Rittmeister trat an seine Frau heran und nahm still ihren Kopf an sich . . .

Und Malene streichelte ihr wieder sacht die Hand.

Da ging ein ganz leises, gerührtes Lächeln über das verhärmte Frauengesicht . . . Sie bemühte sich, zu ihrem Mann emporzugucken, seinen Blick suchend. Aber das war unmöglich, denn er hielt sie so unbequem fest an sich gedrückt.

Und nun bewegte sich etwas draußen — eine Tür schien sich zu öffnen und wieder leise ins Schloß gedrückt zu werden. — Schritte waren vernehmbar.

„Elard," sagte der Rittmeister.

Malene stand rasch auf — ihre einzige Empfindung war eigentlich: fliehen! Sie wußte nicht, wie sie es ertragen sollte zu bleiben.

Wenn doch wenigstens sein Vater hinausginge, um ihn vorzubereiten, daß sie da sei. — Es war Malene, als müsse er vor ihrem Anblick erschrecken — ihn vielleicht peinvoll empfinden.

Aber der Rittmeister blieb steif neben dem Sofa — er ließ wohl den Kopf seiner Frau los, hielt sich aber neben ihr, als könne sie ihn gleich sehr nötig haben. Die Mutter schloß die Augen. Sie wagte

nicht, in des Sohnes Gesicht zu sehen, wenn er nun hereinkäme.

Und die Tür öffnete sich.

Da stand Elard auf der Schwelle — bleicher als einst — herber noch der Mund als einst — in den schönen Augen brennende Unruhe und ein schreckhaftes Erstaunen. — Und doch er, ganz er, in seiner strengen, vornehmen Mannesschönheit.

Es war für Malene ein ungeheurer Augenblick. Eine Offenbarung. Eine Entscheidung.

Alles versank, was von ihnen allen erlebt und erlitten worden war — diese Sekunden schienen sich unmittelbar an jene andern anzuschließen, in denen ihr einst das Wissen geboren wurde: ich liebe ihn ...

Alles war wie weggelöscht, was der Verstand an klugen Vorsätzen aufgebaut. — Das ganze Zukunftsgebäude stürzte zusammen.

Das Glück, ihn wiederzusehen, betäubte sie.

Diese aufbrausende, rasende Erregung verebbte nicht sehr rasch.

Ein wenig Besinnung kam erst langsam zurück — Malene kämpfte, um eine ruhevolle Haltung zu gewinnen.

Ihr war zumut, als sei sie ganz und gar zur Fackel geworden und alle sähen die Flammen.

Elard kam auf sie zu. Er war sehr bleich.

Er küßte ihre Hand.

Sie sahen sich an.

Und wenn in ihrem Wesen auch nur ein geringster Keim von Kleinlichkeit, von Durst nach Triumph und Rache gewesen wäre, so konnte er jetzt hoch aufschießen . . .

Dieser Mann war blind an ihr und ihrer Liebe vorbeigegangen.

Und nun stand er vor ihr — ein Gescheiterter — enttäuscht in allem — vielleicht auch durch das Weib, an dessen Besitz er sein Leben gewagt hatte. Vielleicht . . .

Aber sie wußte nichts als: ich liebe ihn! Und sie litt, weil er in diesem Augenblick verhundertfacht leiden mußte . . .

Vor ihr, als dem ersten Zeugen seines Elends.

Und er sah ihr immerfort in die Augen . . . Mit einem unerklärlichen Blick. So, als sähe er sie zum erstenmal und wolle begreifen, wer sie sei.

Der Vater begann zu sprechen. Mit heiserer, unfreier Stimme erzählte er eine Geschichte.

Warum Malene hier sei, und daß sie nun die nächsten Wochen um Malene sein müßten. — Er sagte auch etwas davon, daß Elard es hoffentlich

begreife und richtig auffasse, denn schließlich: Malene könne doch nun einmal durchaus nicht ohne Mutter fertig werden.

Er schien zuzuhören. Und dann drückte er Malenens Hand — sehr stark. —

Sie schluchzte auf und wandte sich ab.

In die schwere Pause hinein schlug die Uhr zwischen den Fenstern, wo sie am Pfeiler einen stets verschatteten Standort bekommen hatte. Auf ihrem metallenen Zifferblatt konnte man die verschnörkelten Zeiger nur genau erkennen, wenn man dicht davor stand. Nun ließ sie aus diesem Schatten heraus elf runde dunkle Töne hallen.

Das gab der Mutter eine Art von Anknüpfungspunkt. Sie fragte — um allen in ein Alltagsgespräch hinüberzuhelfen:

„So früh kommst Du zurück?"

Eine ganz dünne, kleine Hoffnung wollte sich in ihr regen: hatte Elard etwas gefunden?

Elard hob seinen Kopf höher — das tat er immer, starr und trotzig, in Augenblicken, wo andere ihn beugten. —

„Ich habe den allerletzten Versuch gemacht — auch bei Döring und Heinson, an die Erlinghaus mich empfohlen, ist keine Vakanz — sollte einmal

eine eintreten, avanciert der nächste aus dem angelernten und eingeübten Personal."

Erlinghaus hatte ihm Empfehlungen gegeben? Daraus erriet Malene, wie Elard sich schon gedemütigt haben mußte . . . Wenn man um diese ungewichtigen, urteilslosen Empfehlungen nachsucht, von Männern, die auf eine bloße gesellschaftliche Beziehung hin ein paar befürwortende Zeilen schreiben — zwischen denen der Empfänger herausliest: ich konnte nicht umhin, man nimmt mir die Belästigung wohl nicht übel, so wenig ich die Nichtbeachtung meiner Fürbitte übelnehme.

Der Rittmeister seufzte nur.

In Malenens Kopf überstürzten sich die Gedanken — lauter Eingebungen der Barmherzigkeit — gewiß, es wäre klug gewesen, sie noch zu beschweigen und zu bedenken. Aber ihre leidenschaftliche Bewegung trieb sie vorwärts.

„Hätten Sie nicht Lust, Landwirtschaft zu erlernen? Sie verstehen ja sowieso schon viel davon. Ein halbes Jahr Hochschule noch — ein halbes Praxis — Sie könnten später Wernsdorf pachten."

Elard veränderte so sehr die Farbe, als erleide er eine tiefste Demütigung.

„Dazu gehörten Mittel,“ sagte er kurz.

„Wenn ich . . .,“ stotterte sie, schon fühlend, daß es ein Wagnis sei, dies anzubieten.

„Ich danke Ihnen. Nein,“ antwortete er kalt.

Und dann fragte er mit farblosen, zuckenden Lippen:

„Meine Frau ist nicht zu Hause? Ich werde sie holen — Sie verzeihen —“

Er verbeugte sich — ganz fremd — fast feindselig und ging hinaus.

Später, als Malene und die Eltern sich ein wenig beruhigt hatten, fuhr sie mit dem Rittmeister zur Bahn. Dort trafen sie mit einem Agenten zusammen, der, wichtig und beflissen, mit einer Liste von Villen bewaffnet war, die sich vielleicht dazu eigneten, Malene zu gefallen.

Im Abteil sprach der Rittmeister autoritativ und behauptete sich dem Agenten gegenüber als der Maßgebende der Situation. Der Mann sollte fühlen, daß diese junge Dame kein Objekt zum Ausbeuten sei, sondern eine höchst erfahrene Persönlichkeit zur Seite habe. Und in dieser ernsthaften Ueberzeugung, Malene hier nützlich, ja unentbehrlich zu sein, war er glücklich — ihm war zumute wie einem Eingesperrten, der wieder an die Luft kommt. Unterdessen

lief die Landschaft, als läge sie auf einer rasch in Bewegung befindlichen Drehscheibe. Die langen, schmalen, von Wassergräben getrennten Felder und Wiesen der Marsch schlossen sich in der Ferne mit ihren Linien zusammen. Der Elbdeich stand dort unter dem weiten, sonnenblanken Himmel. Hinter dem Deich konnte man den gewaltigen Fluß erraten. Rauchfahnen fuhren da, und Mastspitzen ragten. Jäh hörte das Marschgelände auf, der Bahndamm ging über dem höheren und andersgearteten Boden der Geest weiter. Bergedorf kam mit seinen Landhäusern und seinem alten Schloß, das sich im stillen Spiegel der Bille besah. Wiesen und Wälder füllten ein Tal, das kaum Mulde genug war, um den Namen zu verdienen. Und in den Adern des Sachsenwaldes kreiste das Frühlingsblut und gab ihm einen rötlichen, lebenswarmen Schimmer. In eine seiner Lücken hineingebaut, darin die blanke Fläche eines großen Mühlenteiches gleißte, kamen dann die weißen Häuser von Reinbek in Sicht, in Gärten und vor Waldwänden.

Malene sah immerfort hinaus. Vor ihrem Auge aber war nur eine unbestimmte Flucht von allerlei Farbentönen.

Sie dachte — dachte. —

Ja, sie dachte nur dies eine: Ich kann nun doch Alfred nicht heiraten — ich kann niemals heiraten — ihn nicht — keinen! Und ihr schien, daß eine hoffnungslose Liebe immer noch ein reicherer Lebensinhalt sei als eine Ehe aus Verstandesgründen.

Wenn vorher noch so etwas wie ein Plan in Elards Bemühungen gewesen war, mußten sie nun eine fast phantastische Unbestimmtheit bekommen. Zuerst hatte er sich an alle die Firmen gewandt, für deren Betrieb er, aus seiner kurzen Tätigkeit in der Sunda-Kompagnie her, ein wenig Vorschulung gewonnen zu haben glaubte; auch durften die bisherigen Angestellten einer so jäh verkrachten Gesellschaft vielleicht da und dort auf teilnehmende Aufmerksamkeit rechnen. An dieser hatte es auch nicht gefehlt, und sie äußerte sich gelegentlich in dem Rat: Gehen Sie doch mal zu X. — Vielleicht ist bei Z. eine Vakanz. An diesen flüchtigen Ratschlägen hatte er sich doch immer weitertasten können. Dann schrieb er an einige Persönlichkeiten, denen er früher gesellschaftlich begegnet war. Er wußte es selbst: es

war eine peinliche Belästigung. Jeder Vielvermögende ist jederzeit von einem ganzen Kreise Erwartender und Begehrender umlagert, die alle mit irgendwelchen Empfehlungen, Beziehungen und Anrechten bewaffnet sind. Und Elard war durch keinerlei Fäden mit der Welt verknüpft, in die einzudringen er doch erstreben mußte.

Er sprach immer wieder in den verschiedensten Stellenvermittlungsbureaus vor, er durchforschte die Spalten der Anzeigen in allen Blättern.

Und allmählich wurde ihm die Rückkehr in sein Heim zu einem erregenden, ja einem gefürchteten Augenblick.

Hansi sah ihm immer mit sehr erwartungsvollem Gesicht entgegen. Sie verlor auch keineswegs ihre immer fröhliche Laune, wenn er dann den Kopf schüttelte. Aber ihm war zumut, als ob dies beständige „Nichts" ihn seiner ganzen männlichen Autorität beraube. Seinem überfeinen Gefühl entging es nicht, daß Hansis Respekt vor ihm sich immer mehr verflüchtigte. Die Bedrängnis und Dürftigkeit ihrer Lage schädigte für ihr Empfinden durchaus den Wert seiner Persönlichkeit. Sie war sich dessen nicht klar bewußt, aber sie verriet diese geringere Einschätzung seiner Person in einer impulsiven Weise. Schon die Art, wie sie ihn dann tröstete, war für ihn

eine Qual. Es lag Nachsicht und Verzeihung in ihrem Ton. Man spürte, sein Mangel an Beziehungen, an Einfluß enttäuschte sie. Sie hatte Wunder was davon gedacht, wer er sei, was er vorstelle in der Welt, der Oberleutnant von Brohla. Aber er blieb darum doch ihr lieber guter Schatz.

Und ganz von selbst nahm sie allmählich in der Ehe und in ihrem engen wirtschaftlichen Leben eine bevormundende Stimme ein. Seine Meinung schaltete sie ganz einfach aus; sie kannte es ja von Jugend auf gar nicht anders, als daß man sich in Notlagen ohne viel Federlesen durchschlägt, wie es eben gehen will.

Da waren nun, nachdem die Eltern zu Malene gezogen waren, wo sie gewiß lange bleiben würden — Hansi hoffte laut: immer! — doch die beiden möblierten Stuben. Diese zu vermieten, war das Selbstverständlichste. Hansi hatte auch sogleich einen Mieter. Am fünfzehnten April sollte er einziehen. Er wollte immer für vierzehn Tage voraus bezahlen. Seinen Morgenkaffee hielt er sich selbst, alles andere nahm er außer dem Hause. Man hatte nichts mit ihm zu tun; die Morgenfrau reinigte sein Zimmer. Angenehmer konnte man es nicht haben.

Elard war der Gedanke entsetzlich, daß ein fremder Mensch in den Sachen seiner Eltern hausen

solle. Aber da Hansi es schon fest mit dem betreffenden Mieter abgemacht und ein Angeld auf die erste Miete angenommen hatte, war für jetzt nichts mehr dagegen zu machen. Er sah auch die Notwendigkeit der Maßnahmen ein.

Aber er wollte genau wissen, wer es sei. Alter, Stellung, Personalbeschreibung. Und da mußte Hansi denn sagen, daß ihr so rasch gefundener Mieter Herr Robikow sei . . . .

Elard geriet außer sich. Und Hansi fragte ihn ganz ruhig: warum?

Er war doch nicht etwa eifersüchtig auf Robikow? Das sollte er nur geradeaus gestehen — das wäre ein Spaß, über den Hansi sich totlachen wollte.

Und die Beweisführung, warum Elard justament auf Robikow nicht eifersüchtig zu sein brauche, ging Hansi mit einer Glätte und einer Ausführlichkeit von den Lippen, daß er müde und niedergeschlagen sich schweigend ergab.

Er wußte ja auch: einer Untreue war Hansi nicht fähig, gewiß nicht. Und am letzten mit diesem früheren Kollegen, einem Mann, an dessen flachem Zynismus und plumper Witzigkeit sie doch unmöglich Gefallen finden konnte.

Aber die Luft, die er mitbrachte — das war's.

Hansi war glückselig, wie rasch Elard sich in diese Sache fand. Aber dennoch zeigte sie ihre Freude nicht so ganz. Elard war doch so merkwürdig, er hätte es noch gar übelnehmen können, wenn sie sagte, daß sie schon halb krank vor Langerweile. Aber sie verbreitete sich im allgemeinen über die Unterschiede zwischen ihrem früheren und ihrem jetzigen Leben. Ja, wenn man es schon nicht sorgenfrei und nicht üppig haben konnte, mußte man es doch wenigstens vergnügt haben. Das war Menschenrecht. Herr Robikow sagte immer so drollig: „Auch mir hat die Natur — und so weiter." Das war überhaupt früher so entzückend gewesen: Hunger und Angst hatte man gehabt, oft und oft, und Schulden bloß keine, weil man keinen Kredit hatte — aber fidel war's gewesen.

Und wenn dies so weiter ginge, bliebe eben doch kein Ausweg. Und Hansi wollte wieder zum Theater.

Dies Wort, diese Drohung — sie fiel täglich, täglich — peitschte Elard . . .

Daneben brannte in seinem Bewußtsein noch ein anderes . . .

Er konnte nicht jenen Augenblick vergessen, wo Malene ihm einen Rat gegeben und Hilfe angeboten hatte.

Das machte ihm sein Elend erst völlig deutlich. Die Frau, an deren Liebe er mit seinem hartnäckigen Trotz vorbeigegangen war — diese Frau wollte ihm rettende Hände reichen. —

Wie ihn das demütigte — wie das weh tat. —

Er erinnerte sich plötzlich so deutlich, wie er dem Zureden seiner Mutter entgegengehalten hatte: Malene sei ihm zu selbständig, und er könne sich keiner Frau unterordnen. —

Nun fühlte er jede Stunde, daß er unter das Regiment einer Frau gekommen war — einer ganz anders gearteten Frau. — Das schien Spott vom Schicksal — daß gerade Malene ihm nun helfen wollte, seine Stellung als Mann und als Herrscher in dieser kleinen Familienwelt zurückzuerobern.

Ihr rascher Rat war so klug gewesen — o ja, da lag die Lösung wenigstens seines wirtschaftlichen Schicksals: Landmann werden, dem Acker Erträgnisse abringen, in der Natur leben — bescheiden, aber frei und stolz. — Sich als Herr fühlen auf der Scholle, die man als die seine betrachtet. —

Aber der Weg dahin war versperrt. Nur Geld konnte ihn eröffnen. Er hatte keins. Hansis Gatte konnte es von Malene nicht annehmen — nie. —

Hart trug er schon daran, daß sie ihm die Sorge für die Eltern abgenommen hatte. Immer wieder

sagte ihr seine Seele heiße Dankesworte, und immer wieder litt sein Stolz . . . Seine Gedanken beschäftigten sich immerfort mit ihr. Und ebensosehr um ihretwillen als um Hansis willen sehnte er verzweiflungsvoll den Augenblick herbei, wo er arbeiten und verdienen durfte.

Elard wußte manchmal nicht, ob die Zeit in rasender Eile an ihm vorbeizog, oder ob in ihm und um ihn alles von trauriger Schwere sei und sich nicht mehr vorwärts bewege. War er nicht gestern noch Offizier gewesen — ein tätiger und tüchtiger Mann, mit festem Stolz auf der Basis stehend, die ihm sein Beruf gab?

Oder war er schon jahrelang ein wurzelloser Proletarier?

Es wurde Mitte April. Eines Tages kam Elard heim zu dem Mittagessen, dessen Bescheidenheit durch die mangelhafte Zubereitung fast widerwärtig wurde.

Hansi war etwas unglücklich. Sie hatte kein Talent zum Kochen. Sie sagte es selbst und fand es manchmal unbeschreiblich komisch und konnte allerliebst darüber spaßen, wie sie es in der Küche angefangen habe, mit falschen Geräten und falschen Zutaten.

Und in der Küche sah es schlimm aus — Elard mochte nicht daran denken, was seine Mutter sagen würde.

Heute nun, wo seine Abspannung bis zur Erschlaffung vorgeschritten war, wo ihn fröstelte, nach einem langen Vormittag voll vergeblicher Wege durch Hagelwetter und Sturm, heute wollte er sich selbst in der Küche Kaffee machen — heiß und stark.

Während er nach seiner alten Kaffeemaschine suchte, die er beinahe lieb hatte — sie erinnerte ihn an die still behaglichen Stunden seiner Leutnantszeit — hörte er plötzlich jemand pfeifen.

Es durchfuhr ihn: Robikow!

Er hatte es nicht vergessen, daß dieser Mann sein Wohnungsgenosse werden sollte. Aber er ging vorsichtig an dem Gespräch über alle damit zusammenhängenden Fragen vorbei.

Also nun war er da.

Und gleich darauf erschien er in der Küche, mit der Wasserflasche in der Hand. Er wollte sich auch seinen Nachtischkaffee machen und sich zu diesem Zweck Wasser holen.

Elard hatte eine Aufwallung des heftigsten Widerwillens. Die klugen, frechen Augen, die riesigen Nasenlöcher, das ganze runde, grobknochige Gesicht waren ihm schrecklich.

Robikow seinerseits befand sich aber in der jovialsten Laune. Er konnte sich sonst für das Geld, das er für Wohnungen ausgab, nur ein Zimmer leisten, und nun kam er sich herrschaftlich vor mit zweien für die gleiche Summe. Außerdem hatte er noch das Großmutsgefühl, dem jungen Ehepaar etwas zuzuwenden, indem er zu ihnen zog. Wohnungen gab's doch wie Sand am Meer.

So fiel denn seine Begrüßung äußerst freundschaftlich, fast ein wenig leutselig aus.

Elard sagte steif, es würde wohl nicht für lange sein, denn seine Eltern kämen nach einigen Wochen zurück.

„Ih, das wollen wir abwarten,“ meinte Robikow gemütlich, „derweilen nehmen Sie das nur mit. So wie Ihr drinsitzt, Kinder! . . . Hören Sie mal, Brohla — das is schon 'n gemeines Pech . . . tut mir leid für Hansi — Ihr habt aber auch 'n bissel eilig geheiratet — wozu immer gleich heiraten! Das sag' ich so oft . . .“

„Wollen Sie davon absehen, es mir zu sagen,“ sprach Elard schroff und ging hinaus, während Robikow seine Flasche unter den Wasserhahn hielt, völlig ungerührt — denn Hansi hatte ihn vorweg gebeten, bloß Elard nichts übelnehmen: wenn er mucksch ist — ist alles bloß Eifersucht. Und das ge-

fiel ja Robikow nicht übel — er war's gewohnt, daß man Eifersucht auf ihn hatte — na ja, natürlich — wie denn nicht. — —

In Elard wurde gleichsam etwas reif: Ein Gedanke, mit dem er lange sich beschäftigt hatte — erst von fern, voll Abwehr, mit herzklopfender Scheu, dann immer deutlicher, mit erbittertem Mut — nun wurde er endlich Entschluß.

Er ging zu Hein Behrens.

Weit draußen vor dem Lübecker Tor, an der Chaussee nach Wandsbek, hatte das Eilboten- und Paketfahrtinstitut „Parat" seine Ställe, Wagenremisen und Kontore. Da gab es eine Abteilung für Spedition. Eine andere für Umzüge und Möbellagerungen. Gebäude aller Art, nach und nach entstanden, bildeten ein Wirrwarr von Mauern, Gängen, Höfen, Durchfahrten, daß es schwer war, sich zurechtzufinden. Und an den beiden Toren, die sich an der Mauer gegen den Bürgersteig öffneten, stand: „Unbefugten ist der Eintritt verboten."

Elard fragte sich zurecht. In einem kleinen Vorraum zum Kontor des Herrn Hein Behrens arbeiteten ein Maschinenfräulein und ein älterer Mann, der über die Maßen beschäftigt schien. Erst hieß es, Herr Behrens sei überhaupt nicht zu sprechen, und dann, als Elard sagte, Herr Behrens kenne ihn und

würde ihn gewiß empfangen, wurde ihm bedeutet, er solle also warten.

Nun saß Elard auf dem Rohrstuhl vor der Wand, an der ein dicker Stapel Frachtbriefe an einem Messinghaken hing.

Das Schreibmaschinenfräulein sah ihn manchmal voll Interesse an.

Er konnte nun darüber nachdenken, vermöge welcher, ihm selbst unbegreiflicher Nuancen seines Wesens dieser alte Schreiber in ihm gleich einen Bittsteller erraten hatte. Er hätte ja doch einen Auftrag für das Institut „Parat" in der Tasche haben können. Elard dachte: Steht mir meine Lage denn auf der Stirn geschrieben?

Von seinem Stuhl aus sah er durch das Fenster auf eine Bretterwand. Ueber die zog, im Aprilschauer, bald Sonnenschein, bald Schatten. Das machte ihn ganz nervös — dies stumpfe Warten und diese Bretterwand mit der sinnlos wechselnden Beleuchtung.

Warten, dachte Elard, ist ein schweres Vorspiel — zur Aufnahme der freundlichen Begebnisse macht es unfrisch, und die schmerzlichen macht es drohender.

Endlich betrat Herr Hein Behrens, von draußen kommend, den Raum, wie immer, eilig, wuchtig,

Helle im Gesicht, den weichen braunen Hut auf dem Kopf, den Frühjahrspaletot weit geöffnet.

Elard stand auf.

Eine flüchtige Sekunde lang schien Herr Behrens zu suchen. Aber er hatte das Gesicht schon. Es war seine Eitelkeit, daß er jedes wieder hinbringen konnte, wohin es gehörte.

„Also kommen Sie nur herein,“ sagte er auf Elards Bitte um ein Gespräch.

Er war freundlich, doch mit einigem Zwang. Das merkte Elard. Wie konnte es anders sein — er brachte ja durch seine Person Erinnerungen an die unselige Sunda-Kompagnie herauf. Herr Behrens sprach gleich davon.

„Ja, wissen Sie, das war eine scharfe Lehre für mich. Ich dachte: Behrenssche Art! Die kämpft sich durch. Wir sind ja sonst fixe und solide Kerls in der Sippschaft. Hatte zu viel Vertrauen — dachte: es ist doch mein Bruder. Wir sind doch keine Schwindler. Wem sollt' ich Kapital anvertrauen, wenn nicht meinem Bruder? — Na, man verwindet den Schlag wohl — ein paar gute Jahre — es holt sich wieder ein. Und Sie, Herr von Brohla? Was führt Sie her? Geschäft? Bei welcher Firma sind Sie jetzt?“

„Herr Behrens,“ sprach Elard, „ich habe bisher trotz unablässiger Bemühungen noch keine Anstellung gefunden.“

Er sagte es, einfach Bericht erstattend. Nicht die leiseste Bitte war in seinem Ton. Aber er sah den andern Mann an, mit seinen schönen, warmen Augen — aus denen, fast beschwörend, alles sprach, was er auf dem Herzen hatte.

Herr Behrens empfing diesen Blick mit einer gewissen wohlwollenden Ruhe.

Sie fühlten ohne Worte voneinander, daß sie sich sympathisch seien — in jenem unerklärlichen Wissen, das von einem Menschen zum andern hinüberwirkt, ohne Grund, ohne genaue Bekanntschaft . . .

„Ja,“ sagte Herr Behrens, „Männer, die aus ihrer Existenz geworfen sind und im Riesenbetriebe der Weltstadt Stellung suchen, die kommen mir vor wie Schiffbrüchige, die mitten im Ozean hoffen, schwimmend Land zu erreichen. Das glaub' ich Ihnen — das ist wohl eine endlose Lauferei gewesen. Und nun kommen Sie zu mir?“

„Weil ich hoffte . . .“

„In meinen Kontoren ist keine Vakanz,“ erklärte er ganz bestimmt. „Lauter eingearbeitete, fixe

Leute — die Art des Betriebes läßt auch nur geschulten Nachwuchs zu."

„Es ist fast überall die gleiche Antwort," sprach Elard leise.

„Aber — wenn Sie sich 'n Stoß geben können — 'ne Inspektorstelle ist gerade neu zu besetzen — Arbeit ist Ehre — das lernt man in Amerika, Herr von Brohla — ich meine nämlich die gleichmäßige Einschätzung der Arbeit — egal, ob Kohlenschipper oder Börsenfürst — als etwas weitgefaßtes Bild, versteht sich."

„Ich nehme jede Stellung an, die Sie mir bieten," antwortete Elard mit Herzklopfen, „wollen Sie mir das Nähere sagen?"

Herr Behrens entwickelte nun, was seine Inspektoren zu tun hatten. Elard verstand doch etwas von Pferden? Famos. Das paßte trefflich. Also, da war ein gewisser Teil des Stallbetriebes unter Kontrolle zu halten. Und dann hatte jeder Inspektor einen bestimmten Teil des Stadtplanes unter sich. Er mußte unterwegs sein, die Boten und Wagen mußten wissen, daß sie an jeder Straßenecke dem beaufsichtigenden Inspektor begegnen konnten. Er wollte es aber gleich sagen: Vorwärtskommen war nicht bei dieser Stellung möglich. Sie war bescheiden dotiert. Hundertfünfzig Mark im Monat. Es

konnte sich für Elard nur um einen Unterschlupf handeln, bis er Besseres fand.

Mit heißem Dank nahm er an . . . Aber Herr Behrens hatte noch eine kleine Verlegenheit — ein wenig langsam brachte er es vor: seine Inspektoren mußten die grüne Uniform tragen! Natürlich ohne die Mütze mit der Inschrift Parat. Aber ohne die Uniform ging es nicht. Sie war der Polizei bekannt und erfuhr jeden Beistand ohne weitere Legitimation, sie war auch wegen der Angestellten nötig. Schließlich auch für das Publikum, das sich oft an die Männer mit dem bekannten dunkelgrünen Rock wandte, um Aufträge für das Institut anzubringen.

Elard verlor jede Farbe aus dem Gesicht. Er saß stumm. Ein bitterharter Streit begann in ihm. Sein ganzes Wesen wehrte sich gegen diese Zumutung. Ihm war, als sollte er eine Bedientenlivree anziehen . . .

Aber er dachte auch an Hansi, die zur Bühne wollte — an Robikow, der zwischen den Sachen seiner Eltern wohnte und so viele Stunden des Tags allein mit Hansi sein konnte — er dachte an seine Eltern, die bei Malene Gnadenbrot aßen.

„Ja!" sagte er leise.

Herr Behrens schüttelte ihm die Hand, tröstend, respektvoll. Es war, als verstünde dieser nüchterne

Geschäftsmann den schmerzlichen Kampf, den der andere jetzt durchlitt.

„Ich habe eine Bitte," sprach Elard, „wollen Sie mich einfach als Brohla einführen."

Herr Behrens sah ihn fest an.

Sie schieden mit gutem Händedruck.

Als er heimkam, war Hansi fort. Ein Zettel lag da: „Hol' mich von der Flora ab." Aber er blieb lieber allein mit seinen mühseligen Gedanken.

Spät kam Hansi heim. Sie war sehr froh, als sie hörte, daß Elard eine Anstellung habe. Finanziell war's ja knapp — aber immerhin — man blieb über Wasser. Und dann sagte Elard, daß er in dieser neuen Stellung einfach „Herr Brohla" sein werde.

Das faßte Hansi so auf, als ob er den Adel ablegen wolle. Sie geriet außer sich. Es hatte ihr so viel Freude gemacht, Frau von Brohla zu heißen. Ja, was blieb denn eigentlich von all den vornehmen und beneidenswerten Umständen noch, unter denen sie sich mit Elard verlobt hatte? Sie wurde sehr heftig. Sie sagte viele Worte, die besser unausgesprochen geblieben wären. Und Elard, in einem gewissen, fast hinterhältigen Gefühl, um sie zu strafen, klärte sie nicht über ihren Irrtum auf.

Nachher tat es Hansi schrecklich leid. Und sie sagte: „Mit oder ohne „von", Du bist mein süßer Schatz."

Er kam nicht in die Stimmung, sich nach dieser Erklärung zu einer zärtlichen Versöhnung emporzusteigern.

Als er nach einigen Tagen bleich und ernst in der grünen Uniform erschien, sagte Hansi, daß diese eigentlich kleidsamer sei als seine frühere . . . Sie lief in den Korridor, klopfte bei Robikow an, ohne daß Elard es verhindern konnte, und bat, daß doch Robikow sein Urteil abgeben möge.

Und Herr Robikow sagte:

„Wenn die Weiberchen nur buntes Tuch sehen! Dunkelblau mit rot, oder grün mit graugrün. Ihre Herzen sind immer gleich ‚parat'."

Es war sehr witzig, und Hansi lachte. Robikow erinnerte sich, daß er mal ein Couplet gesungen hatte, dessen Kehrreime immer die Firma des populären Instituts gebildet hatte. Er suchte es in seinem Gedächtnis zusammen — Hansi half nach.

Elard ging in sein Schlafzimmer und starrte hinaus. Von nebenan klangen die lustigen Stimmen.

Und als Robikow sich zurückgezogen hatte, kam Hansi ihm nach. Sie hatte Vorwürfe. Elard würde den Mieter noch durch seine hochmütige Unfreund-

lichkeit vertreiben. Und man hätte doch die dreißig Mark monatlich so nötig.

„Hansi," sagte er, „ich wollte nicht unfreundlich sein. Aber es war kein glücklicher Gedanke von Dir, in diesem Augenblick einen fremden Menschen herbeizuholen . . ."

„Gott, Robikow ist doch kein fremder Mensch!" rief sie völlig erstaunt.

Deinetwegen zog ich die eine Uniform aus — Deinetwegen zog ich diese an, dachte er . . . Aber er schwieg voll Bitterkeit.

Nun hatte er seinen festen Dienst. Von morgens sechs bis mittags um zwölf, von drei bis acht des Nachmittags. Die Wohnung war wohl eine Stunde von den Ställen des „Parat" entfernt. In der Morgenfrühe, wenn Hansi noch schlief, bereitete er sich sein Frühstück und ging fort. Mittags konnte er die elektrischen Bahnen benutzen, und so blieben ihm fast zwei Stunden Ruhezeit. Frau Köhn hatte ihrer Freundin Hansi vorgestellt, daß ein Mann dann auch ordentlich essen müsse. Das sah Hansi ein. Sie gab sich, von Mieze Köhn beraten, ehrlich Mühe. Aber es war ihr schrecklich lästig. Es mißriet so oft. Und man kaufte immer zu viel oder zu wenig ein. Oft holte sie Essen von einem Restaurant in der Nähe, wärmte es auf und ging schweigend darüber

hin, wenn Elard es lobte oder tadelte. Ihre frohe Laune kam ihr abhanden.

Draußen war so schönes Frühlingswetter, und man mußte im Hause sitzen und wirtschaften.

„Ach," sagte sie oft, „wenn man alles vorher wüßte! Weißt Du, Elard — wir waren zu verliebt. Wir hätten noch warten sollen. Na — schön war's doch, und Flitterwochen dauern nicht ewig. Und Robikow sagte auch, am vernünftigsten wäre es, ich ginge zum Theater zurück."

„Vielleicht hast Du recht: wir waren zu verliebt, und wir hätten noch warten sollen. Jetzt aber bist Du meine Frau, und wir wollen uns zu einer würdigen Ehe und zu einer sorgenlosen Lage emporkämpfen."

„Gott — würdig!" sagte Hansi, „wie das klingt! Als ob ich was Schlechtes wollte! Ich will mir bloß das Leben nett und unterhaltend machen — das ist ja wohl mein Recht."

Ja, sie ist in ihrem Recht — im Recht ihrer Art, dachte er, dieser Art, die zu der meinen nicht paßt.

Unerhörtes Rätsel! Was zwang uns denn zusammen? Warum schien es denn so, als ob wir das Leben nicht mehr ertragen würden ohne einander?

Und nun sieht es schon so aus, als ob wir, einer dem andern, mit unserer Liebe uns das Leben verdorben haben?

Es war ihm jetzt eine Wohltat, daß er so viele, viele Stunden fern vom Hause sein mußte. Auch abends fand er Hansi oft nicht vor.

Er hatte die Begierde, in ein stummes, endloses Nachdenken sich zu versenken. Aber obgleich er scheinbar untätig an belebten Straßenecken stand oder auf den Bürgersteigen seines Bezirks entlang ging — er konnte nicht nachdenken — er mußte die Augen überall haben: keinen Boten, keinen Wagen seines Instituts unbeobachtet vorbeilassen. Auch redeten ihn oft Leute an, die ihm Aufträge gaben, die er dann in sein Notizbuch eintrug, um sie an der nächsten Fernsprechstelle an das Institut weiterzugeben.

Und außerdem war noch eine Art von persönlicher Wachsamkeit in ihm — er befand sich in einer nervösen, beständigen Angst, daß Bekannte an ihm vorbeikommen und ihn erkennen konnten. Wenn er Damen sah, deren Tischherr oder Tänzer er früher gewesen war, wenn Frauen von Kameraden im Menschengewühl auf dem Bürgersteig auftauchten, erfaßte ihn ein Gefühl, das einem Schwindelanfall glich. Er trat dann mit bleischweren Füßen an das

nächste Schaufenster und stierte hinein, um womöglich im Glas als Spiegelung zu erkennen, ob hinter ihm die bekannten Gestalten passierten.

Das waren harte Augenblicke. Und wenn sie überstanden waren, kam eine Art Scham hinterdrein — über seine Scham. Und er hörte Hein Behrens' eilige, joviale Stimme sagen: „Arbeit ist Ehre — das lernt man in Amerika.“

Er hatte doch schon einmal in seinem Leben verstanden, sich von Vorurteilen freizumachen — und das war eine ganz andere Stunde gewesen — von Tragweite für seine ganze Zukunft — die Stunde, da er beschloß, Hansi zu heiraten . . .

Was bedeutete gegen die Wucht jenes Entschlusses dieser vorübergehende Zustand, der ihn zwang, einen solchen Rock zu tragen . . .

An einem Maimorgen ging er seinen Pflichten in der Gegend seiner alten Wohnung am Schlump nach. Die Bäume auf der Straße standen im Prachtschmuck durchgoldeter junger Lindenblätter. In den Vorgärten sonnte sich das niedrige Gebüsch, und die kleinen Fleckchen Erde hinter den Eisengittern waren überall reich mit Blumen bepflanzt. Da kränzten sich weiße Narzissen um ein Mittelstück von braunem Goldlack. Dort war ein winziger Rasen von einem Streifen rosa Marienblümchen umfaßt.

Die Luft war blendend und der Sonnenschein so grell, daß er die Augen beizte.

Elard sah zu den Fenstern seiner früheren Wohnung hinauf . . .

Und dort drüben ragten die roten Mauern der Kasernen.

Er fühlte sein Herz im Hals klopfen. Er stand zwecklos still . . .

Dann schrak er zusammen. Man redete ihn an. Aus dem Haus, vor dessen Gartengitter er stand, war ein Dienstmädchen gelaufen gekommen — im hellblauen Kleid, mit dem weißen Rüschenmützchen auf dem Kopf. Ihre Herrin hatte vom Fenster aus den wohlbekannten grünen Rock gesehen — das kam gelegen.

„Ach, Herr Parat," sagte das Mädchen, „wir wollen heute um drei gern einen Rollwagen mit zwei Leuten haben, es sollen Möbel zum Tapezier gefahren werden."

Die Parat-Inspektoren genossen den Ruf, sehr beflissene und galante Männer zu sein, die von einem hübschen Dienstmädchen gewiß keinen Auftrag empfingen, ohne ihr mit einem Scherzwort oder anerkennenden Blick ein Kompliment zu machen. Es hieß, Hein Behrens habe es ihnen so eingeschärft.

Aber dieses hübsche hellblaue Kind wartete umsonst auf eine spaßhafte oder galante Bemerkung — es sah, daß der Mann mit sichtbar zitternder Hand seinen Auftrag in sein Buch einschrieb . . .

Und er hatte den Kopf so merkwürdig erhoben, als horche er nach rückwärts . . .

Ah, ja — da kamen Soldaten . . . die sangen . . . das Mädchen kehrte zögernd ins Haus zurück.

In schwertrottendem Schritt kamen sie — in roter Hitze glühten ihre Gesichter — von einer Marschübung kamen sie zurück. — Die Sonne flimmerte auf den Helmspitzen, die blendende, durchstäubte Luft tauchte den ganzen daherstampfenden Zug in eine köstliche, malerische Ungenauigkeit der Erscheinung. Der Hauptmnn ritt daneben — hoch und gelassen. —

Die grünen Linden bildeten Spalier. —

Stimmen sangen — im Takt des Schreitens ging der Rhythmus des Liedes. Das alte Grenadierlied:

„Lindemann, Lindemann,
Was gehn dich die Mädchens an . . .“

Es war Elards Kompagnie . . .

Er sah es, als sie noch weit weg war — er hätte sie erkannt, und wenn ganze Armeen von Infanterie an ihm vorbeigekommen wären. —

Seine Kompagnie — — da saß der weißblonde, hagere und große Hauptmann Wechmar, der ihn immer ein bißchen an seinen Vater erinnert hatte, in steifer Feldherrnhaltung auf dem Fuchs . . .

Seine Kompagnie . . . da marschierte, die hohen, schwarzen Stiefel bestaubt, in frischer und eleganter Haltung der Leutnant von Coßwitz, den Degen in der braunbehandschuhten Faust, das hübsche Gesicht mit den lebhaften braunen Augen so munter, als wäre man nicht seit fünf Uhr früh auf den Beinen.

Seine Kompagnie . . . all die roten, schwitzenden, vergnügten oder stumpfsinnigen Soldatengesichter — all die schweren Gliedmaßen in regelmäßiger Bewegung — der dumpfe Ton all der auftrumpfenden Schritte . . .

Seine Kompagnie . . .

Und ehe sie ganz herankam, wandte Elard ihr den Rücken . . .

In seinem Gemüt schwoll eine Weichheit empor — ein Jammer — eine Sehnsucht. — —

Es machte ihn krank. — —

So stand er lange — bis die letzten Töne des Marschliedes in unklaren Klängen, die schon die Melodie verloren hatten, verschwebten. —

Dann ging er weiter. In einem dumpfen Zustand so schwerer Ermüdung, als sei jede Jugendkraft aus seinem Körper gewichen.

Als er an diesem Tage heimkam, fand er Hansi in einem weißen Kleid. Es war ihr vorjähriges Mullkleid. Sie hatte es gewaschen und die Aermel nach der Mode verkürzt.

Einstweilen hatte sie noch eine große, dunkelblaue und nicht sehr saubere Schürze vorgebunden. In großer Eile holte sie das Essen und erzählte Elard, daß Köhns sie eingeladen hatten. Um zwei Uhr ginge es los. Von der Sankt-Pauli-Landungsbrücke mit dem Dampfer nach Nienstedten. Mit Herrn Köhns Verein.

„Du hast doch nichts dagegen?"

„Nein."

Hansi sah reizend aus — im blonden Haar leuchtete es wie von Goldfünkchen, und das weiße Kleid machte ihre Erscheinung festlich.

Aber Elard sah es nicht mehr. Ihm fiel, als Hansi abräumte, etwas anderes auf.

An dem halbentblößten Arm trug sie ein Armband . . . mit blauen Steinen — mit Türkisen.

Er griff nach ihrer Hand, hielt sie fest, besah das Schmuckstück.

Auf einem glatten schmalen Goldreif lagen sechs Blätter von Türkisen und Perlen. Sie stießen, je zwei, an ihrem Kelchende zusammen, wo eine halbe kleine Perle sie verband. So bildeten sie drei Gruppen, und das zweite und dritte, das vierte und fünfte Blatt berührten sich mit der äußeren Kante.

„Was ist das?“ fragte Elard mit blassen Lippen.

„Das hab' ich mir aus Mutters Brosche machen lassen. Wunderhübsch — nicht?“

In Elard stieg eine atemberaubende Erregung auf.

„Es ist sehr häßlich. Aber darauf kommt es hier nicht an,“ sprach er und stieß den Tisch von sich, an dem er gesessen hatte. Er erhob sich. Hansi sah auf der Stelle: er war böse.

Nun regte sich aber wirklich so etwas wie Trotz in ihr. Mit Elard war es doch zu schwierig.

„Wie durftest Du das?“

„Herrje —dürfen? Die Brosche ist doch mein Eigentum. Hat Deine Mutter sie mir geschenkt oder nicht?!“

„Es ist ein altes Familienstück und sollte Dir ein heiliges Andenken sein.“

„Aber es war so altmodisch, daß man es nicht tragen konnte. Und ich wünschte mir so brennend ein Armband.“

„Jetzt — jetzt schon — wo ich — wo meine Eltern — — Später Hansi, wenn ich erst zu großem Verdienst komme, soll es Dir an nichts . . .“

„Ach, Du — wer weiß, ob Du mal zu was kommst — das sieht nicht so aus,“ machte sie geringschätzig.

„Hansi . . .“

„Und wegen der kleinen Ausgabe brauchst Du keinen Skandal zu machen — das ist bloß Silbervergoldung, und bezahlt hab' ich es auch schon.“

„Wovon?“

„Gott — Du kümmerst Dich doch sonst wenig genug um mich.“

„Weil ich unterwegs sein muß, Brot für uns zu suchen. Wovon?“

„Ach, es war nur eine Bagatelle.“

„Wovon?“

Er hielt eisern ihren Arm umspannt. Er dachte nicht klar, daß irgendeine Ungeheuerlichkeit geschehen sei — er fühlte sich nur aufgereizt durch ihr Ausweichen.

„Wenn Du's denn durchaus wissen willst: ich hab' den goldenen Streulöffel dafür angegeben."

Er ließ jäh den Arm los. Hansi rieb ihr Fleisch, als sei es durch das Pressen verletzt worden.

Den Streulöffel! Fast war er erleichtert, daß nicht Robikow . . .

Aber doch, wie tat es weh. — Er sah seinen alten Vater, wie der in jenem eisigkalten Hotelzimmer in verlegener Hast die alten Wertsachen auspackte — die Hochzeitsgeschenke . . .

„Du hast Dich, als hätt' ich ein Unrecht getan. Ich tu' nichts, was nicht recht wäre," sagte sie weinerlich. Sie verstand seine Aufregung nicht. Ganz und gar nicht. Er erschien ihr beinahe grausam. Und so launenhaft. Alles bißchen Freude verdarb er ihr.

„Hansi," sprach er voll schweren Ernstes, traurig bis zur Mutlosigkeit, „es gibt zwischen Unrecht und Recht noch ein anderes: das Zarte, das Schickliche."

Nun aber fühlte Hansi sich in ihrer weiblichen Ehre aufs schwerste gekränkt.

„Ich tue auch nichts Unschickliches und dulde es nicht mal von andern," brachte sie aufpochend vor, „grad' noch gestern — als Robikow mich um die Taille faßte und mich unversehens küßte, gab ich ihm

gleich 'n Klaps — aber feste — und ich sagte: nee, so was gibt's hier nicht. — Und Du, Du traust mir zu, daß ich unschicklich bin . . ."

„Aus dem Hause — aus dem Hause mit ihm," sagte Elard heiser.

„Ach, was für 'n Unsinn. Darum gleich! Wir sind doch alte Bekannte. Und Du hörst ja, ich versteh' schon, ihn im Zaum zu halten. Wo hat man denn gleich 'n andern anständigen Mieter."

Sie seufzte.

„Und all die Wirtschaft um das eine Armband," fuhr Hansi erbittert fort. „Man ist doch jung — viel Freude hab' ich ja weiß Gott nicht im Ehestand gehabt bisher — nun gönnt man sich mal 'n kleines Schmuckstück, und es wird so gedreht, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Und es war doch meine Brosche. Und der alte dumme Löffel gehörte doch mir auch mit. Und Du schenkst mir doch nie was . . ."

„Ich habe Dir mein ganzes Leben geschenkt," sprach er leise.

„Ach das . . ."

Wegwerfend kam es heraus. Doch kam ihr selbst ein kleiner Schreck, und sie verschluckte den Rest.

Und mit einem Mal fiel ihr ein: es war ja die allerhöchste Zeit! Sie versäumte noch den Dampfer.

Und um dieser albernen, grundlosen Empfindlichkeit willen, mit der ihr Elard wieder einmal das Leben sauer gemacht hatte, wollte sie sich doch nicht das Vergnügen stören lassen.

Elard stand, als sei er ganz abwesend — die ein wenig erhobene Rechte hatte er um den Griff des Fensterkreuzes geklammert — als wolle er aus irgendeinem Grund das Fenster öffnen.

Er sah vor sich nieder.

Undeutlich wußte er, daß eine weiße Gestalt eilig aus und ein lief. —

Dann war ihm, als ob Frauenarme ihn umfaßten.

Ja, aus ihrer unzerstörbaren Gutmütigkeit heraus fand Hansi noch ein Wort — sie verzieh ihm! — — Er hörte so etwas wie:

„Na, adjö — ich bin Dir nicht mehr bös — Du bist nun mal 'n komischer Mensch adjö, Schatz . . ."

Und mit einer ganz unwillkürlichen Bewegung, deren er sich vielleicht nicht einmal bewußt war, schüttelte er diese Umschlingung ab.

Dann klappte eine Tür — hart und laut . . .

Er war allein.

Er ging an seinen Schreibtisch. Er schloß das große Schubfach unter der Platte auf und zog es ein wenig vor. Da lag sein alter Revolver . . .

Sonst war es seine Gewohnheit gewesen, die geladene Waffe nachts neben seinem Bett zu haben. Aber Hansi hatte Furcht vor so etwas, wie sie sagte.

Er nahm die Waffe in die Hand.

Wie schwer sie wog. Wie kalt lag sie in der heißen Hand.

Er besah sie genau. —

Er dachte:

Das bleibt . . .

Welche Erlösung, an ein vollkommenes, ewiges Schweigen zu denken . . .

Alle Irrtümer auszulöschen . . .

All diese furchtbaren, nie zu beantwortenden Fragen mit einem kurzen Knall zu beantworten . . .

Wie es der Direktor von der Sunda-Kompagnie gemacht hatte . . .

So seltsam deutlich hörte er diesen Knall — sein Gedächtnis wiederholte ihm diesen Laut — als bebten die Schallwellen jetzt durch diesen Raum.

Aber zugleich hörte er noch etwas anderes. Das war Malenens Stimme . . . und sie fragte ernst:

Und Deine Mutter? . . .

Ihn fröstelte. Die übermäßige Deutlichkeit dieser Einbildung erschreckte ihn — war ihm unheimlich. —

Mutter, dachte er, Mutter!

Ja, vor ihr mußte er bestehen. Ihr mußte er eines Tages sagen können: Und ich bin dennoch kein gescheiterter Mann! Und mein Weib ist dennoch wert, Deine Tochter zu sein . . .

Er hob den Kopf hoch — fest schloß sich sein Mund.

Mit einer verzweifelten Anstrengung dachte er: Ein Mann sein!

Das hieß: weiter kämpfen!

„Ja," sagte der Rittmeister, „wenn ich in all meinen fünfundzwanzig Jahren auf Wernsdorf nur einmal solchen musterhaften Sommer gehabt hätte! Regen, Sonne und Wind, vom lieben Gott alles in richtigen Portionen zuerteilt! Dabei kann Herr Klingemann leicht wirtschaften."

Das wiederholte er in allerlei Variationen, wenn Malene aus Herrn Klingemanns Berichten mitteilte, daß alles Neuangelegte vortrefflich sich entwickle.

Und die Mutter und Malene sahen sich dann lächelnd an, voll Wehmut und Zärtlichkeit.

Sie lebten friedliche Tage in der kleinen Villa am Sachsenwald. Aus seinen mächtigen Buchenhallen kam ein Atem der Ruhe und sänftigte das Gemüt.

Stundenlang lief der alte Mann zwischen den grauen Stammsäulen und dem grünen Unterholz umher, über sich die Wipfel, in denen Sonnenlichter spielten und sanfte Vogelstimmen plauderten. Gerade so wie er einst an den Rainen seiner Felder entlang gewandert war — zwecklos, unermüdlich. Und im Grunde schien es fast das gleiche. — —

An Gottes Natur hat man überall sein Eigentumsrecht, dachte er manchmal, wenn er fühlte, daß ihm bei diesen Wanderungen unversehens die Wehmut um Wernsdorf und der Groll gegen das Schicksal ein wenig abhanden kam.

Und im Haus war es behaglich. Malene hatte es rasch und völlig einrichten lassen. Die hellen freundlichen Möbel gaben den Räumen eine sommerliche Stimmung.

Die Veränderung der Umwelt hatte die beiden alten Menschen sehr erfrischt. Sie begannen, einem leisen, kleinen Mut in ihrem Herzen Raum zu geben.

„Wenn ich mich nur erst ein bißchen von all den Aufregungen besonnen habe, kann ich vielleicht doch noch irgendwo eine Tätigkeit finden," sagte der Rittmeister.

„Es scheint, daß Elard schließlich immerhin ein wenig Glück hat," sagte die Mutter, „er ist nur knapp vier Wochen ohne Stellung gewesen. Tausende finden nie eine. Und nun kann er doch in Ruhe nach einer mit höheren Einkünften suchen."

Elard hatte geschrieben, daß er in einem großen Verkehrsinstitut eine Art Stallmeisterstellung gefunden habe, die nicht dauernd sein könne, aber vorerst Sicherheit gäbe. Auch teilte er mit, daß die beiden Zimmer einstweilen vermietet seien.

Das war der Mutter recht schmerzlich. Aber sie sah es doch ein . . . Wenn man arm ist und um sein Brot kämpft, kann man nicht empfindlich sein

Malene, nach ihrem sie nie verlassenden Bedürfnis nach anregendem und nützlichem Lebensinhalt, wußte die Tage so auszufüllen, daß sie eiligst herumgingen. Da war der Hausstand, der geleitet sein wollte, bei welcher Debütantentätigkeit oft genug

der Rat der Mutter eingeholt wurde. Da war das Gärtchen, das sich um die Villa zog und im Bauspekulantengeschmack bekümmerlich häßlich war; man mußte es von Blumen überwuchern lassen, um Sommerfreude zu haben. Und Malene übte Klavier mit solcher Genauigkeit und Ausdauer, daß der Rittmeister, wenn er in der Veranda saß, sich schließlich manchmal hinter den Ohren kratzte. Dann sagte seine Frau aber sehr sanft und sehr bestimmt, daß sie es gern hören möge. — —

Niemals kam ihnen auch nur von fern das Gefühl, daß sie ein Gnadenbrot in diesem Hause äßen. Malene brauchte sie dringend, das zeigte sie fort und fort. Für die Abrechnungen aus Wernsdorf, die Klingemannsche Musterstücke waren, erbat Malene immer Onkel Brohlas Hilfe — sah mit ihm alles durch, ließ sich von ihm die einzelnen Posten und Ausdrücke erklären und erbat sein Urteil.

Und er mußte, widerwillig genug, zugeben, daß alles sich erstaunlich anlasse. Setzte aber immer vorbehaltend hinzu: „Das Ende muß den Anfang loben."

Wie sehr Malene ihrer Liebe und Fürsorge bedürftig war, konnten sie bei einem ernsten und eigentlich ganz rätselhaften Vorfall sehen.

Es war an einem etwas kühlen Junitag. Der Regen, der am ebenmäßig grauen Himmel lauerte, saß da fest und drohte immerfort. Das gab der Waldlandschaft eine strenge Stimmung.

Malene fuhr an diesem Tage früh nach Hamburg, um zum zeitigen Mittagessen zurückzukehren. Das tat sie oft. Sie mußte zur Bank oder zur Musikalienhandlung oder Besorgungen machen. Die Mutter sah ihr liebevoll nach, und der Rittmeister brachte sie natürlich zur Bahn. Wie hätte er sich das nehmen lassen! Er wußte, es gab Leute, die Malene und ihn für Vater und Tochter hielten — das hatte Anna wichtig aus dem Bäckerladen mit heimgebracht. Na und darauf konnte man doch stolz sein! Er hätte mal den Alten sehen mögen, dem das nicht wie ein Kompliment glatt eingegangen wäre! Und gerade an diesem Morgen sah Malene so schön aus. Wegen des möglichen Regens trug sie den langen englischen, paletotartigen Mantel, in dem sie förmlich flott einherschritt. Dazu der weiße Halskragen, die kleine Spitzenkrawatte und der graue Strohhut mit den Stutzen. Man konnte nicht zurückhaltender und vornehmer gekleidet sein.

Und ihre feinen Farben waren ganz frisch — darauf schwor der Rittmeister am Nachmittag. Er

habe es noch extra gedacht: gottlob, auch Malene erholt sich.

Als sie mittags zurückkam, waren ihre Lippen blaß — es schien, als seien ihre Augen in den Schatten gekommen — ganz merkwürdig tief waren sie. — Und so elend ihr Gesicht . . .

Sie sagte: ihr sei nicht ganz wohl geworden . . . Sie bat: nicht ängstigen! . . . Und brach zugleich in heißes Weinen aus. Ganz krank schien sie. Mutter half ihr ins Bett. Malene wehrte sich auch gar nicht. Vielleicht war das wie eine Zuflucht — wie die beste Möglichkeit, allein zu sein . . .

Aber doch umarmte sie die Mutter, sich im Bett aufrichtend, und bat:

„Verlaß mich nicht . . ."

Und sie hielt die Hand des Rittmeisters und sagte:

„Nicht wahr — ihr bleibt noch bei mir — lange — lange." —

Sie waren ganz besorgt. Sie dachten: Malene wird krank.

„Ja, das mutterlose Mädchen hat uns nötig," sagte der Rittmeister nachher gerührt. „Es braucht uns wahrhaftig nicht zu drücken, daß wir bei ihr

sind — ich denke, es ist doch vielleicht die Geschichte mit Alfred Langemak, die sie manchmal so aufregt — vielleicht bereut sie, daß sie ihm abgeschrieben hat."

„Kann sein," sprach die Mutter ihrem Mann zu Gefallen, damit er sich an eine Erklärung klammern könne. Sie hatte ihre Gedanken für sich. . . .

Sie dachte: Malene hat Elard gesehen!

Aber sie wagte nicht zu fragen. Sie fühlte: wenn Malene zu mir davon sprechen will, wird sie es von selbst tun.

Ganz still war es in dem hellen Zimmer, wo vor den lichtgelben Wänden die weißen Lackmöbel standen und vom Fenster durch Mullvorhänge mit gelben Rosenkränzen das sonnenlose, gleichmäßige Tageslicht kam.

Und doch war für Malenens Phantasie dieser friedvolle, saubere Raum ganz überfüllt von einem unruhigen und dunkeln Straßenbild. Neben den Bürgersteigen hüben und drüben zogen sich, voll von der bunten Farbenunruhe der verschiedensten Auslagen, die Ladenfenster hin. Ueber ihnen stiegen steil die Hausmauern auf, mit Firmenschildern bedeckt, und machten die Straße unter dem sonnenlosen

Himmel zur düsteren Hohlgasse. In ihr drängte sich die Menge, die Schlendernden von den Eiligen gestört, die Geschäftigen von den Flanierenden gehemmt.

Malene gehörte zu den Eiligen. In der herabhängenden Linken trug sie ihre Handtasche. Sie ging so vor sich hin — in Gedanken durchnehmend, was sie alles besorgen wolle . . .

Sie kam oft nach Hamburg, fast jede Woche. — Und immer wußte sie: ich bin i h m näher. Aber sie sah nicht nach ihm aus — sie wußte ja: irgendwo, fern vom Zentrum der Stadt, hielt ihn seine Pflicht fest — er hatte einmal geschrieben, daß sein Bureau fast eine Stunde von der Wohnung entfernt sei.

Aber nun, an diesem Morgen geschah es . . .

Inmitten der Menschen auf dem Bürgersteig.

Auf einmal standen sie sich gegenüber, so ganz unvorbereitet, daß sie nicht mit Fassung und Selbstbeherrschung bewaffnet waren.

Sie begrüßten sich nicht — sie vergaßen das Guten Tag und jede Frage. Sie sahen einander ins Gesicht.

Malenens Augen waren groß vor Staunen und voll so schmerzlichen Mitleids, wie es nur heiße Liebe haben kann . . . Seine Züge — wie hart geworden!

Seine Farben — wie schlecht! Und dieser Rock — dieser grüne Rock . . . diese Mütze . . .

Und in seinen Augen brannte ein beinahe zorniger Schreck. Er sah sie mit einer unerhörten, fiebernden Spannung an. Kam kein Zug von Hochmut in ihr Gesicht? Zuckte keine Ablehnung auf? Kein Spott? Keine Genugtuung? Würde sie nicht gleich vorübergehen — verlegen vielleicht — unfrei — stolz?

Aber er sah es: das war Liebe, unendliche, unverhüllte Liebe, die ihm entgegenleuchtete, ihn ganz umströmte, wie Wärme einen Frierenden.

Eine Bewegung schütterte durch ihn hin . . . Mein Gott, man war auf der Straße . . .

Und er faßte sich und hielt sich stramm aufrecht.

„Das ist Ihre Stellung?" fragte Malene leise. „Das?"

In dem Durcheinanderraunen und -rollen all der Töne, die zusammen als Geräusch der Straße ihren unmelodischen Lärm fortspinnen, ging das scheue, zitternd vorgebrachte Wort verloren.

Er sah nur, daß sie die Lippen bewegte.

Und er sah, daß sie kämpfte, um nicht in Tränen auszubrechen.

Malene erriet alles, was in ihm vorging — alles . . .

Sie fühlte die gewaltigen Kämpfe, die seine Seele marterten . . .

Sie sah, wie die Spannung auf seinen Zügen der Erschütterung wich — daß er begriff, wie sie nichts wollte, als ihm wohltun.

Sie zeigte mit einer deutenden Handbewegung auf die unferne Mündung einer Nebenstraße . . . Da war es menschenleer. Dort hörten sie einander doch, ohne plump die Stimmen zu erheben — es gibt Dinge, die man nicht laut sagen kann . . .

Und nun fand Elard auch Worte — die ersten, wichtigsten, die zu sagen waren.

„Die Eltern dürfen es nie wissen — niemals," sagte er.

„Es mußte nicht sein, Elard," sprach sie sanft. „Ich bin doch da."

Er sah finster zur Erde.

„Doch, es m u ß t e sein! Und es war das einzige, was sich fand — und immer noch bietet sich nichts anderes."

Malene dachte: ich muß nach seiner Frau fragen. Es könnte ihn kränken, wenn es unterbliebe — aber

vielleicht tat auch die Frage weh . . . Wenn man nur wüßte . . .

„Wie geht es Vater und Mutter?“ fragte er beinahe kurz.

„Sie beruhigen und erholen sich.“

Er ergriff ihre Hand und preßte sie — sie fühlte wohl, das hieß: Dank, Dank!

„Nicht wahr, und bis ich . . .“

„Ja,“ fiel sie schnell ein, „ich lasse sie nicht fort, bis Sie — in eine bessere . . .“

Man konnte nicht sprechen. Jeder Satz blieb verstümmelt — ließ sich nicht zu Ende sagen — es war zu hart.

„Und Ihre Frau?“ fragte Malene.

Da stieg in sein elendes Gesicht eine rasche, heiße Röte, und er wandte sich ab . . . Er antwortete nichts — gar nichts . . .

Malene stand hilflos.

Sie fühlte: er wollte nicht klagen und nicht lügen. — Wie groß mußte sein Unglück sein, das er durch solches Schweigen verriet.

Plötzlich faßte er wieder nach ihrer Hand.

„Leben Sie wohl — erst erschrak ich — aber nun war es doch gut — es war doch Freude, daß ich Sie . . .“

Er sah ihr in die Augen, mit einem langen, tiefen Blick . . .

Sie gingen auseinander — dahin und dorthin verloren sie sich einzeln im Gewühl der Straße.

Und Malene nahm diesen Blick mit, den sie nicht deuten konnte — der sie glücklich und unglücklich zugleich machte. — Sie nahm auch sein elendes Gesicht in ihrem Herzen mit. —

Sie wußte es nun, sein Leben war zerbrochen in dieser Ehe. —

Und darum, darum haben wir alle geweint, dachte sie, und müssen weinen — immer, immer.

Viele Tage vergingen, bis sie fähig war, wieder eine gleichmäßige Stimmung vorzutäuschen, und eigentlich zwang sie sich nur zur Beherrschung, weil sie in den Augen der Mutter eine lauernde Angst sah — ja, die Mutter in ihrem feinen Spürsinn ahnte wohl, daß sich irgendetwas begeben habe . . .

Gerade jetzt geschah es, daß der alte Baron Langemak einen Brief an Malene schrieb.

Sie hatte gleich in der ersten Zeit schon von Hamburg aus an Alfred die Bitte gerichtet, ihr Wort zurücknehmen zu dürfen. Sie sagte ihm:

„Es tröstet mich, daß ich gewiß keinen Schmerz bereite. Es war ein so vernünftiges Ueberein-

kommen. Wir hatten so viel klare Gedanken darüber, daß eine Ehe aus Freundschaft und Interessengemeinschaft zu einem nützlichen Leben führen müsse. Und nun glaube ich doch, daß die unklare Empfindung, die mich warnt, ohne Liebe zu heiraten, viel richtiger ist als all diese klaren Gedanken. Aber ich verwunde Ihr Herz nicht, denn es hat eigentlich nicht zu mir gesprochen. Und das beruhigt mein Gewissen. Und das gibt mir auch die Hoffnung, ja, die Sicherheit, daß wir gute Freunde bleiben werden."

Alfred antwortete ihr nach acht Tagen mit einer sehr wohlabgewogenen, warmen Höflichkeit. Ein wenig schmerzlich, aber doch nicht wie einer, der leidet.

Der alte Baron aber ließ seither nichts von sich hören, nachdem er in der allerersten Zeit sich mit ein paar koketten kleinen Briefchen in Erinnerung gebracht.

Vom Triumph des Rittmeisters sprach eigentlich nur das Blitzen in seinen Augen und seine fast fröhliche Stimmung. Man las es ihm von der Stirn, wie es ihn entzückte, daß die Langemaks nun doch und doch nicht Wernsdorf bekamen.

Aber jetzt schrieb Langemak wieder. Beim Plaudern war er weitschweifig. Beim Schreiben

knapp. Und so standen auch nur einige Zeilen auf dem dicken, gelblichen Papier — Zeilen, die Malene obendrein nicht ganz verstand:

„Meine teure junge Freundin!

Meine Jahre sind die Lebensepoche der Enttäuschungen. Vielleicht zeigt sich die Schulung eines Geistes am besten in der Grazie, mit der er die Enttäuschungen zu ertragen versteht. Ich bin dauernd bemüht, den meinen zu schulen. Was meinen Sohn Alfred anlangt, so ist er wahrscheinlich zu langemaksch, d. h. zu klug gewesen. Ich habe mich aber entschlossen, nicht der leidende Teil dieser Klugheit zu sein, und bitte für künftig um die fortdauernde Gönnerschaft der holden Besitzerin von Wernsdorf. Apropos: Wernsdorf — da bin ich nicht langemaksch genug gewesen. Ich suche jetzt nach einem Epigramm, das die Gefahren des Zu-klug- und Nicht-klug-genug-seins amüsant faßt. Vielleicht gelingt mir eins. Ich werde es alsdann meiner Nachbarin in spe unterbreiten. Heute küsse ich ihr in gehorsamster Verehrung die Hände.

Alfred Langemak père."

Wie glatt war dies Stück Leben abgeschlossen. Malene dachte mit solcher Ruhe an Alfred, daß sie sich imstande fühlte, ihm jederzeit freundlich zu begegnen. Er hat mich ja nicht geliebt! Wie leicht lösen sich Verbindungen, in die keine Leidenschaften hineinverwebt sind. So sah sie es.

Immerfort dachte der Rittmeister darüber nach, wie er Malene ein bißchen aufheitern könne. Denn man sah es wohl: ein schwerer Ernst lag auf ihr und wollte nicht weichen. Nicht einmal der Brief von Tante Line lockte ihr mehr als ein mühsames Lächeln ab. Und der Brief war doch putzig genug. Mit einem Male war Itzehoe in Ungnade gefallen. Die Pensionsinhaberin eine raffige Person, die um jeden Groschen zankte, die Mitpensionärinnen klatschhaft und übelnehmsch, die Freundin im adeligen Stift eine unerträgliche, eingebildete, anspruchsvolle alte Jungfer ohne Selbstkritik. Und Tante Line ließ durchblicken, daß sie gern wieder mit den Verwandten leben würde, sonst aber doch der Frage mit der Leibrente nähertreten müsse.

Mutter natürlich war gleich voll Milde und meinte, man könne es einrichten, sobald Elard nur eine sichere und ertragreiche Tätigkeit habe, wovon ja alles abhing. Und dann dachte Mutter ja auch etwas an Lines vierzigtausend Mark und wünschte

sich, daß diese kleine Erbschaft dereinst Elard nicht entginge.

Aber der Rittmeister genoß es recht, daß er psychologischen Scharfblick gehabt habe, als er voraus bemerkte: „wenn Du Dich man verträgst“. Und von den vierzigtausend Mark und der „Leibrente“ prophezeite er, daß das immer Atout-As im Spiel Linens mit den Ihren bleiben werde.

Nun war es Sommer, und durch den Ort und den Wald zogen oft, besonders Sonntags, Menschenscharen. Sie bildeten sich ein, Freude und frische Luft in der Natur zu suchen, und trugen nur den gewohnten Lärm, Dunst und Geist in sie hinaus, ihre feinen Stimmen übergrölend. Es kam vor, daß ganze Züge — Paar um Paar, die Musizi voran, an der Brust Vereinsabzeichen, grüne Büsche an den aus der Stirn geschobenen Männerhüten, welkende Blumen in Frauenhänden — singend und vergnügungsselig an der Villa vorbeimarschierten.

Und einmal war es der Mutter und Malene, die gerade auf der kleinen Terrasse hinter dem Schutz

des Blumengewuchers den Kaffeetisch richteten, als sähen sie Hansi. — Ziemlich vorn in einem solchen daherkommenden Zug — heiß und lachend . . . Und am Arm eines Mannes mit rundem, grobem Gesicht, darin eine kleine Nase mit großen Nasenlöchern auffiel und ein scharfes Auge . . .

Die Mutter griff nach Malenens Hand . . .

Sie starrten in den lauten, trottenden Menschenzug — wie er herankam — vor ihnen war — weiterkruste — von Staub umnebelt, als pflüge er im Schreiten Hitze aus dem Boden. Dann sahen sie sich an . . .

„Nein,“ sagte Malene beruhigend, „es war doch gewiß nicht Hansi —“

„Nein,“ sagte auch die Mutter ganz bestimmt, „nur eine Aehnlichkeit — man sieht so oft derartige Erscheinungen.“

Und sie wußten doch beide ganz genau, daß es Hansi gewesen war . . .

Plötzlich aber, als sei durch diesen Vorfall irgendetwas ganz rasch in die Höhe geschossen, was vordem durchaus niedergehalten wurde, plötzlich fing die Mutter an, sich zu beunruhigen.

Warum schrieb Elard nie?!

Und warum kam er nie an einem freien Sonntagnachmittag auf ein Stündchen heraus?

So lange hatte man gewartet. Und immer gedacht: er mag in seinen vielleicht knappen Freistunden seine Frau nicht verlassen, und sie in Malenens Haus mitbringen mag er auch nicht ohne weiteres.

Aber wenn doch Hansi allein ihrem Amüsement nachging . . .

Ja, warum schrieb er nicht . . . und kam nicht?

Die Eltern wurden von einer großen Unruhe erfaßt.

Der Rittmeister sagte: Wenn Malene im Laufe der Woche einmal nach Hamburg fahre, werde er mitfahren und Elard überraschen.

Malene ängstigte sich. Nein, der Vater durfte nicht mit nach Hamburg, er durfte nicht den Sohn sehen — in jenem Rock . . . Er durfte nicht erfahren, wie Elard hinabgestiegen sei. — —

Sie redete dem Rittmeister den Plan aus, sprach von Elards bekannter Verschlossenheit und Eigenbrödelei, und wie er es liebe, daß man ihn nicht aufstöbere, wenn er sich einmal für Wochen verstecke.

Aber die Eltern erinnerten sich zu genau, daß solches Schweigen immer Unheil verborgen habe . . .

Sie kämpften tagelang. Und Malenens Widerstand fiel den Eltern auf.

„Sie weiß was. Und nichts Gutes. Und wir sollen nicht klar sehen," sagte der Rittmeister und lud seine eigene Unruhe noch mit auf das ohnehin übervolle Herz seiner Frau.

Malene führte die törichtsten Gegengründe an, als die scheinbar vernünftigen, die sie herbeigeholt hatte, ihr ausgingen.

„Sieh mal, Onkel Brohla, Du fährst vielleicht ganz unnütz in die heiße Stadt. Kommst vor die verschlossene Wohnung, Elard und seine Frau sind nicht da, und Du mußt unverrichteter Sache umkehren."

„Bitte — ich habe den Schnepper. Den habe ich aus Versehen in der Tasche behalten . . . Wenn ich nun in die Wohnung will, zum Beispiel, um aus meinem Schreibtisch was 'rauszuholen? Kann Elard dann sagen, man hätt' ihm nachspioniert?"

Malene sah: sie würde den alten Mann nicht zurückhalten können. Aber da begab sich etwas, das für die Lage der ihr so teuern Menschen eine bescheiden verbessernde Wendung verheißen konnte.

Von dem vortrefflichen Herrn Klingemann, der es in der Tat verstand, sich in jedem Schreiben mit

seiner Vortrefflichkeit in die Brust zu werfen, kam ein großer dicker Brief.

Malene studierte lange daran herum und las den beiliegenden Kontrakt, den sie billigen und notariell beglaubigt unterzeichnen sollte, immer wieder durch.

Es machte den Rittmeister ein bißchen nervös, daß sie nichts sagte. Die Neugier prickelte ihn kindlich. Aber er fragte natürlich nicht.

Malene fing dann ein Gespräch mit Mutter an über den Roman in der „Gartenlaube“, den sie beide lasen.

Und dann ging sie ihren häuslichen Geschäften nach und verriet wahrhaftig mit keiner einzigen Aeußerung, was in dem dicken Klingemannschen Schriftstück enthalten sei.

Der Rittmeister unterhielt seine Frau mit Vermutungen: Sollte Monsieur Klingemann zur Erkenntnis gekommen sein, daß er die Geschichte doch am verkehrten Ende angefangen habe?

Nachmittags, als man um den Kaffeetisch saß, fragte Malene, während sie sich ganz unbefangen ein Hörnchen der Halbmondform nach durchschnitt:

„Onkel Brohla, denke Dir, Du hättest Dir eine Schatulle gekauft oder eine Truhe oder so dergleichen

— und mit einem Male findest Du nachher einen Diamanten von hohem Wert darin, der in einem Geheimfach verborgen war, den Du aber nicht mitbezahlt hast. Was tätest Du?"

„Das ist doch gar keine Frage! Man gäbe den Diamanten dem Verkäufer zurück."

„Oder man zahlt den entsprechenden Wert nach."

„Auch denkbar."

„Ja, Onkel Brohla — in so einer Art Lage bin ich . . . in Wernsdorf . . ."

„Sind woll Diamantenfelder entdeckt?" lachte er auf — aber doch ein bißchen nervös, wachsam . . . Witternd — gespannt . . .

„Das nun gerade nicht. Aber ein Kieslager von einer riesigen Tiefe und Mächtigkeit. Und Herr Klingemann wollte mich offenbar erdrücken mit der Wucht seiner klugen Dispositionen. Er hat es mir verschwiegen, bis er mir gleich den Vertrag unterbreiten konnte, den er, nach vielen Unterhandlungen mit andern Unternehmern, nun mit einer Hamburger Firma abgeschlossen hat. Ich versteh' ja so was nicht — habe keine Ahnung gehabt, daß das so viel Wert haben könnte — lies das nur alles nach — ich bitte Dich — der Unternehmer zahlt zehn Jahre lang für das Recht des Abbaus jährlich achttausendfünf-

hundert Mark und fährt noch obendrein Schutt und Boden an, die entstehenden Gruben zu füllen. Ich bin ganz benommen davon. Aber so ist es — und es ist gar nichts Ungewöhnliches."

Der Rittmeister saß mit dunkelrotem Gesicht . . . Seine Frau bekam förmlich Angst, trat an ihn heran und streichelte ein bißchen den Rockstoff auf seiner Schulter.

„Herr Klingemann von seinem Standpunkt preist mich glücklich, daß ich mit Wernsdorf eine fabelhafte Chance gehabt hätte, es weit unterm Wert bezahlt habe. Mein Standpunkt ist natürlich ein wenig anders als der des Herrn Klingemann, und ich denke, wir finden einen gerechten Ausweg. Was meinst Du?"

Nun atmete der Rittmeister hoch auf. Mit der Faust schlug er auf den Tisch und rief aus tiefster Brust:

„Das gönne ich Langemak!"

Das war sein erster Gedanke. —

Die Frauen mußten lächeln. Ja, das war noch ganz er: er dachte zuerst an seine Liebe oder an seinen Aerger und dann erst an den entgangenen oder möglichen Vorteil.

Malene schloß:

„Hier, Onkel Brohla . . .,“ und sie holte den dicken Briefumschlag mit seinem Inhalt aus der Tasche, die sie im Schoß bereitgehalten hatte, „studier' das nur mal durch. — Und dann wollen wir bereden, was mir heute den ganzen Vormittag so durch den Kopf ging. Ob ich Dir den Kaufpreis entsprechend ergänze — Mutter, sage auch Du, was Du meinst — ja? Oder ob Elard — für diesen Anteil mein Kompagnon auf Wernsdorf würde? In einem Jahr könnte man Klingemann entbehren. — Inzwischen bereitet sich Elard für die Tätigkeit vor. Es könnte die Lösung sein — nach jeder Richtung.“

Nun hatte auch Malene einen roten Kopf . . . ihre Stimme wurde immer unsicherer.

Die Mutter stand in einem unaussprechlichen Gemisch von Glückseligkeit und Kummer. Sie brauchte sich ja nicht zu bedenken. Ihr Herz jubelte: ja! Aber sie fühlte auch so bänglich, daß Malene offenbar in diesem Augenblick das Hindernis vergessen hatte.

„Ja, wenn Hansi . . . nicht wäre . . .“

Der Rittmeister erhob sich plötzlich mit solcher geräuschvollen Energie, daß die Frauen zusammenschreckten.

„Morgen wird nach Hamburg gefahren," sagte er entschlossen. „Ueber so was muß man 'n Rechtsanwalt hören. Hab' ich da Anspruch: gut, so soll er berechnet werden, und wir werden meinen Sohn fragen, wie er über die Kompagnieschaft denkt. Das hätte Hand und Fuß. Er brächte einen kleinen Anteil und seine ganze Arbeitskraft. Hab' ich keinen Anspruch — na, so war das eine von den vielen Seifenblasen mehr . . . es sind mir genug zerplatzt im Leben."

Und jetzt widersetzte sich Malene nicht mehr der Fahrt in die Stadt.

Es war eine schreckliche Hundstagshitze am andern Tag.

Aus dem Abteil des Eisenbahnwagens schlug ihnen eine ganz schwere Luft entgegen. Man schmeckte ihren staubigen Gehalt beinahe auf der Zunge.

Der Rittmeister stöhnte. Er war namenlos aufgeregt.

Das sah Malene wohl.

Er sagte während der Fahrt:

„Wenn ich keinen Anspruch habe — kein Wort mehr davon!" — Und nach Minuten: „Wir sprechen nur weiter, wenn ich wirklich rechtlichen Anspruch

habe — hörst Du." Dann noch einmal, aus tiefstem Nachdenken heraus:

„Nur, wenn tatsächlich Anspruch ist . . ."

Malene hielt es für das klügste, alle ihre Einwendungen, die in keiner Hinsicht autoritativ gewirkt haben würden, schweigend für sich zu behalten.

Er stieß die Fenster herunter und saß gegen den hereinstreichenden Wind. Der spielte mit den weißen Haarsträhnen und blies dem alten Mann Kühlung in das erhitzte Gesicht.

Die große Stadt war wie betäubt vor Hitze. Alle Dinge schienen sich in Geruch und Staub auflösen zu wollen. Die Menschen hatten schlappe und widerwillige Bewegungen. Das Leben in den Straßen wirkte wie Lastträgermühe. Ueber dem viereckigen Bassin der Binnenalster schwebte lauer Wasserdunst, und in den kaum bewegten Fluten spiegelte sich das knallige Blau der einen Himmelshälfte und das gelbliche Grau der andern, die voll schwerer Wolken hing.

„Ich krieg'n Schlag," sagte der Rittmeister im offenen Taxameter und wischte sich die Stirn.

„Gottlob, Du bist nicht apoplektisch," tröstete Malene.

Sie kamen zum Rechtsanwalt. Da mußten sie warten. Rings an den Wänden saßen die Klienten,

vornehm und gering, durcheinander. Der Rittmeister fiel bald allen durch seine beständige Unruhe auf. Er mußte sich immerfort ein wenig bewegen, um es auszuhalten.

Frischer und energischer wurde ihm aber nicht zumute bei dem Warten.

Endlich kamen auch sie an die Reihe.

Der Doktor Antonius gefiel dem Rittmeister sofort. Und da er der Mensch der starken Sympathien und Antipathien war, hieß dies sofortige Gefallenfinden auch gleich: unbedingt vertrauen.

Doktor Antonius war ein Hamburger Patrizier von aristokratischer Sicherheit, ein wenig Lebemann vielleicht; jedenfalls hatte er eine gewisse joviale und doch überlegene Art, sehr elegante Formen und ein scharmantes Lächeln, das von vornherein alle Schwierigkeiten des Falles — welchen auch immer man ihm vortrug — als überwindbar zu charakterisieren schien.

Diesen Wernsdorfer Fall trug Malene vor. In der Morgenfrühe noch hatte der Rittmeister gesagt:

„Ich nehme das Wort! Das versteht sich."

Aber dazu war er nun nicht mehr imstande. Hitze und Aufregung hatten die Legierung seiner Energie zerschmolzen.

Malene enthielt sich jeder versteckten Bitte in ihren Darlegungen. Sie verriet mit keiner Wendung den Wunsch, Doktor Antonius möchte ihr eine unwahre Auskunft geben, wenn die genaue juristische zerstörerisch sei.

Sie fürchtete, der Rittmeister könnte das mit seinen mißtrauischen Ohren heraushören und dann verletzt und stolz die Verhandlung abbrechen.

Sie ahnte nicht, wie zermürbt der alte Mann von der geheimen Spannung war. Er konnte eben keine Aufregung mehr vertragen.

Während Doktor Antonius zuhörte, mit der Rechten ein weißes Falzbein auf die Schreibtischplatte stützend, als sei es ein gesenktes Zepter, durchschaute seine Menschenkenntnis rasch die Lage: dies Fräulein würde glückselig sein, vornehm handeln zu dürfen, und diesem hageren Alten, der etwas von einem gestürzten Feldherrn hatte, standen die Spuren bitterer Lebenskämpfe im Gesicht.

Aber der Buchstabe!

Als Malene zu Ende gekommen war mit ihrem Vortrag, legte Doktor Antonius voll Entschiedenheit das Falzbein hin und sprach mit dem Ausdruck äußerster Sachlichkeit:

„Eine rechtsverbindliche Verpflichtung, Vorbesitzer die Differenz nachzuzahlen, die sich zwischen dem beim Verkauf angenommenen und jetzt offenbar gewordenen wirklichen Wert des Objektes ergeben hat, besteht für Käuferin nicht!“

Malene erschrak und biß sich auf die Lippen.

Der Rittmeister hörte — dies feste „nicht“ fuhr wie ein Dolchstoß in seine Hoffnungen.

Also wieder nur eine Seifenblase. — — Mit dem letzten Rest von Haltung, den er der Hitze und seiner Erschöpfung abtrotzen konnte, blieb er tapfer.

Er hob sein Haupt höher — so wie sein Sohn es tat, in Augenblicken, wo andere es beugen. —

„Also, ich habe keinen Anspruch. Erledigt — erledigt —,“ sagte er beinahe leichten Tones.

„Indessen“, fuhr Doktor Antonius nach dieser kleinen Pause fort, „außer der rechtlichen Verbindlichkeit gibt es ja in solchen Angelegenheiten noch Billigkeitsgründe. Aus diesen heraus wäre eine moralische Pflicht des Käufers durchaus denkbar, dem Vorbesitzer die zutage getretene Differenz irgendwie zu vergüten. In solchen Fällen lassen sich entstehende Uneinigkeiten — die Herrschaften werden mir zugeben, es kommen auch Uneinigkeiten aus Noblesse hüben und drüben vor — am leichtesten dadurch schlichten, daß zum Beispiel der Vorbesitzer

sich fragt, wie würde ich handeln, wenn ich nicht der Verkäufer, sondern der Käufer wäre?"

„Siehst Du, Onkel, ich habe moralische Pflichten!" sagte Malene flink, „und wie würdest Du in meinem Fall handeln? Bitte — wie würdest Du handeln?"

„Kind," murmelte der Rittmeister, „dies alles verwirrt mich ein bißchen . . ." Er seufzte. „Und es ist so heiß."

Wie gut, daß es so betäubend heiß war.

Er konnte alles auf die Hitze schieben. —

Er wußte, daß Sichwehren eine Art Don-Quichotte-Geste gewesen wäre . .

Und seine tiefe Rührung, daß es also doch keine Seifenblase sein sollte, mochte er vor dem fremden Mann auch nicht zeigen.

Doktor Antonius hielt noch einen durch ein Viertel Dutzend Beispiele belebten Vortrag über „Billigkeit", und wie sie ergänzend einzutreten habe, wo das Recht versage, und welch ein tiefer Sinn in der Redensart liege „recht und billig". Die Billigkeit sei oft von tieferer ethischer Wahrheit als das Recht. Das Buchstabenrecht entbehre zuweilen der Billigkeit, aber die Billigkeit enthalte immer den Geist des Rechts. Deshalb habe das Volksempfinden das Vollkommenste von Recht ausdrücken wollen, wenn es die Billigkeit mit ihm in einem Atem nenne.

Der Rittmeister sah es ein, er konnte sich anstandslos noch nachträglich seinen Preis für Wernsdorf erhöhen lassen. Aber es sollte ganz genau zugehen und berechnet werden.

Malene hatte alle Papiere mitgebracht, damit Doktor Antonius sie dabehalten und sein Gutachten abgeben könne.

Dann mußte noch der Kontrakt unterschrieben und ihre Unterschrift beglaubigt werden.

So wurde es eine lange Sitzung. Und als sie endlich zu Ende war, stieg der alte Herr mit etwas schwachen Beinen treppab.

Das bißchen Glück wollte ihn beinahe umwerfen.

Und was Elard wohl sagte?

Das murmelte er immer vor sich hin im Wagen, während Malene still seine Hand hielt, um ihn zu beruhigen.

Ja, wie könnte das nun alles schön werden . . . wenn nicht . . .

Wie sollte man Hansi in das künftige Leben einordnen?

Um ihretwillen würde Elard doch nicht nach Wernsdorf kommen können . . .

So weich war der alte Mann! Er sagte sogar einmal halb verlegen:

„Dieser Klingemann ist doch wohl 'n fixer Kerl . . . ."

Der Himmel war völlig grau geworden. Eine sonderbare Beleuchtung, düster und doch von einer Art gelblichen Glanzes, war in den Straßen.

Als der Wagen oberhalb der Anlagen des Bismarckdenkmals fuhr, hatten sie einen fast schaurigen Eindruck. —

In ihrem lichten Grau ragte die granitene Riesengestalt in unerhörter Hochgewalt in die drohende Luft hinein, die, schwarzgrau, phantastisch geballt, einen unermeßlichen Hintergrund gab. Und gerade in diesem Augenblick huschte ein roter Schein durch die Wolken . . . als sei hoch über ihnen, von ihren Massen noch verborgen, ein Gewitter . . .

„Ah, das würde guttun," sagte der Rittmeister.

Der Wagen hielt vor dem Hause. Sie stiegen treppan. Sehr langsam. Denn vier Stiegen — die wollten genommen sein! Wenn man so kaputt ist.

Und oben mußte man warten. Bis das rasende Herzklopfen abebbte . . . Sie standen und sahen sich an.

Atemlos, noch mit dem harten Pochen in den Halsadern, sagte der Rittmeister leise, daß sie klingeln wollten. Sogleich einfach mit dem Schnepper öffnen . . . das scheine so indiskret — ein Ueberfall.

Und als Malene ihm zunickte, klingelte er.

Drinnen gellte schrill die Glocke auf.

Sie horchten dem Ton nach . . .

Er verklang.

Alles schwieg. Sekunden rannen. Es rührte sich nichts.

Noch einmal drückte er auf den kleinen weißen Knopf, der im Rund seiner Holzrosette am Türpfosten ruhte.

Wieder bebte der unruhige Ton drinnen. — Es hatte etwas Gespenstisches — so mit zitterndem, grellem Schall eine vielleicht leere Behausung zu füllen . . .

Und wieder, als er erstarb, trat ein vollkommenes Schweigen ein.

„Es ist niemand zu Hause," sagte der Rittmeister.

Malene war unsicher.

„Dürfen wir auch hinein?"

Er sah sie groß an.

„In meines Sohnes Wohnung? Die mit meinen und Mutters Sachen ausmöbliert ist?"

Und er schloß auf.

Die muffige Luft kleiner Wohnungen und dunkler Korridore schlug ihnen entgegen

Sie traten in die Zimmer, die von den Eltern bewohnt gewesen waren — und die nun vermietet sein sollten.

Aber es sah nicht nach einem Mieter aus. Voll Staub lagen die Möbel. Das eine Bett stand noch so, wie Mutter es damals zusammengepackt und überdeckt hatte. Das andere war nicht bezogen und nicht zugedeckt, es wirkte unordentlich, aber doch so, als ob es nicht benutzt werde.

In die Fenster hinein sah die schwarzgraue Gewitterstimmung der Luft. Und jetzt zitterten die Scheiben mit leisem Klirren. Es hatte gedonnert.

Malene fühlte eine Angst und Unruhe ohnegleichen.

Fast eine abergläubische Furcht. Als sei in dieser stummen Wohnung ein furchtbares Unheil versteckt — als lauere es hinter der nächsten Tür — als könne man da auf eine Leiche stoßen. —

Ganz überreizt und verängstigt war sie.

Auch über den alten Mann kam eine Beklemmung, die er gar nicht abschütteln konnte.

Er öffnete nun die Tür in der Wand, die das Wohnzimmer der Eltern von dem des jungen Paares schied.

Und da sah es seltsam aus . . . Ganz erschreckend unordentlich . . . Ein Schrank, der hier

seinen Platz hatte finden müssen, weil das Schlafzimmer zu eng war, stand geöffnet. Nichts war darin als eine alte Litewka Elards — sie hing ganz merkwürdig vereinsamt in dem sonst völlig leeren Innern — die Aermel, wie sie so herabhingen, hatten fast etwas Menschliches — sie waren von den Armen geformt, die oft in ihnen gesteckt hatten.

Dies war Hansis Kleiderschrank gewesen . . .

Der Vater riß die Schlafstubentür auf . . . Da — die beiden Kommodenschubfächer — leer — leer — herausgezogen gähnten sie wie offene Riesenmäuler . . .

Und nirgends sonst eine Spur von irgendwelchem weiblichen Eigentum — an dem Kleiderrechen auf der Türfüllung nur Elards Hut. — —

Nichts — nichts von der Frau — nirgendwo. —

„Da," sagte Malene, „da . . ."

Sie keuchte es hervor. — —

Auf Elards Schreibtisch lag ein Blatt — ein Briefbogen — weiß, auf dem alten, grünen Tuch . . .

Immer düsterer wurde das Zimmer . . . Nun huschte ein Blitz — förmlich blendend weiß leuchtete in seinem Schein das Blatt Papier . . .

Der Vater nahm es . . .

In diesem Augenblick hob die Uhr an zu schlagen im nächsten Zimmer, wo sie auf stets verschattetem

Platz zwischen den Fenstern stand und auf ihrem metallenen Zifferblatt langsam die schwarzen Zeiger in der Runde gehen ließ.

Zwölfmal schlug sie ruhevoll. Und den letzten Schlag verschlang der Donner . . .

Der Vater hatte, aus einer unbestimmten bangen Andacht heraus, den Tönen nachgehorcht . . .

Nun las er . . .

Und er setzte sich nieder — schwach — kraftlos — um seine Aufrechtheit gebracht — ganz und gar. —

Er hatte eine Handbewegung — nach Malene hin. — — Sie erriet: auch sie solle lesen . . .

Sie dachte: Clard! — —

Er ist tot . . .

Das ist die letzte Kunde über ihn. — —

Sie dachte nicht mehr: Darf ich das lesen? Ist es auch für meine Augen bestimmt?

Nichts derart dachte sie . . .

Sie fühlte nur: Ich muß wissen — wissen. — — Das Unglück muß ich kennen, das hier lauert!

Wissen, ob er lebt . . .

Und sie las:

„Mein guter alter Schatz, es tut mir selber furchtbar leid, daß ich Dir diesen Brief schreiben muß: Wenn Du ihn findest, bin ich weg. Aber nicht wegen

Robikow. Keine Spur. Da gebe ich Dir mein Ehrenwort darauf. Natürlich bin ich gut Freund mit ihm geblieben, als Du ihn so unnötigerweise 'rausgeschmissen hast. Er hat mir auch das Engagement besorgt, durch seinen Bruder, der in Berlin am Südendtheater Sekretär ist. Ich gehe wieder unters Theater. Da hätt' ich bleiben sollen. Aber wir hatten uns ja so sehr lieb, und ich dachte ja auch Wunder, was Du mir bieten könntest. Weil Du nun doch zu gar nichts kommst — denn Du sagt ja selbst, beim ‚Parat' dauert es nicht lange — und dann ist wieder Not, meine ich: jeder schlägt sich allein besser durch. Wir wollen uns einfach scheiden lassen. Wir können deshalb doch gute Freunde bleiben. Mit der Verliebtheit war es ja schon lange alle. Aber böse bin ich Dir wirklich nicht. Ich hoffe, Du bist es auch nicht Deiner Dich zum Abschied noch vielmals grüßenden Hansi."

Mit ihren kalten Fingern legte Malene das Blatt auf die Schreibtischplatte zurück.

Draußen tobte nun das Gewitter los . . .

Wie totenhaft der alte Mann am Fenster aussah . . . Von dem fahlen Licht? Oder was war es?

Malene umschlang ihn . . . Voll bebender Angst.

„Nur erschöpft — nur erschöpft," murmelte er.

Sie half ihm auf . . . sah umher . . . Hier war nur das kleine Sofa, auf dem man nicht liegen konnte.

Sie führte ihn nach nebenan — da stand an der Wand rechts von der Tür das breite, lange, alte Sofa von daheim.

Er streckte sich aus — ach, das tat ihm gut — er schloß die Augen — Malene kauerte neben ihm . . . Sie fühlte seine Hände — seinen Puls . . . der ging ruhig . . .

Gewiß, es war nur die Erschöpfung. Ihre Angst um ihn besänftigte sich. Sie bewachte ihn.

Wie sollte ihn das nicht hingeworfen haben . . . Es war so natürlich . . .

Und all die Fragen, die nun drohend aufstanden.

Wußte Elard schon? Hatte er auch schon dieses Heim verlassen?

Um den Tod zu suchen? Konnte er, würde er diesen Ausgang seiner Ehe überleben? . . . Würde sein Stolz nicht zerbrechen? . . .

Die Blitze huschten, und der Donner polterte . . .

Regen warf sich mit Hagelgeräuschen hart gegen die Scheiben . . .

Der alte Mann bekam seine gesunde Farbe wieder — Malene fühlte, daß er ihre Hand drückte.

Ganz still war es im Zimmer . . . Da war es Malene, als höre sie . . . ja, draußen die Tür . . . Und Schritte.

Dann nebenan.

Und nun ein Ton . . . Als wenn jemand einen Laut des Erstaunens ausstößt . . .

Sie atmete kaum . . . Sie horchte — ihre ganze Seele horchte . . . Jeder Nerv ihres Körpers horchte.

Sie hörte: nun ging er in das Schlafzimmer . . .

Nun kehrte er — nach kurzem — ach vielleicht wie entsetztem Verweilen — zurück. — — Stand vielleicht suchend, mit starren Blicken . . . Nun trat er an den Schreibtisch. — Da war dieser Brief. — —

Er nahm ihn in die Hand — er las. — — —

Totenstille — — eine vollkommene, furchtbare Stille . . . Kein Aufstöhnen — kein Ruf — nichts — — lange so — — lange . . .

Dann ein tiefes, schweres Aufseufzen. — — —

Und nun schien es, als werde ein Schubfach aufgeschlossen . . . Malene hörte einen Ton — wie wenn Metall anstößt.

Sie zauderte noch — Sekunden noch — diese Stille war wie eine Gefahr — wie höchste Angst . . .

Und dann sprang sie auf — stieß die Tür zurück.

Ein Sprung noch — und mit starker Hand entriß sie ihm den Revolver . . .

Das Anpacken und das Herauszerren der Waffe aus den umklammernden Fingern löste den Schuß aus . . .

Hart an Malenens Wange vorbei, sie aber doch streifend, ging die Kugel und flog durchs Fenster, die Scheibe durchbohrend, daß vom kleinen Loch strahlenförmig die Splisse durch das Glas knirschten.

Ein dumpfer Ton dann — der Revolver fiel zu Boden.

Sie starrten sich an . . .

Entsetzt — atemlos. —

Der Tod war vorbeigehuscht, nahe, ganz nahe. —

Und dann sank Elard in die Knie und verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides.

Sie neigte sich über ihn — in erlösenden Tränen.

Ullstein & Co

Berlin SW 68